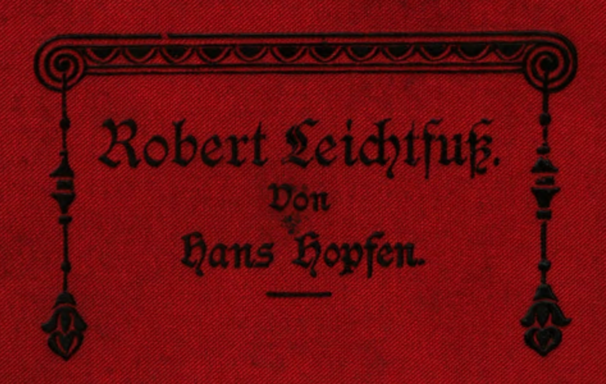
ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.



Robert Leichtfuß.

Von

Hans Hopfen.



ENGELHORNS
Allgemeine



zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den
gebundenen Band be

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjørring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

0

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 1.

Robert Leichtfuß.

Roman in zwei Bänden

von

Hans Hopfen.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Ich nenne ihn nicht mit dem Namen, den er vom Vater ererbte, sondern mit demjenigen, welchen er sich durch seine wunderliche Lebensauffassung und seine Art, das Leben zu führen und zu tragen, unter uns erwarb. Ich war versucht, unter den Titel die warnenden Worte zu setzen: „Eine unmoralische Geschichte". Allein ganz abgesehen von dem Umstande, daß dieser anziehende Titel in letzten Zeiten schon oft mißbraucht worden ist, so könnte mir derselbe, wie bereits andern geschehen ist, Vorwürfe verschiedenster und teilweise recht unverdienter Art eintragen, darunter auch den, daß ich den Leser habe täuschen und auf verbotene Früchte lüstern machen wollen, davon in dieser Erzählung soviel wie nichts gereicht werden wird. Die Leute, die darin auftreten, sind sehr geachtete und meist auch wirklich ehrbare Personen, und es geht darin meist so anständig zu, wie nicht immer in der besten, aber doch in der sogenannten guten Gesellschaft, wenn schon die zu meldenden Begebenheiten teilweise so wunderlich und unerwartet sind, daß ich die Geschichte auch ein Märchen hätte nennen können. Ein modernes Märchen, ein Märlein aus unsrer Zeit.

Allein ein Märchen hat eine Moral die am Schluß guten Kindern auf den Heimweg mit eingepackt wird. Meine Geschichte hat kei[illegible]. Auch darf man nicht Märchen nennen, was sich wirklich und vor kurzen Jahren unter uns begeben hat. Geht es doch nirgends wunderlicher zu, als zuweilen auf dieser unsrer lieben bewohnten Erde, wo man sich an andern Tagen zur Abwechselung und Erholung dafür um so grimmiger langweilen kann.

Also weder Märchen noch unmoralische Geschichte. Denn mit dem letzteren Beiworte wollte ich eigentlich nur einen Wink geben, daß ich das Gebaren meines lieben Freundes nicht durchaus lobenswert finde, und obschon alles, was er angefangen

oder laufen lassen, schließlich zu einem guten Ende geführt hat, ich doch sein Verfahren durchaus nicht zur Nachahmung empfohlen haben möchte, wenn ich es auch, wie unter Freunden sich gebührt, mit den Augen der Liebe betrachte und ohne jegliche Entrüstung, die sich nach meiner Meinung für einen rechten Erzähler nicht schickt, hier wiedergebe.

Robert war wirklich der leichtfertigste Strick, der mir je vorgekommen ist. Und das will was sagen. Denn ich habe wunderliche Leute dieses Schlages genug kennen gelernt und war selber von dieser Tugend oder diesem Laster, wie man es eben nach jeweiliger Anschauung nennen mag, nicht frei.

Mein Gott, leichtfertiger Leute gibt es viele! Was aber bei jenem das Aufsehen verlohnte, war, daß er sich ein ordentliches Prinzip aus seiner Naturanlage gemacht hatte und mit einer hartnäckigen Verbissenheit an Grundsätzen festhielt, denen man mit dem Namen Fatalismus noch zu viel Ehre angethan hätte.

Er war nun freilich von Mutterleib an nicht zum reichen Manne geboren worden. Das bekannte Rittergut, mit dem der anständige Mensch auf die Welt kommen soll, hatte nicht den entferntesten Schatten über die Anfänge seines Daseins geworfen. Frühe schon hatte er unerquickliche Fährlichkeiten erlebt und war aller Ecken und Enden an Mangel und Bescheidenheit gewöhnt worden.

Aber die Enge der eigenen Habe, sowie der Glanz und die Fülle, daran andre dicht daneben sich labten und aufbläheten, hatte weder sein Herz verbittert, noch seinen Geschmack verdorben. Ein frommer Köhlerglaube, eine in seinem tiefsten Gemüt wurzelnde, sein ganzes Wesen durchdringende heilige Ueberzeugung, daß er trotz allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Widerwärtigkeiten zu Glück und Glanz berufen und auserwählt sei, vergoldete seine Dachkammer, überzuckerte sein trocken Brot und wiegte ihn in den süßesten Schlaf, wo eine anders geartete Natur in Angst und Sorgen die Nächte durchwacht und sich graue Haare büschelweise hätte wachsen lassen.

Das schöne Trostwort: „Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten!“ war ihm der oberste Grundsatz aller Moral und Lebensklugheit. Ja, der denkwürdige Spruch galt ihm so sehr als Gesetzbuch und Evangelium, daß er in allen bösen Tagen mit Bewußtsein seine Lage noch mehr verschlechterte, nur um der erlösenden Hilfe, die seiner Ueberzeugung nach auf dem Gipfel der Not niemals ausblieb, um etliche Tagereisen näher zu kommen, als er sie sonst wähnte.

Von diesem fatalen Glauben, daß es einem nur erst recht herzlich schlecht gehen müsse, wenn sich das Blättchen zum besseren wenden solle, war er so durchdrungen, daß er, der sonst gar nicht unter die Narren gehörte, einem in solchen Augenblicken um seinen gesunden Menschenverstand ernstlich bange machte.

Robert aber lachte der Bedenken. Er übe nur, was das Leben ihn gelehrt, und glaube nur, was die Erfahrung ihm bewiesen habe, rief er, schlug ein Schnippchen in die Luft und pfiff sich ein Lied, wenn ihm auch das Wasser schon an den Kragen ging.

Was war mit einem solchen Menschenkind anzufangen? Was war aus einer solchen Natur zu machen? ... Ein Künstler oder ein Tagedieb, vor allen Dingen das, was man einen Zigeuner nennt.

Ueberleg' ich es genau, so war Robert Leichtfuß alles das in einer Person. Aber der tolle Kauz war dabei ein echter Mensch; man konnte ihn nicht sehen, ohne ihn lieb zu gewinnen.

Schon die Augen, die er hatte, thaten es einem an. In diesem Blick war kein Arg und kein Falsch. Ein treues Herz und ein fester Wille, welche die gemeinen Dinge dieser Welt nicht anfochten, leuchteten jedem aus seinen Blicken entgegen. Und die ganze Luftschicht von Sorglosigkeit, Frohsinn und Lebensfreude, die ihn, auch in einem Meer von Widerwärtigkeiten, von oben bis unten umflutete, zog einen wider Willen an. Es übertrug sich auf den Gesellen etwas von seinem frommen Trotz, mit welchem er dem Schicksal ins Gesicht lachte, selbst wenn es schauderhafte Falten zog. Man atmete leichter in seinem Dunstkreis und fand auch die Schwere des Daseins erträglicher, wenn man zusah, wie er sein Teil auf die leichte Achsel warf.

Ich seh ihn noch vor mir, wie er mir das erste Mal entgegen kam, die bunte Mütze schief überm Ohr, das lange schöne dunkelbraune Haar im Winde, Hals und Brust weit offen, mit einem lächelnden Munde, den damals noch kein Barthaar beschattete, und der immer aussah, als säng' er, und man höre es nur nicht, weil man so ganz Auge war, den schönen Burschen zu betrachten.

Das war auf der Tübinger Brücke. Unten fuhren die „Jockele", die Flösser, den Neckar dahin und schimpften zu den Studenten hinauf, die droben über der Brüstung lehnten oder ritten und den Lenkenden auf dem Fluß den Spitznamen zuriefen, der sie grimmig erboste, so oft und unausweichlich sie

denselben auch an dieser Stelle von Urväter Zeiten her zu hören bekamen. Und dorten an den Studenten vorüber zogen die Handwerksburschen mit bestaubten Schuhen, das bestaubte Ränzel auf dem Rücken, den roten Regenschirm unterm Arm und den uralten Hut in der Hand.

Denn die Studenten waren lustige Leute, und lustige Leute huldigen dem Grundsatz: „Leben und leben lassen!"

Ein solcher „Bruder Straubinger" — er trug eine schmiergelbliche Bluse, und sein Hut war mit schwarzem Wachstuch überzogen, das brüchige Fältchen grau linierten — begegnete Robert, der, über den Zorn der Schiffer lachend, gegen die Stadt heimtrollte.

Er hielt diesem den Hut vor und ließ den Kopf rechts über die Schulter hängen. Es war gar kläglich anzusehen. Und was er dazu sprach, war wohl nicht minder kläglich. Doch konnt' ich es nicht hören, denn der verschämte Bursche redete nicht laut und wandte mir, der ihm folgte, den Rücken zu.

Robert aber, der mir das Gesicht zukehrte, machte eine seltsame Miene, darin sich Mitleid und Uebermut komisch genug bekriegten. Die langen Wimpern zwinkerten, als er in die Tasche griff.

„Da nimm!" rief er dem staunenden Knoten zu und warf ihm einen blanken Thaler in den Hut. ... „Es ist, weiß Gott, mein allerletzter!"

Und wie von einer Last befreit aufatmend ging er vergnügt des unterbrochenen Weges weiter.

Der Wanderbursch aber brauchte eine Minute, um sich von dem Schreck zu erholen, und lief ihm dann nach, gar demütiglich zu fragen, ob denn das Ernst wär', ob sich der Herr Studiosus nicht vergriffen hätt'. „Laß mich zufrieden und scher' dich zum Kuckuck!" antwortete lachend Robert Leichtfuß.

Dem andern aber ward's naß um die Augen. Und oft im späteren Leben, wenn ich mich über des Unverbesserlichen heillose Wirtschaft erboste, fiel mir der arme fahrende Handwerksbursch auf der Neckarbrücke wieder ein, und sah ich diesen im Geiste wieder vor mir, wie er den Flaus des lockeren Studio an seinen Mund führte und mit einem Blick staunender Dankbarkeit zu ihm aufsah — ein armer Teufel zum andern —, da konnt' ich Robert nimmer gram sein, dem Manne mit dem goldenen, leichten Herzen.

Ich war damals in Tübingen noch schlichter Privatdozent der Chirurgie und hielt meine junge Würde keineswegs vom Verkehr mit der akademischen Jugend in ängstlicher Ferne.

Immerhin war ich schon eine Respektsperson, und als sich der Student wider Verhoffen einem solchen Zuschauer gegenüber sah, kam's wie Scham über sein Gesicht, und gleichsam entschuldigend sagte er zu mir, dem er noch nicht vorgestellt war: „Der eine Thaler, Herr Dr. Kerschbaum, hätte mich auch nicht aufgerichtet!"

Mich aber entzückte die leichtfertige Herzensgüte des flotten Jünglings, ich suchte seine Bekanntschaft und wir wurden Freunde.

Der kleine Streich, der ihn mir lieb gemacht, erschien mir bald in noch rosigerem Licht, als ich mich überzeugte, daß Robert für den weggeworfenen Thaler sich gar keinen Nachwuchs erwarten durfte. Die Quellen, aus denen ihm eine Zeitlang Geld zugeflossen, waren versiegt. Das Sümmchen, welches er „sein Vermögen" schimpfte, war, wie man's damals nannte, „verstudiert", kaum daß er zu studieren angefangen hatte.

Das heißt, mit dem Studieren war das auch so eine eigene Sache. Er selbst begriff schon damals nicht, wie er eigentlich zu dem Entschluß gekommen sei, die Hochschule zu beziehen und einem trockenen Brotstudium sich zu widmen. Er war eben mit der Herde gelaufen und also übers Gymnasium an die Universität gelangt. Was wollt' er hier? Was sollt' er in diesen Sälen, auf diesen Bänken?

Das, was er überall mußte. Er war mit sehenden Augen zur Welt gekommen und hatte seine Hand geübt von klein auf, ohne über seine Begabung nachzudenken, ohne seinen Beruf darin zu erkennen. Er war ein Maler und zeichnete und malte, wo er saß und wo er stand, und doch mußte erst die bittere Not ihm sagen, daß man damit auch seinen Lebensunterhalt verdienen könne.

Anfangs vermochte die Kunst, so wie er sie betrieb, nicht besonders viel zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Er schickte Zeichnungen an illustrierte Zeitungen und Witzblätter; aber die Redaktionen derselben erkannten damals noch nicht, mit welchem Stift sie es hier zu thun hatten, oder auch sie wollten nicht dergleichen thun, um ja die armseligen Honorare nicht erhöhen zu müssen, die sie für diese damals noch unerbetenen Einsendungen gewährten.

War er durch solche Lohnarbeit einigermaßen über Wasser, so kümmerte er sich keinen Deut um Zeitschriften und andern Erwerb, sondern lag, wie er sich auszudrücken pflegte, „der Natur auf dem Halse" und zeichnete, was ihm unterkam, Menschen, Steine, Pflanzen und Tiere, ohne davon andern Vorteil einzu-

heimsen als ein volles Skizzenbuch und ein am Schönen erquicktes Herz.

Die Beziehungen zu den wenigen Leuten, welche Geld für seine Thätigkeit hergaben, rissen in solchen Zeitläufen gewöhnlich ab und waren nachher, wenn wieder Schmalhans Küchenmeister geworden, keineswegs immer anzuknüpfen.

Robert ließ sich darüber keine Sorgen anfechten, denn in seinem Wesen vereinigten sich die seltsamsten Gegensätze zu einem behaglichen Ganzen. Er war heute just so verschwenderisch, wenn er's dazu hatte, wie er morgen bedürfnislos war, wenn es sein mußte. Er konnte arbeiten wie ein Galeerensklave und faulenzen wie — ein Künstler.

Da, als er eines Tages gar nicht mehr aus noch ein wußte, bekam er, unverhofft wie nur je eine, die Nachricht, daß irgend ein Vetter achten oder neunten Grades, den er nie im Leben mit Augen erblickt, der weiß Gott wo in einem weltvergessenen Erdenwinkel als frommer Pfarrer seine Tage beschlossen, ihn zum Erben seines Nachlasses eingesetzt habe.

Die unerwartete Wohlthat war sicherlich aus dem Glauben geboten worden, der Student in Tübingen würde sich, gleich wie vordem der Erblasser, der Gottesgelahrtheit widmen. Aber Robert war damals längst nicht mehr in Tübingen, und bar Geld lachte ihn an, wenn es auch nach Abzug aller Schulden, Sporteln und Spesen keine Summe war, von der man viel Aufhebens machen konnte.

Doch zu einem Sprung über den Rhein und die Vogesen und zu zwei oder drei armen Jahren fleißigen Kunststudiums langte das Pfarrersgeld wohl aus. Robert fuhr nach Paris und wollte dort malen lernen.

Er hat es auch gelernt. Schon eins seiner ersten Bilder ward, zwar nicht glänzend bezahlt, aber immerhin gut verkauft. Und das Leben ging bei ihm wieder aus dem Vollen los.

Als ich ihn aber einige Jahre später — ich war nun schon ein Weilchen außerordentlicher Professor und nützte meine Ferien aus — in der alten Lutetia heimsuchte, fand ich ihn nicht in seinem Atelier auf dem Montmartre, sondern in einem kahlen Stübchen des lateinischen Viertels, wo er sich ganz und gar anatomischen Studien verschrieben hatte.

Ein eklatanter Mißerfolg, den er mit einem größeren Bilde davongetragen und den ungünstige, falsche Freunde auch in öffentlichen Blättern gegen den deutschen Maler ausgebeutet hatten, war die Veranlassung zu Gewissensbissen eigener Art geworden. Eine auffallende Verzeichnung, die man ihm auf-

gemuzt hatte, rührte nach seinem Glauben nicht vom falschen Sehen, sondern von mangelhafter Kenntnis des menschlichen Knochenbaues her. Eh' er diesem Mangel nicht mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit abgeholfen haben würde, solle kein Mensch ein neues Bild von ihm zu sehen bekommen.

Er hauste schon eine geraume Weile unter diesen Studenten aller Länder und Zungen, zeichnete ihre Gesichter, ihre Ellbogen, ihre Kniee, wenn er beim Essen, wenn er im Kaffeehause, wenn er auf dem Boulevard saß, und war in allen anderen Stunden des Tages emsig hinter der Aufgabe her, die er sich gesetzt und nahezu schon erreicht hatte.

Nun sollt' ihm einer kommen, rief er mir ordentlich anzüglich zu; was einer vom Körperbau des Menschen verstände, sei er Professor der Medizin oder Bildhauer und Mitglied der Akademie, er wüßte davon ebensoviel oder mehr, und er sehnte sich danach, es zu beweisen. Er lechzte jetzt nach Pinsel und Palette. Bald darauf zog er denn auch wieder auf den Berg der Märtyrer.

Aber wie sollt' es da droben weitergehen! Und wie hatte er dort unten gelebt im Thale der Spötter, auf dem andern Ufer der Seine! Die Erbschaft des Pfarrers, der Erlös seiner ersten glücklichen Bilder waren lang in alle Winde geflogen. Robert sah matt und mager aus. Aber dabei war er sorglos und übermütig wie ein junger Kater, der zum erstenmal über mondbeschienene Dächer schleicht. Er war drei volle Monate nicht auf den großen Boulevards gewesen und freute sich an allem und jedem, was er sah, als wär' er den ersten Tag in Paris, und wäre die Stadt für ihn allein entdeckt worden.

Merkwürdigerweise ging er aber gar nicht sofort daran, ein figurenreiches Bild zu entwerfen, damit er in gewaltiger Komposition voll herkulischer Muskulaturen und Michelangelesken Verrenkungen der Welt zeigen mochte, was er alles auf dem andern Ufer in der Zeit seiner Zurückgezogenheit gelernt habe — das müsse sich erst setzen, sagte er, und er müsse vorerst auslugen, wie die Welt eben liefe und womit Sous zu verdienen wären — sondern er malte ganz und gar nichts. Noch nichts! wie er mich belehrte. Es streckte ihm die Finger nach seinen Pinseln und Farbenschläuchen. Aber es ging noch nicht, daran zu rühren. Warum nicht? Er hatte noch zu viel Geld und hatte Paris so lange nicht gesehen!

Viel Geld? Wieviel denn? Fünfhundert Franken! Mit fünfhundert Franken — der Erlös einiger gelungenen Aquarelle

aus früherer Zeit — mit fünfhundert Franken in der Tasche konnt' er nicht malen! Davon verständ' ich nichts!

Nun denn, die fünfhundert schmolzen bald zu zweihundert, zu einhundert. Gestern waren's nur fünfzig, heute zehn, morgen werden's nur zwei sein.

Und nach den Zweien kam die Null. Aber Robert malte noch immer nicht.

„Thörichtes Menschenkind!“ rief ich, „warum fängst du denn nicht endlich an?“

„Was denn anfangen?“ gab er mir zur Antwort. „So einen Raub der Sabinerinnen oder eine Amazonenschlacht? Wo lauter nackte Körper in schönem Durcheinander meine anatomische Meisterschaft bekunden? Glaubte mir ja niemand! Sie haben die faulen Feuilletonfloskeln noch nicht vergessen. Warten wir's ab!“

„Abwarten! Kannst du's denn? Du weißt nicht, wovon du morgen deinen Hunger stillen willst.“

„Von Brot und Käse, Freund. Ich habe gestern schon also dejeuniert und diniert.“

„Morgen langt's aber kaum zum Käse mehr!“

„Abwarten!“ sag' ich dir. „Das eben ist die rechte Höhe. Jetzt wird sich etwas Besondres ereignen. Ich kenne das, ich weiß das. Du paß nur auf!“

„Entsetzlicher Leichtsinn!“

Er würdigte mich keiner Antwort. Die Hände behaglich in den leeren Taschen vergraben, mit lustig schaukelnden Schritten bewegte er sich frohgemut das italienische Bollwerk entlang, blieb vor allen Schaufenstern stehen und lächelte zuversichtlich jedem hübschen Gesicht entgegen, das ihm vorüberkam, als trüg' er die Schätze eines Nabob hinter seiner Weste und könnte die Herrlichkeiten der ganzen Welt und die Schönheiten derselben mit Gold aufwiegen, sobald ihn das gelüstete.

Also schlendernd, gelangten wir nahe bei der Straße Taitbout zu dem Laden desselben Kunsthändlers, der ihm jüngst einige Bilder in Wasserfarben abgenommen und nicht zum eigenen Schaden bezahlt hatte.

Trotzdem war der Empfang nicht allzu freundlich. Der geriebene Geschäftsmann kannte meinen wunderlichen Freund bereits gut genug, um zu wissen, daß dieser sich nicht bei ihm sehen ließ, wenn er noch einen Franken im Sack hatte, er knüpfte sich, um nur ja seinen Vorteil nicht zu gefährden, von vornherein bis an den Hals zu und spielte den Ueberbeschäftigten und Zerstreuten.

Er hatte dabei durchaus kein Hehl, daß er soeben, ja vor

kaum einer halben Stunde ein glänzendes Geschäft gemacht habe. Und mit sich selbst zufrieden und voll dankbarer Bewunderung für den Urheber seiner Freude blieb er ein übersandremal händereibend und zungenschnalzend vor einem kleinen Bilde stehen, das, nun nicht für lange mehr, auf einer mit besonderer Genauigkeit ins Licht gerückten Staffelei thronte.

Es war das Werkchen eines in den letzten Jahren des Kaiserreichs in Mode gekommenen Malers, von dem damals, was man so „ganz Paris" nannte, voll Ruhmes war. Die Mode hatte das allerdings nicht geringe Verdienst hoch auf den glänzenden Schild gehoben, und die kleinen kokett gesehenen, mit peinlicher Sorgfalt und Geduld ausgeführten Seinelandschaften wanderten zu fabelhaften Preisen in die Salons zahlungsfähiger Liebhaber diesseits und jenseits des Ozeans. Nennen wir ihn Tiburtin.

Die Leinwand, die eben jenem Kunsthändler überlassen worden, war keine von den besten des Malers. Das früh ermüdete Genie des früh berühmt und reich gewordenen Mannes schien eine Pause zu machen und der Erholung bedürftig zu sein. Immerhin trug die Arbeit auch so noch den Stempel des Meisters in der ganzen Anlage der Landschaft, sowie in der Ausführung einzelner Partien. Und der Händler ereiferte sich, seine heilige Ueberzeugung zu verfechten, daß nie ein besseres Werk aus der berühmten Werkstatt hervorgegangen sei, wogegen Robert, noch immer die Hände in den leeren Taschen vergraben und den Hut schief auf dem Kopf, sich nicht irre machen ließ und die Schwächen klar stellte, die nach seiner Meinung von diesem goldenen Rahmen eingefaßt wurden.

Von seinem eigenen Wünschen und Begehren verlautete noch immer keine Silbe. Roberts Denken und Empfinden war ganz bei dem fremden Meister.

Der Händler verlor die Geduld.

„Ach, Monsieur Robert!" rief er aus, „was singen Sie mir da vor! Ich versichre Sie, wären Sie mit all Ihrer gelehrten Kritik im stande, solch eine Landschaft auf die Leinwand zu schreiben, mit Gold würd' ich sie Ihnen bedecken, während jetzt ..."

Mein Freund ließ den Mann nicht weiterreden. „Ich halte Sie beim Wort, Herr Lefranc. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen so ein Ding male? Man soll es von andern Meisterstücken Ihres Modemalers nicht unterscheiden! Auf Ehrenwort! ... Also wieviel für einen rechten echten Tiburtin?"

Der Kaufmann wehrte solche Worte, die er bislang nur für

schlechte Scherze eines hungrigen Mannes achtete, mit ärgerlichen Händen ab und wollte Ruhe haben vor derlei Zeitvergeudung.

Robert bestand auf seinen Vorschlag. Der andre habe an seine Künstlerehre gerührt und sei ihm dafür Genugthuung schuldig. Robert ward nun auch zornig.

„Das thut mir leid, und ich bitte um Vergebung, wenn ich Sie gekränkt habe," versetzte einlenkend der Franzose. „Sie wissen, daß ich großes Vertrauen zu Ihrem Talent hege. Hab' ich es doch unlängst mit klingender Münze bewiesen. Aber die Hand aufs Herz, und es braucht niemand zu kränken: wer das — er wies auf die kleinere Landschaft im breiten Goldrahmen — gemacht hat, ist einzig in seiner Art, und auch Sie, mein Herr, machen es ihm nicht nach!"

„Und ich sage Ihnen, mein Herr, Sie sollen ein Bild erhalten genau in der Manier dieses Meisters und nicht geringer an künstlerischem Werte als das hier gegenwärtige!"

„Wenn Sie das könnten!" antwortete sinnend in seine kostbare Leinwand verloren der Händler. Es schien ihm eine Ahnung von möglichem und großem Gewinn aufzudämmern. „Und sie bedecken mir die Leinwand mit Gold?"

„Gold, Gold!" jammerte Lefranc. „Das sagt man so hin. Aus der Umgangssprache in die Geschäftssprache übersetzt ..." Er stockte und rief dann: „Aber wer sollte denn entscheiden, ob Sie den Meister Tiburtin erreicht, ob Sie ihm auch nur nahe gekommen sein werden ..."

„Wer? Wen immer Sie zum Urteil berufen! Vor allen Sie selbst, der Sie der zuverlässigste Richter in dieser Frage sind!"

„Aber doch Richter in eigener Sache!" sprach abwehrend der Geschmeichelte.

„Wenn ich mich Ihrem Urteil unterwerfe, Herr Lefranc, wer sonst soll Einspruch dagegen erheben? Also rasch! Ich brauche Geld, Sie brauchen einen Tiburtin. Ich werde Ihnen malen, was ebensoviel wert sein wird in den Augen der Kenner und schwerlich von jenem zu unterscheiden ..."

„Und ich werde doch niemand damit betrügen," entgegnete der Händler, sich scheinbar erbosend und doch vor Gier verlegen, unschlüssig den Knebelbart krauend.

„Das sollen Sie auch nicht! Ich werde das Bild mit meinem Namen zeichnen, damit die Welt wisse, daß was Ihr Tiburtin kann, auch noch andre Leute zu machen verstehen."

Nun aber sah ihn der Händler recht betroffen an; er kam mir wie aus allen Himmeln gefallen vor. Bald jedoch faßte

er sich und sagte lächelnd: „Alsdann ist es aber auch kein echter Tiburtin, wenn Sie das Ding mit Ihrem eigenen schätzbaren Namen zeichnen, und ich werde es nicht mit Gold bedecken."

„Was Sie damit machen werden, ist mir einerlei. Wieviel geben Sie mir, wenn mein Werk Ihren kaufmännischen Absichten entspricht? ... Dreitausend Franken?"

Der Händler schrie auf und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Allein es war trotz dieses entrüsteten Gebarens in seinem Reden und Thun ein gewisses Etwas, das mir andeuten wollte, seine Habsucht wittere da ein gutes Geschäft.

Und auch Robert mußte davon Ahnung haben, denn er blieb dreist auf seiner Forderung bestehen, der Graubart mochte hin und her bieten und dazu fluchen und schwören, wie es ihm einkam.

Endlich nahm mein Freund die Klinke in die Hand und wollte fortgehen unverrichteter Dinge.

Da einigten sie sich zwischen Thür und Angel im letzten Momente auf eintausendsiebenhundert Franken. Der Bilderhändler mußte doch große Stücke auf den Zigeuner neben mir halten, wenn er sich zu einem solchen Angebot verstand gegenüber einem Maler, der vor kurzen Monaten von der tonangebenden Kritik verurteilt worden war.

„Aber es muß ein wahrer Tiburtin sein!" rief er dem Fortgehenden sauersüß schmunzelnd nach.

„Keine Sorge! Und Sie bedecken mir die Leinwand mit — dem Gold von eintausendsiebenhundert Franken! Mein Landsmann hier ist Zeuge unsres Handels!"

„Meinen zweiten Tiburtin soll er teurer bezahlen!" sagte Robert ingrimmig zu mir, als wir wieder auf dem Pflaster gingen.

„Ja, aber —" ich wollte meine Zweifel nicht deutlicher ausdrücken und unterbrach mich selbst. Doch Robert hatte mich schon verstanden.

„Ein rechter Künstler muß alles machen können!" rief er, „und du wirst es schon sehen!"

„Aber deine anatomischen Studien ..."

„Man lernt nichts umsonst, auch wenn man es nicht jeden Tag braucht!" Damit ging er davon, um, wie er sagte, alles was nötig war, zu ordnen, denn morgen mit dem frühesten wollt' er hinaus aufs Land und an passender Stelle seinen Regenschirm aufstellen, unter welchem der gewisse Tiburtin begonnen und vollendet werden sollte.

Der wundersame Mensch mußte sich in der That schon viel mit dem erwählten Muster zu schaffen gemacht und vollkommen in dessen Weise sehen gelernt haben, denn als ich ihn nach etlichen Wochen draußen hinter Ville d'Avray einmal im Freien aufsuchte, fand ich ihn mit einem Bilde beschäftigt, das, soviel ich davon verstand, allerdings in der Manier Tiburtins entworfen war und in dessen Farbenstimmung, die kleinen Eigentümlichkeiten des Gefeierten nicht vergessen, gemalt wurde.

Ich konnte die Vollendung dieser interessanten Arbeit nicht abwarten, da ich in den nächsten Tagen auf meinen klinischen Lehrstuhl zurückkehren mußte. Ich hörte dann lange nichts von Robert, denn Briefe schrieb er nicht. Als ich aber viele Jahre später in New York, wohin ich, um an einem reich gewordenen Landsmann eine ziemlich gefährliche Operation vorzunehmen, berufen worden war, nach vollbrachter That mich auch um die nicht medizinischen Sehenswürdigkeiten der nordamerikanischen Großstadt kümmerte und also auch eine der berühmtesten Privatgalerieen durchstreifte, fesselte mich plötzlich ein Landschaftsgemälde, das mir beim ersten Anblick zuzurufen schien: Ei ei, wir sind doch alte Bekannte!

Ich beguckte es lange von allen Seiten und überzeugte mich, daß ich genau die Leinwand vor mir hatte, welche Robert für den Bilderhändler Lefranc draußen hinter Ville d'Avray begonnen hatte.

Ich blätterte hastig im Katalog die Nummer auf ...

„Alexandre Tiburtin“ stand neben derselben und „Au bord de la Seine. Non signé.“

Nicht gezeichnet? Dazu sollte mein leichtsinniger, aber braver Robert sich hergegeben haben? Niemals!

Ich brachte meine Augen so nahe an die Leinwand, als möglich war, und forschte darauf herum in beflissener Besorgnis. Ich fand nichts, was Buchstaben ähnlich war. Allein ich fand, daß rechts unten in der Ecke, genau an der Stelle, wo mein Freund seine Bilder zu zeichnen pflegte, der Vordergrund mit so dunklen Tinten belegt war, daß man überhaupt gar nichts unterschied, als etliches langes Gras, dessen lichtere Spitzen sich aus morastartigem Schwarz abhoben.

Je länger ich diese finstere Stelle betrachtete, desto klarer ward mir, daß der geriebene Händler auf dem Boulevard oder vielleicht ein noch geriebenerer Zwischenhändler in der neuen Welt den ehrlichen deutschen Namen meines Robert durch einen geschickten Handlanger in diesem Sumpf von Tinten ertränkt habe. Und nun hatte ich einen ganz waschechten Tiburtin vor

mir, nur leider „non signé“. Aber wievielmal eintausendsiebenhundert Franken mochte dafür der Nabob gegeben haben, der nunmehr mit großem Stolz und in gutem Glauben seinen Gästen versicherte, einen wirklichen Tiburtin in seiner Galerie zu besitzen.

Eitelkeit der Welt! Eitelkeit der Eitelkeiten!

Wie lange Robert Leichtfuß dazu gebraucht hat, die eintausendsiebenhundert Franken des spitzbärtigen Bilderhändlers zum Fenster hinauszuwerfen, weiß ich nicht. Denn, wie schon gesagt, viele Jahre vergingen, bis ich ihn endlich wiedersah. Dazwischen hatt' ich in der fernen Fremde nichts oder doch sehr wenig von ihm gehört, während sich mit ihm allerhand zugetragen hatte, was nicht spurlos an seinem äußeren, auch nicht spurlos an seinem inneren Menschen vorübergegangen war. Armer Freund!

Anfangs zögerte Robert von seinem Schicksal zu reden. Nachdem ich ihm aber berichtet hatte, wie ich vor einiger Zeit seine Seinelandschaft fern über dem Weltmeer in eines Yankees Privatgalerie und mit welcher Bezeichnung ich sie wiedergefunden, da kam die Erinnerung der vergangenen Tage mit Macht über ihn und aus seinem Munde stürzten herbe Worte, deren Sinn ich nicht gleich verstand.

Ich sagt' ihm das. Da fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, ergriff mich mit der andren bei meiner rechten, und indem er sie, innere Bewegung dabei meisternd, recht heftig preßte, sprach er: „Es kommt mir immer seltsam vor, wenn ich höre, daß einer meiner Freunde nichts von meinem Schicksal wisse. Ich meine, die Spatzen pfiffen es auf dem Dach.“

„Bist du so eitel geworden?“ fragte ich.

„Mit nichten!“ gab er zur Antwort. „Das Leben hat meine Eitelkeit — wenn ich je solche besessen habe — in eine herbe Kur genommen. Ich rede nicht einmal gerne davon. Du aber willst, daß ich dir erzähle, wie mir's ergangen. So komm, setzen wir uns in diesen Winkel. Du sollst dich wundern, was es für Menschen gibt auf dieser Welt!“

Da saßen wir lang und oft bei einander. Er redete, und ich horchte. Wahrlich, ein wunderliches Schicksal! Ich gebe, was er mir erzählt, so ziemlich in seinen eigenen Worten wieder.

Die seltsame Aufgabe, welche Robert sich gestellt hatte, sich ganz und gar in die Weise eines anderen Malers einzuleben, den er nicht einmal verehrte, an dem er nur dies und jenes bewunderte, war mit jener sieghaften Hast in Angriff genommen worden, mit welcher er sich nach längerem Faulenzen auf alle Arbeit zu stürzen pflegte; aber je länger diese Thätigkeit währte, desto leidiger sah sie ihn an. Was, ein Kerl wie er, schlich da in den Spuren eines andern sklavisch nach, jeden Tritt berechnend wie beim Eiertanz, mit Angst auf jede freie Regung der eigenen Künstlerseele lauernd, die ihn seitab vom geweisten Wege Tiburtins hätte verlocken können! Ihm war, als hätt' er seine Seele dem Teufel verschrieben. Er war verzaubert, er war künstlerisch ein andrer, und er durfte nicht wagen, er selbst zu sein.

Er verfluchte den tollen Einfall, der ihn auf dies Bravourstückchen gelockt hatte. Und ein solcher Ekel überkam ihn vor dem ganzen Tiburtin und seiner Manier mit allen ihren Kniffen und Mätzchen, daß er sich verschwor, nie wieder solch einen frevlen Scherz zu unternehmen.

Er hätte schon damals, als das Bild kaum über die Hälfte gediehen war, die Pinsel und die Leinwand dazu in die Seine geworfen, die dort unten floß; aber er mußte sein gegebenes Wort halten, er glaubte, es sich und der deutschen Kunst schuldig zu sein, zu zeigen, daß er, der zur Zeit Verrufene, wenn er nur wollte, mit gleicher Mühe leisten könnte, was die Mode des Tages vergötterte; und überdies hatte er, ehe die Arbeit gefirnißt werden durfte, schon bald die Hälfte des bedungenen Honorars in kleinen Raten vorschußweise aufgegessen.

Lefranc, der Schlaukopf mit dem grauen Knebelbart, hatte Mühe, sein freudiges Erstaunen nicht in vollem Umfang zu verraten, als er der merkwürdigen Leinwand endlich ansichtig wurde.

„Bei Gott!“ rief er, „wer nicht genau zusähe, möcht' es für einen veritablen Tiburtin hinnehmen!“

„Und wer genau zusieht ...?“ rief Robert sich ingrimmig mit rollenden Augen vor dem Händler aufpflanzend.

Lefranc antwortete mit sanfter Verbeugung: „Wer genau zusieht, bedankt sich für das, was Ihr Genie und Ihr Fleiß, vielleicht auch ein wenig Ihr Eigensinn hier geleistet haben, und bezahlt prompt, was ausbedungen worden ist.“

Robert schob das Geld des höflichen Mannes verdrießlich in seine Tasche. Der Händler, der es aufmerksam verschwinden gesehen, legte dann ihm, als er zur Thüre hinaus wollte, die Hand auf die Schulter und fragte verbindlich lächelnd: „Nun

wohl, mein Meister, wann darf ich auf den zweiten Tiburtin rechnen?“

„Am großen Nimmermehrstag, mein Herr! ... Adieu!“ rief der Leichtfertige.

Der andre, die Augen auf seine neue Ware heftend und den Schöpfer derselben nicht von der Hand lassend, fuhr mit fast unbedachtem Eifer fort: „Verschwören Sie nichts! Ich würde Ihnen für ein zweites Bild das Doppelte bezahlen ... das Dreifache! Meiner Treu!“

„Und wenn Sie mir das Vierfache, das Fünffache hinlegten, ich dankte dafür. Einmal und nie wieder! Ja, mein Herr, ich habe Ihnen gezeigt, daß Tiburtin kein Hexenmeister ist. Aber ich bin es müde, Tiburtin zu sein, ich bin es satt bis an den Hals ... hören Sie? ... Ich will für den Rest meiner Tage Robert Leichtfuß sein und bleiben! Wenn Sie von diesem wackeren Künstler etwas gemalt haben wollen, so wissen Sie seine Werkstatt.“

„Ja freilich!“ entgegnete der Händler sich verbeugend. „Wär' ich das Publikum, ich kaufte nur Roberts; aber unglücklicherweise bin ich nur der Diener des Publikums, und dieses hat nun einmal die Laune, Herrn Tiburtin zu bevorzugen und von Herrn Robert Leichtfuß keine Notiz zu nehmen.“

„Mich ficht das wenig an!“ rief der Maler über die Schwelle zurück.

„Seien Sie vernünftig, Herr Robert! Sie haben hier erst Ihr wahres Talent entdeckt und dokumentiert.“

„Grüßen Sie den großen Tiburtin von mir!“ lachte Robert, und damit warf er die Glasthür zu und schritt, leise pfeifend, den Boulevard hinab, als wäre ihm abermals eine schwere Last abgenommen worden.

Mit tausend Franken in der Tasche ließ sich schon mit Muße malen, was den Stempel des eigenen Talents an der Stirne tragen und doch der Menge gefallen sollte.

Er malte auch etwas, und es trug auch den eigenen Stempel; aber der Menge gefiel es wieder ganz und gar nicht. Auch seinen Freunden nicht. Er malte darauf etwas andres. Aber der Erfolg war so ziemlich derselbe. Es gelang Robert nicht, sich bei dem zahlenden Publikum in Gunst zu setzen.

Die Kritiker lobten nun zwar manchmal, so im Vorübergehen, mit wenigen Worten seine Bilder, aber das Lob kam ihnen nicht von Herzen und rührte niemand. Die Händler hatten kein Vertrauen zu seinen Versuchen, und den Privatleuten taugten schon die Stoffe, mit denen sich seine Phantasie

schleppte, nicht in ihre Schlafstuben und Speisesäle, geschweige gar in ihre Salons.

Robert wollte sich nicht der Mode bequemen, war das vielleicht auch nicht im stande. Und die Mode bequemte sich nicht zu ihm.

Er blieb dabei wie immer getrosten Mutes, aber es ging ihm schlechter und schlechter.

In seiner Not und angeregt durch die großen französischen Meister dieses Fachs gedachte Robert Leichtfuß sich aufs Porträtmalen zu verlegen. Dabei konnte man leicht ein reicher Mann werden. Allein, die sich von ihm abkonterfeien ließen, hatten kein Geld, und die Geld hatten, bemüßigten zu ihrer Verewigung berühmtere Pinsel, als annoch der seinige war. Robert, der unermüdliche, malte derweilen Bettler, Lumpensammler, Studenten und Nähmamsellen, eine Studie nach der andern, getrosten Mutes, eines bessern Schicksals mit seiner bekannten Zuversicht gewärtig.

Kleiner Verdienst erfloß ihm wohl daneben; aber mein armer, eigensinniger Freund kam nicht empor, und seit Wochen hatte sich kein neues Goldstück in seine Werkstatt mehr verirrt.

Draußen aber tobte tolle Karnevalslust. Mittfasten hatte alle Welt auf die Beine gebracht. Alles freute sich, alles jubelte, alles tanzte, schrie und lärmte. Und dazu schien die Sonne, daß man glauben mochte, an den Bäumen müßten heute noch Blüten aufbrechen.

Robert Leichtfuß dachte nicht daran, sich einzuschließen. Der junge Sonnenschein lockte spiegelnd und glänzend von allen Dächern. Es war eine wunderliche Unruhe in ihm, jene treibende Unruhe, aus Lebenslust und Besorgnis gemischt, der man nicht entrinnen kann, denn ob man beim einen oder beim andern Ende seiner Gedanken anlangt, trübselig und froh, man kommt nicht zu Frieden, so wenig wie ein Fangball zwischen zwei hitzigen Spielern.

Robert kehrte alle Lädchen seines Schreibtisches, alle Taschen seiner verschiedenen Kleidungsstücke um, es fiel nicht mehr heraus, als er schon vorher sein eigen gewußt hatte: der letzte Fünfzigfrankenschein, zu dem sich noch etwas Kupfermünze gesellte.

Robert ward sehr nachdenklich, setzte sich in diesem Zustande wieder vor die Staffelei und strichelte an dem lebensgroßen Brustbilde seines Portiers herum, der ihm zuweilen in frühen Morgenstunden die Ehre erwies, ein wenig Modell zu

sitzen, wenn die Treppengeländer abgestaubt und der Hausflur gefegt waren. Natürlich saß er nicht ganz umsonst, und wenn er sein Konterfei betrachtete, so fand er bei aller schuldigen Achtung vor dem Künstler denn doch, daß es dem Abklatsch seines stolzen Selbst etwas an — wie sagen wir doch — etwas an dignité, an Würde gebräche, die er in seinem wirklichen Wesen zur Schau zu tragen sich schmeichelte.

Robert versprach ihm dann regelmäßig, die Fülle seiner Würde noch unfehlbar nachzutragen, wenn er, der Herr Portier, erst einmal ruhiger und ausdauernder sitzen werde, und lehnte das Bild zu andern an die Wand, um es doch gleich wieder ärgerlich vorzunehmen und aus dem Gedächtnis zu berichtigen.

Er besann sich heute länger als sonst bei jedem Pinselstrich und war doch nicht bei der Sache. Er fand das Gesicht dieses Thürhüters unglaublich dumm. Er ärgerte sich über das Schicksal, das ihm nicht noch dümmere, aber zahlungsfähige Modelle vor die Palette stellte, und steckte schließlich den Pinsel bei, um aus seiner Westentasche zum dritten- oder viertenmal den zusammengeknitterten Fünfzigfrankenschein herauszuholen, und ihn nachdenklichen, man kann schon sagen gehässigen Ausdruckes zu betrachten.

Er war offenbar sehr erbost auf diesen letzten Mohikaner, weil dieser nicht die Gabe hatte, sich in seiner Tasche zu vervielfältigen, und er trachtete danach, ihn zu vernichten. Pah! Was kann man mit fünfzig Franken viel anfangen in Paris?

Und dabei fühlte Robert einmal wieder so dringend die Notwendigkeit, mit diesen letzten Resten einer einst stattlichen Summe gründlich aufzuräumen, damit ihm, wenn er erst wieder gar nichts mehr besäße, das Glück ungeniert nahen möchte, damit ihm wieder einmal irgend etwas Unerwartetes, Ueberraschendes, Außerordentliches begegnete, was ihn aus der größten Not und Sorge mit einem Schlage heraus und wieder obenauf brächte.

Wie lang es diesmal brauchen werde, bis es einträte, davon hatte er keine blasse Ahnung; aber daß sich diesmal etwas ganz Besondres ereignen müsse, davon war er überzeugt, denn die Welt war wie rundherum mit Brettern vernagelt und keine Aussicht auf besseres Glück mehr zu erspähen. So trostlos hatte es in seinem Leben noch nicht ausgesehen. Und woher diesmal Hilfe, woher Geld, woher Aufträge kommen sollten, war mit dem besten Willen nicht zu erdenken. Robert war nur in der Not erfinderisch. Also besser, sich einen lustigen Tag machen, als langsam Sou um Sou verknabbern, dabei

einem nichts Gescheites einfällt! Fertig wird man so auch damit. Früher oder später, einerlei, es kommt immer wieder der Tag, wo man kein Geld mehr hat.

Aber trotz dieser himmelblauen Philosophie ward ihm doch nicht so leicht ums Herz wie sonst. Er wußte nicht warum. Aber es lag entschieden etwas in der Luft, was sein Gemüt bedrückte. Die Sorgen? Warum nicht gar! Ihm war schier feierlich, schier wehmütig ums Herz. Und dabei strichelte er immer wieder an der einfältigen Fratze des alten Portiers herum und verschimpfierte das Werk seiner Hände mit unbedachten Korrekturen, als sollte sich der würdevolle Hausdiener morgen schon gar nicht mehr wiedererkennen.

Was ihm nur fehlte? Ward er alt? Mit siebenundzwanzig Jahren! ... War er verliebt? Er kannte kein Frätzchen, das es ihm angethan. ... Wollt' ihm sein leichter froher Sinn abhanden kommen? Das wäre! ... Und warum? Weil die Pfennige wieder einmal zur Neige gingen? Davor wollt' er sich doch behüten.

Er warf den würdevollen Hausmeister weit von sich über die Staffelei weg und lief davon. Hinaus in die blaue Luft, unter lachende Menschen und johlendes Volk.

Er kam gerade noch recht, den Fastnachtsochsen in seinem Staate zu sehen. Aber auch der Ochs interessierte ihn heute nicht. Und das Geschrei widerte ihn an, und alle die Possen und Schwänke, daran der Harmlose seine Freude findet, dünkten ihn heut altbacken und geschmacklos. Aber er wollte sich nicht von seiner Laune unterkriegen lassen. Das bißchen Sonnenschein sollte ihn doch nicht sentimental machen.

Na, die Sonne ging früher unter, als er's gedacht. Und wie die Uhr gegen Mitternacht rückte, zog Robert mit etlichen lustigen Freunden in den Saal der großen Oper ein, wo der letzte Maskenball der Saison gehalten wurde.

Es waren noch die Opernbälle der alten Zeit. Pierrots, Debardeurs und Bébés ... Bébés und Debardeurs in unendlicher Menge, als gäbe es keine schöneren Masken für weibliche Wesen, und Pierrots für die Männer. Der größere Rest bestand wie überall aus Dominos, sorgsam verhüllte Gestalten aus allen Schichten der Gesellschaft, und etlichen Hunderten schwarzer Fracks mit den bekanntesten Männergestalten von ganz Paris darin. Es wimmelte im Saal. In den Logen gingen Besuche von Bekannten und Vermummten ab und zu. Hüben gewohnheitsmäßiger Lärm, drüben herzhafter Uebermut, der sich austobt; hier mißtrauisch aus dem Verstecke spähende Neugierde,

da rückhaltlose Bewunderung von Neulingen, Fremden und Provinzialen, dort und überall vornehmthuende Blasiertheit der richtigen Pariser und aller derer, die es gerne sein oder scheinen möchten. Ein buntes Durcheinander, in dem die schwarzen Punkte vorherrschen; ein Gewirr von Gesprächen, Melodieen und Geräuschen, in dem die unartikulierten Laute nie verstummen und in langen Minuten alles übertönen.

Robert hatte gut und in lustiger Gesellschaft diniert; der Trubel rund herum behagte seiner Laune. Wenn er überhaupt daran dachte, daß er nur mehr siebenundzwanzig Franken und zehn Centimes in seiner Tasche habe, kam ihm das ungeheuer komisch vor. Wenn das rettende Schicksal ihm nunmehr erscheinen wollte, brauchte es keinen Augenblick mehr zu zögern, denn daß er von besagten siebenundzwanzig Franken keinen mehr nach Hause bringen werde, schien ihm ziemlich gewiß.

Er verfolgte ein Paar dumme Dominos; er ward von einem Halbdutzend schreiender Pierrots — offenbar Kameraden von der Palette — verfolgt; er zog sich in eine Loge befreundeter Herren zurück, ging wieder in den Saal hinab und wieder die breite Treppe hinauf, wo es nun auf den Gängen des ersten Stockwerks von vermummten Leuten aller Art wimmelte, die sich mit Dandys im Frack neckten oder in einer Konversation mit galanten Herren langsam auf und nieder wandelten.

Welche Dame, welche Dirne, welche Marquise, welche Schauspielerin mochte unter dieser spitzenübersäeten Seidenhülle stecken? Was für wunderliche Dinge hatte jene dem erstaunten Stutzer ins Ohr zu flüstern, der ein übers andre Mal stehen blieb und dringend ausrief: „Nun aber sage mir, wer du bist!“ Dort kicherten zwei hinter ihren gewaltigen Fächern; hier wandte sich eine mit zorniger Hast von dem kurz noch so eifrig gehänselten Kavalier ab und lief mit kleinen Schritten davon, während der kühle Spötter, der sie in die Flucht gejagt, mit einem Schlag in einen leidenschaftlich Verlangenden verwandelt, ihr durchs Gewühl nachdrängte, unbekümmert, wen er mit seinen Ellbogen berührte.

Durch die Logenthüren gedämpft, klang aus dem Saal herüber die Coda eines schönen Walzers von Strauß.

Robert lehnte, von Tanz und Scherz und Plauderei ermüdet, an einen Pfeiler des breiten Logengangs, nahe der Treppe. Durch die Augen, die überall malerische Gruppen sahen, wandelte ihn wie gewöhnlich die Lust an, dies oder das, was die Minute bot, ein wenig festzuhalten mit hurtigem Stift.

Er zog sein Taschenbuch, drückte sich mit dem linken Arm

an die Wand und zeichnete mit der rechten Hand in hastigen Konturen drei weibliche Gestalten in Männerkleidern, die, anmutig aneinander gereiht, auf der Treppe zum Oberstock saßen.

Es galt ihm nur, den künstlerischen Eindruck im Gedächtnis aufzuschreiben. Das war rasch gethan. Die Masken, die sein Vorhaben betraf, schrieen kichernd auf, da sie merkten, was ihnen geschah, und obschon geschmeichelt, warf sie doch der Uebermut alsbald in andre und wieder wechselnde Stellungen, die bald so absichtlich ins Groteske ausarteten, daß sie dem Beschauer keine Freude mehr bereiteten.

Robert steckte den Stift bei und warf gleichgiltig den Kopf nach der entgegengesetzten Seite.

Seine Blicke blieben an zwei Augen hängen, die aus einer schwarzen langbärtigen Halbmaske auf ihn losfeuerten. Die Larve ward von einem ebenso elegant als kokett aufgebauschten Schopf echter Spitzen überschattet. Der Domino von schwarzer Seide war auch nicht der erste beste, den eine jede gleich bei der Hand hatte.

Die kleine schwarze Gestalt lehnte in der Thüröffnung einer Loge des ersten Ranges wie unbeweglich und schien es nicht unangenehm zu empfinden, daß die Augen des Zeichners, die sich so lange mit dem bunten Gesindel auf der Treppe befaßt hatten, nun endlich an ihren Augen haften blieben.

Die betrachtende Gestalt hielt den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und die rechte Hand über sich an die Thürverschalung gelehnt, so daß der weite Aermel des Dominos über den Handschuh bis ans Ellbogengelenk herabglitt und also zwischen schwarzem Lederrand und schwarzem Aermelsaum ein Stückchen schneeweißen Armes sichtbar ward — wahrscheinlich ohne Wissen der vermummten Dame, die einige Minuten lang aus Neugierde oder Koketterie sich und alle Welt rundum über den Anblick des zeichnenden Mannes zu vergessen schien.

Zu gleicher Zeit zeigte sich ein ungeduldig zappelndes Füßchen, das rasch, aber unhörbar die Schwelle der Logenthüre hin- und widerstrich, als hätte es große Lust, das Pförtlein dieses rot- und goldgeschmückten Käfigs zu verlassen, und wagte das doch nicht.

Auch dieser Schuh und Handschuh verrieten Geschmack und Eleganz, vielleicht auch ein wenig Bizarrerie. Und das kleine Stückchen weißen Menschenfleisches mit seiner anmutigen Kontur genügte dem Künstler, um sich dazu eine zierliche Gestalt voll Ebenmaß und Jugendreiz zu ergänzen, die ihm sehr gefährlich werden möchte — für die nächsten vierundzwanzig Stunden.

Das Füßchen wagte jetzt einen Halbschritt auf den Gang hinaus, der Oberkörper beugte sich spähend vor, als erwartete die Vermummte jemand, der viel zu lang ausblieb.

Robert sah dabei mit wachsendem Vergnügen, wie die schwarze Seide sich zwischen Schulter und Schulter wölbte und spannte — da trollte ein Trupp schreiender Debardeurs vorbei, kecke Gestalten in pludernden, bandbesetzten, sammetnen Beinkleidern, die spannenhoch über den Knöcheln endeten und zierlich beschuhte Füße gefällig einrahmten.

Sie johlten die Maske mit jener Allerweltsvertraulichkeit an, welche auf solchen Bällen gebräuchlich ist, und wollten sie mit sich fort ins Gewühl ziehen.

Aber bei dem ersten Wort der Anrede schreckte der Domino vor solcher Berührung ins Innere der Loge zurück, und die Thüre schnappte zu.

Die Debardeurs klopften noch einmal an das Brett, riefen einen Gruß durch das seidenverhängte Guckloch hinein und tollten davon.

Robert verwünschte die nichtsnutzige Störung und blieb noch eine Weile in seiner bisherigen Stellung an der Wand lehnen, die Augen nach dem goldumrahmten Pförtchen gerichtet.

Es öffnete sich nicht. Aber bewegte sich nicht etwas an dem kleinen grünen Vorhang des Gucklochs? Wieder nahte ein Trupp herumvagierender Masken; während er vorüberstob, war Robert an die Thüre getreten. Und als jener vorbei war, öffnete sich die Thüre zwei Hände breit, doch weit genug, daß der Neugierige den spitzenüberladenen Domino schwarz und still im Halbdunkel des Hintergrundes der Loge stehen sah, die rechte Hand auf der Klinke, die linke über dem seidenen Larvenbart auf der wogenden Brust.

„Hier außen geht es toll zu, schöne Maske. Willst du mir nicht in Gnaden ein klein wenig Unterstand gewähren?“

Die kecken Worte, das noch keckere Eindringen des unbekannten Mannes in den engumfriedeten Raum schienen das Dämchen im ersten Augenblick aus der Fassung zu bringen. Die ganze Gestalt stand da wie eine versteinerte.

Auch Robert stutzte nun und blieb halbwegs über der Schwelle stehen. Es wollt' ihm einleuchten, daß das Erschrecken und Erstarren ein ernsteres und feinerfühliges Wesen verriet, wie er allerdings auf dem Balle der großen Oper eines zu finden sich nicht hatte träumen lassen.

So standen sie eine Weile wie gebannt im Halbdunkel vor einander da und starrten einander in die Augen, ohne ein

Wort zu sagen; und doch entschied diese stille Minute über ein gut Teil ihres ferneren Lebens.

Das weibliche Wesen machte zuerst eine Bewegung, als wollt' es an dem Eindringling vorüber auf den Gang hinaus.

Da bat Robert um Entschuldigung und trat hinter sich.

Eh' er ganz vor der Thüre war, sagte die Maske ziemlich weinerlich: „Mein Papa läßt mich hier innen unverantwortlich lang allein.“

Es klang wie eine Entschuldigung und doch auch ein ganz klein wenig wie eine Aufforderung, die Ratlose nicht sofort im Stich zu lassen.

Robert mußte lachen, da er das Wort Papa in so kläglichem Ton an dieser Stätte hörte, wo sorgsame Väter gemeinhin ihre unmündigen Kinder nicht auszusetzen pflegen.

Die Maske verdroß dies Lachen an einem Manne, der in einem Aufatmen keck und bescheiden, zartfühlend und übermütig war. Und noch kläglicher als vorhin sagte sie: „Was soll ich anfangen? Ich kenne keine sterbliche Seele hier. Und Papa kommt noch immer nicht zurück!“

„Was anfangen?“ sagte Robert, der nun ganz sachte die Logenthüre hinter sich zuzog, während die Maske Schritt vor Schritt mißtrauisch vor ihm zurück wich, bis sie aus dem halbdunkeln Vorraum in die eigentliche Loge und hier von der strahlenden Helligkeit überströmt immer weiterretirierend bis an die Brüstung gelangt war, dort ließ sie sich in den einen Fauteuil fallen.

„Du mußt, schöne Maske, deinen Papa entweder hier abwarten —“

„Aber dabei langweile ich mich zum Sterben, mein Herr!“

„Oder ihn suchen gehen,“ fuhr Robert fort.

Und die Maske, sich ein wenig vorbeugend, erwiderte: „Ich ihn suchen gehen? Ich, ganz allein, in diesem Gewühl?“ Sie schien den Mann, der dies geraten, für verrückt zu halten. Und fuhr fort: „Wär ich doch nie auf den entsetzlichen Einfall gekommen, mir einen Ball in der großen Oper anzusehen! Oh, oh!“

Es klang fast, als weinte sie wirklich unter ihrer seidenen Larve.

Robert setzte sich rasch auf den Stuhl im Hintergrunde der Loge und redete begütigend zu. Im stillen dacht' er: es ist klar, es sind Fremde oder Provinzler, die sich die Merkwürdigkeit haben verstohlen ansehen wollen, und nun turnt der Schwerenöter von Papa hinter irgend einem Abenteuer durch die Säle und meint, sein Töchterlein habe genug der Freude, wenn es von oben auf die wimmelnden Köpfe herab-

blicke und sich mit dem Bewußtsein durchdringe, das sei eben der berühmte Opernball!

„Abwarten oder suchen gehen. Es gibt kein Drittes in deiner Lage, schöne Maske,“ wiederholte Robert.

„O, doch gibt es ein Drittes!“ antwortete jene. „Einen Fiaker nehmen und in mein Hotel fahren! Dann mag Papa mich suchen!“

Sie rückte mit zorniger Geberde am Stuhl, als wollte sie sogleich auf und davon.

Robert rief begütigend: „Geduld, Madame! Nur ein klein wenig Geduld!“

„Ich habe diese Tugend nicht gelernt!“ antwortete die Verhüllte, und es klang recht bestimmt.

„Eine Idee!“ rief der Maler. „Nimm meinen Arm an, schöne Maske! Ich führe dich als gehorsamster Kavalier durch alle Säle, durch alle Zimmer und Gänge, bis wir den pflichtvergessenen Herrn Papa ertappt haben. Willst du?“

„Hihi!“ Die Maske lachte leise bei dem drolligen Vorschlag, aber sie mußte ihn dankend ablehnen.

Robert jedoch, dessen Künstlerherz nicht nur einen Funken gefangen hatte, sondern bereits lichterloh brannte, war durchaus nicht gewillt, auf die erste Ablehnung hin sich geschlagen zu geben; er wandte seine ganze Beredsamkeit auf, die verliebten Gedanken strömten ihm nur so zu und kleideten sich in artig anmutige Worte.

Die Verhüllte blieb standhaft, obschon sie zugab, es wäre herrlich, am Arm eines so kundigen Ritters durch all dies Gewühl zu streifen, alles in nächster Nähe zu sehen und doch die Sicherheit zu fühlen, unangefochten und wohlbehalten wieder daraus hervorzugehen. So eigentlich hatte sie sich das heutige Vergnügen im Geiste vorgestellt. Aber hier oben in dem Käfig war es nachgerade ganz unausstehlich.

„Also kommen Sie! Ueberlegen Sie nicht lange!“

„Nein! Es geht nicht! Leider nicht!“

„Haben Sie Mißtrauen gegen mich, Madame?“

„Gewiß! Und ich weiß nicht, wer Sie sind!“

„Sie sind eine Maske und ich bin ein Herr, den Sie intriguieren. Das genügt, um uns durch den Saal zu schlängeln, so lang es Ihnen Spaß macht. Denken Sie nur, Sie thäten es mir zum Possen. Was indessen die Identität meiner Person betrifft. . . . Warten Sie gefälligst einen Augenblick! . . .“

Er griff nach seinem Taschenbuch und zog seine Visitenkarte hervor.

„Hier mein ehrlicher Name . . .“

Die Vermummte schien nicht neugierig zu sein; ohne einen Blick auf die Karte zu werfen, sagte sie: „Und wenn ich auch in den Karnevalsscherz einwilligte, was soll Papa denken, wenn er zurückkommt und mich nicht hier findet. Er schreit Feuer und läuft nach der Polizei, wenn ihn nicht sofort der Schlag trifft.“

„Schreiben Sie ihm einen Zettel, einen recht sichtbaren, und stecken Sie denselben mit einer Nadel hier an die Logenbrüstung!“

„Das wäre. . . . Geben Sie mir, was ich zum Schreiben brauche: Bleistift, Papier! . . . Es soll Papas Strafe sein! . . . Wollen Sie mir Ihr Taschenbuch reichen?“

Sie streckte die kleine Hand nach der Brieftasche aus, die er noch in Händen hielt, und sah ihn mit listiglachenden Augen an.

Er zauderte einen Augenblick, ihr zu willfahren. Er wußt' es nicht gewiß, aber es war doch möglich, daß in seinem Taschenbüchlein Dinge geschrieben oder gezeichnet standen, die nicht für den ersten besten waren, besonders für kein Fräulein höherer Stände — und ein solches mußte er nachgerade hinter dieser eleganten Maske mit dem verlorengegangenen Papa vermuten.

Sie bog sich vor Lachen, da sie ihn zögern sah. Und seine Stimme nachahmend, fragte sie ihn, wie er vorhin sie: „Haben Sie Mißtrauen gegen mich, mein Herr?“

„O, wie können Sie denken!“

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihre Banknoten behalte! Papa hat genug für sich und mich!“

„O, was die Banknoten betrifft, Sie werden keine finden, und wenn Sie alles durchstöberten!“ rief der leichtfertige Maler und reichte der Fremden seine Brieftasche, die auch sein Skizzenbuch war, denn fast alle Blätter waren mit Zeichnungen angefüllt.

Sie lachte noch, da sie es nahm, und er lachte mit ihr.

Kaum daß sie es zwischen den Fingern hielt, ward sie ernsthaft. Sie legte den Arm aufs Knie und betrachtete jede einzelne Seite lang und aufmerksam und schien nur mehr Augen zu haben für diese flüchtig von Meisterhand überstrichelten Blätter.

„Das ist reizend! . . . Wie das vortrefflich gesehen ist! . . . Besonders Wasser und Bäume. . . . Pfui, ein häßliches Modell! . . . Ah, das ist, was Sie soeben vor der Treppe gezeichnet haben: die drei Debardeurs. Welche zierliche Gruppe; aber auch was für barocke, was für unweibliche Gestalten!“

Und nun klappte sie plötzlich das Büchlein zu, umfaßte es mit beiden Händen, legte die Hände auf ihr Knie und sah dem Maler scharf in die Augen.

„Aber, mein Herr, Sie sind ein Künstler, ein großer Künstler! . . . Wie heißen Sie denn? . . . Wer sind Sie?"

Sie hatte wieder das Büchlein geöffnet und suchte mit hastiger, mit zitternder Hand nach der vorhin zurückgewiesenen Visitenkarte Roberts, die in einem Seitentäschchen stecken mußte.

Sie sah bald das Kärtchen, bald den Mann an, dessen Augen ihr lebhaftes Wesen fesselten, und sie sagte dann wie bedauernd: „Ich erinnere mich nicht, Ihren Namen je in einem Katalog oder in einer Galerie gelesen zu haben. Ich besitze freilich ein kurzes Gedächtnis . . . Sie malen doch auch, mein Herr?"

„Für Viere!" rief Robert und fügte leise hinzu: „Wenn ich dich malen dürfte, schöne Maske, ich wäre der glücklichste Mensch auf der Welt und der größte Künstler dazu."

„Wer weiß!" antwortete der Domino, nur manchmal aus den Skizzen aufblickend. „Ich bin vielleicht häßlich, sehr häßlich!"

„O nein!" rief Robert.

„Häßlich und schlecht! Grundschlecht! Treulos, wankelmütig, eitel, genußsüchtig, gefallsüchtig, rücksichtslos! . . . Ja, mein Herr, rücksichtslos, denn ich bin verzogen und verhätschelt von Kindesbeinen an. Ich rate Ihnen ehrlich: hüten Sie sich vor mir! Gehen Sie mir weit aus dem Wege!"

Sie sagte das ernsthaft, ja zornigen Tones, daß Robert, welcher schon so verliebt war, daß er ihr um keinen Preis lästig fallen wollte, sich wie gekränkt erhob und mit einer Verbeugung antwortete: „Wenn du befiehlst, schöne Maske, so geh' ich."

„Aber Sie lassen mir ein Andenken an diese Stunde?" fragte der verhüllte Schelm, und es war Robert, als säh' er sie durch Seidenbart und Maske hindurch lachen.

„Welches du willst!" rief er und setzte sich wieder.

„Die drei Debardeurs auf der Treppe!"

„Es gehört dir! Reiße das Blatt heraus!"

„Nein!" rief sie, „das wäre schade! . . . Schenken Sie mir lieber das ganze Büchlein!"

„Mit tausend Freuden! Das Büchlein und jedes andre, und was ich sonst noch bin und habe, wenn du es annehmen willst."

„Versprechen Sie nicht zu viel!" antwortete sie, „der

Appetit kommt im Essen. Und der Teufel — der Teufel, das bin ich nämlich — der Teufel nimmt Sie vielleicht beim Wort."

Er hätte sich nur gern gleich diesem Teufel verschrieben, aber sie schien nicht zu hören, was er redete, denn sie war ganz mit der Sorgfalt beschäftigt, das Heftchen, welches die Zeichnungen enthielt, aus der Tasche loszulösen, ohne ein Blatt zu beschädigen.

Dies geschehen, gab sie dem Eigentümer die Brieftasche zurück und behielt nur noch ein Weilchen den Bleistift, damit sie auf das letzte der leeren Blätter einige Zeilen kritzelte, wonach sie dasselbe langsam und vorsichtig abtrennte.

„Dank, mein Herr, tausend Dank! . . . Welch ein anmutiges Abenteuer!" rief sie.

„Liebst du die Kunst?" fragte Robert.

„Von ganzer Seele!" antwortete die Maske. „Und wer liebte sie nicht! . . . Die Kunst haßt nur, wer sie nicht kennt!"

Das letzte Wort überraschte den Maler seltsam. Es erinnerte ihn an die bekannte Inschrift über dem Berliner Museum. Schon mehr als einmal während des lustigen Gespräches waren ihm Zweifel aufgestiegen, ob er eine Französin vor sich hätte.

Und wie wenn sie schon so seelenvertraut miteinander wären, daß sie beide ohne Worte zu wechseln zur selben Minute gleiche Gedanken hegten, sagte die Unbekannte, die ein Weilchen die weiße Visitenkarte zwischen den schwarzen Fingern ihres Handschuhs gedreht hatte: „Ihrem Namen nach zu schließen, sind Sie kein Franzose?"

„Bist denn du eine Französin?" gab er zurück.

„Nein, mein Herr!" antwortete die Gefragte bestimmt und mit deutschen Worten.

Wenn es noch irgend einer Enthüllung bedurft hätte, um dem Faß den Boden auszustoßen, so war es diese. Das entzückende Bewußtsein, eine Landsmännin vor sich zu haben, die Gewißheit, daß das rätselhafte reizende Wesen, das es ihm wunderlich genug im Herzen anthat, keine Französin, sondern eine Deutsche und offenbar eine Deutsche von guter Erziehung und Familie war, wenn sie auch Fürwitz und Mutwille auf diesen Ball geführt und in ein recht drolliges Gespräch mit ihm verwickelt hatte, das Bewußtsein gab ihn ihr ganz gefangen. Er neigte sein Haupt tief und berührte, wie zum Dank für die freudige Enthüllung, den seidenen Saum des Dominos mit seinen Lippen.

Auch auf sie machte die Entdeckung, daß der wunderliche Kavalier ein Landsmann sei, in dieser Umgebung sichtlich gün-

stigen Eindruck. Sie ließ es geschehen, daß er nicht nur die schwarze Seide, sondern daß er auch ihren schwarzen Handschuh mit seinen Lippen streifte. Und in einer Sekunde waren sie vertrauter miteinander geworden, als es unter gewöhnlichen Umständen in Jahr und Tag möglich gewesen wäre.

Aber der unbegreifliche — nein, der köstliche, der unbezahlbare Papa erschien noch immer nicht!

Robert glaubte nun ein Recht zu haben, die Landsmännin zu führen und zu beschützen, und auch dieser schien nachgerade der Vorschlag, welchen sie vorhin mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen hatte, mehr und mehr einzuleuchten.

Sie befestigte das Blatt, welches sie aus des Ritters Skizzenbuch losgetrennt und beschrieben hatte, vorsichtig an dem roten Sammet der inneren Logenbrüstung und stand auf.

„Gut denn, gehen wir in den Saal!" sagte sie. „Aber unter einer Bedingung!"

„Und die ist?" fragte Robert, nichts Gutes ahnend in verliebter Besorgnis.

„Daß Sie mir nicht nachforschen! In keiner Weise! Daß Sie mich verlassen hier auf dem Balle, sobald ich Sie darum ersuchen werde. Unmittelbar auf mein erstes Wort, ohne Zögern, ohne Gegenfrage, ohne jede Bemerkung, stumm und sofort! Und daß Sie sich keinerlei Mühe geben, mir zu folgen, mich auszukundschaften."

„Und ich soll dich niemals wiedersehen? Ich soll dich nie von Angesicht sehen?" fragte Robert, in einer Sekunde ganz niedergeschlagen.

„O doch! Sie sollen mein Gesicht sehen! Vielleicht länger und öfter, als Ihnen lieb ist!" antwortete jene mit lachender Stimme. Der zwingende Eindruck, den sie auf den Maler ausübte, machte ihr offenbar Freude.

„Ich verspreche es Ihnen, daß wir uns wiedersehen werden. Aber ich will bestimmen, wie und wann und wo. Ich will Ihre Vorsehung, ich will Ihr Schicksal spielen. . . . Wehe mir, wenn Ihnen Ihr Schicksal so wenig wie mein Angesicht gefallen wird!"

„Keine Sorge! Gehen wir!"

„Einverstanden?"

„Mit allem, was du willst!"

„Top! . . . Ihren Arm, Herr Landsmann! . . . Ach, was wird Papa nur sagen, wenn er den Zettel findet! Ahaha!"

Sie lachte laut und ausgelassen, da sie nun ihren Arm in den des glückseligen Robert legte, der bei der weichen Berührung

dieses in aller Vermummung angebeteten, nie gesehenen Wesens ein Entzücken fühlte, das ihm selber rätselhaft erschien. Den ganzen berückenden Zauber des Geheimnisvollen beim Ahnen sicherer Anmut kostete die arme Seele aus.

Und auch das wandelnde Frauenrätsel an seiner Seite schien trotz aller begreiflichen Angst vom glücklichen Bewußtsein dieser unverhofften Stunde gehoben, bald drückte sie sich scheu an ihn, als wollte sie sich vor aller Welt verstecken, bald hob sie stolz das verhüllte Haupt, da sie am Arm des heiteren Mannes das Gewühl des großen Saales durchschritt und Robert bald von diesem, bald von jenem Träger eines berühmten Namens um so zierlichen Abenteuers willen geneckt, beglückwünscht, beneidet wurde.

Der elegante Domino fiel auf. Man drängte dem Paare nach. Man verwickelte die rätselhafte Erscheinung, hinter welcher man nacheinander fälschlich verschiedene Bekannte witterte, in muntere Gespräche. Es hagelte drollige Mißverständnisse, gute Witze, zierliche Höflichkeiten. Und das kleine Ding in Spitzen und Seide machte dem Begleiter keine Schande. Es zeigte schlagfertigen Geist und salonfähige Laune und handhabte dabei die französische Sprache so gewandt, als wäre sie von Kindesbeinen an in diesem Idiom erzogen worden.

Roberts Vorsicht und eigenes Verhalten wahrte sie vor jeder ärgerlichen Begegnung, vor jedem unzarten Wort, vor jeder unliebsamen Störung auf dieser wunderlichen Suche nach dem besten der Väter. Trotzdem schauderte sie mehr als einmal, wie wenn mitten im Gewühl, das sie arglos durchstreiften, mädchenhafte Scheu und kindliche Sorge sie anfaßten, und dann flehte sie leise und dringend, Robert möge sie fortführen und wieder hinauf in die Loge bringen und sie dann verlassen.

Robert freute sich dieser Anwandlungen, die ihm den sittlichen Wert seiner Unbekannten zu verbürgen schienen. Denn bei aller Verliebtheit und der Aufregung des köstlichen Augenblicks berührte ihn doch ein und das andre Mal verzeihlicher Argwohn, was denn das für ein Fräulein sei, das er einsam und scheinbar verzagend in einer Loge auf dem Opernball traf und das sich doch von ihm lustig hin und her führen ließ, um einen Papa zu finden, der sich im Verlauf einer weiteren Stunde vielleicht zu einer Mythe, zu einer billigen Vorspiegelung verflüchtigte.

Ein und das andre Mal hoffte er dies sogar recht aufrichtig. Dann rührte wieder der flehentliche Ton, der Ton der Wahr-

heit, der aus diesem lästerlichen Durcheinander hinausbegehrte, sein besseres Selbst, und er bat im Stillen seine Götter, ihn einen würdevollen, stattlichen, verzweifelnden Vater finden zu lassen, der ihm seinen Ritterdienst mit Zutrauen vergelten und den ungeheuchelten Wunsch aussprechen möge, die so merkwürdig gewonnene Bekanntschaft in ehrbar umfriedeter Häuslichkeit gefälligst fortzusetzen.

Aber nein! So viel unbekannten älteren Herren sie auch begegneten, seine Begleiterin sagte zu keinem: Vater, hab' ich dich endlich gefunden! oder was sich sonst bei solcher Entdeckung schickte.

Doch beschäftigte diese Frage nach dem verlorengegangenen Erzeuger seiner Angebeteten wieder nicht nur Robert, sondern, wie sich alsbald herausstellte, noch weit mehr jene selbst. Sie drängte jetzt ungestüm aus dem Saal und drohte ihm davonzulaufen, geschehe, was da wolle, wenn er sie nicht augenblicklich und auf dem kürzesten Wege in ihre Loge zurückbrächte, wo sicherlich Papa schon längst und in der größten Ungeduld ihrer harrte.

Die Angst ward immer vernehmlicher. Die Vermummte redete hastig und weinerlich, wie ein Kind, das sich vor Schlägen fürchtet.

Robert war nicht der Mann, ihr jetzt nicht zu gehorchen. Mit einem Eifer, der ihn beinahe dem Verdruß der Begegnenden aussetzte, erkämpfte er seinem Domino den Rückweg durchs Gewühl zur Treppe, die nach den Logen des ersten Ranges emporführte.

Da, hart am Stiegengeländer, hörte er auf einmal einen leisen Aufschrei dicht an seiner Seite. Sich rasch zu seiner Maske wendend, sah er, wie sich das vermummte Wesen neben ihm zusammenduckte, so daß es hinter seinen Schultern und der Wand für diesen Augenblick verborgen stand.

Rasch das Gesicht wieder der Treppe zukehrend, gewahrte dann Robert einen kleinen feisten apoplektischen alten Herrn mit stolpernden Beinen die Stufen herunterhasten. Derselbe zerdrückte gerade einen Zettel zwischen seinen dicken übermäßig beringten Fingern und schien in höchster Aufregung und Besorgnis zu kochen.

Ist er das etwa? sagte sich Robert sehr enttäuscht und wollte schon auf den Mann zutreten, als er sich von einer kleinen Hand am Frackzipfel festgehalten fühlte.

In demselben Augenblick sagte eine andre weibliche Maske, die ihnen den schwarzverhüllten Rücken zukehrte, im echtesten

Pariserisch zu dem erwähnten Herrn, auf den sie am Fuße der Treppe gewartet zu haben schien: „Nun, mein Alter, hast du dein Baby gefunden?"

Der Angeredete machte, die letzten Stufen heruntersteigend, eine abwehrende und verzweifelnde Bewegung mit beiden Ellbogen, ließ es sich aber doch im Weiterschreiten gefallen, daß der Domino, der ihm aufgelauert hatte, sich in seinen Arm hing. Man wußte nicht, welcher von beiden den andern führte.

Robert blickte den beiden Unbekannten starr nach, bis sie in den hin und her wogenden Gruppen allmählich verschwanden. Strähnen des grauen Haares, die sonst in ruhigen Momenten über die kahlen Stellen des Scheitels sorgfältig querübergezogen lagen, standen dem dicken Herrn jetzt wie halbausgerupfte Federn hinten vom Kopf ab. In der linken Hand trug er fortwährend sein gelbseidenes Taschentuch und gestikulierte damit zu seinen eifrigen Reden.

Er hatte keinen hübschen Gang. Nein, gewiß nicht! Auch keine hübschen Beine. Er war so, was man einen fidelen Sechziger zu nennen pflegt, obschon er vielleicht noch am Ende der Fünfzig stand. Er sah aus, als hätte er die Taschen voll Geld. Er sah aus, als spräch' er kein reines Deutsch. Und das war ihr Vater?! ... War ihm die Tochter ähnlich?!

Hätte sie ein Zauber jetzt im Nu von seiner Seite verschwinden lassen, ich glaube, Robert würde sich in diesem Augenblick über den Verlust der eben noch so heiß Begehrten leicht getröstet haben. Da fühlte er, wie die Gestalt an seinem Arm zusammenzuckte, als schüttelte sie der Zorn, und er hörte sie vor sich hinmurmeln: „Das ist empörend!"

Er wollte schon fragen, was? da wand sie ihren Arm aus dem seinen, faßte mit beiden Händen in ihr Kleid und wollte allein die Treppe hinaufeilen. Sie schien den Kopf verloren zu haben.

„Was ist Ihnen?" fragte Robert sie einholend.

„Lassen Sie mich, mein Herr!" rief sie wild, und Thränen klangen in ihrer Stimme.

Die Entrüstung gefiel ihm, so wenig ihm derjenige gefiel, welchem sie galt. Denn der dicke Herr war offenbar der gesuchte Vater, und der andre schwarze Domino war offenbar die Veranlassung, welcher Robert die lange Unterhaltung mit seiner Maske zu verdanken hatte.

Das Gedräng auf der Treppe ließ die grollende Tochter nicht so hurtig in die Höhe steigen, als ihre Ungeduld es ver-

langte. Zornig ob dieser Zögerung stampfte sie mit dem Fuß auf die Stufe.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,“ sagte nun der Maler, der wieder dicht hinter sie getreten war und ihre widerstrebende Hand erfaßte.

„Lassen Sie mich allein!“ antwortete sie heftig.

Als er ihr aber zuflüsterte: „Was wollen Sie jetzt in der leeren Loge? Zusehen, wie sich Papachen im Saal bewegt?“ Da wandte sie sich jählings um und sah ihm scharf in die Augen.

Sie auf der oberen Stufe, er auf der unteren, so trafen sich die Blicke der beiden fast auf gleicher Linie. Dies Blicken Aug' in Auge schien das Fräulein zu besänftigen. Leise neigte sie sich vor, als sollte Stirn und Stirn sich berühren, als wollte sie ihren Blick so tief wie möglich in seine arme Seele bohren.

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie eben so schlecht behandelte!“ sprach sie. „Vergessen Sie mich nicht! Und nun rasch fort! Bringen Sie mich zu meinem Wagen!“

Sie sprang die kaum erklommenen Stufen wieder hinab, und Robert hatte Mühe, der Davoneilenden an der Seite zu bleiben.

Sie standen im Vestibül der Oper, eh' er's hoffte.

„Einen Fiaker! Bitte! Rasch!“ sagte sie zu ihrem Begleiter.

„Aber bedenken Sie, Fräulein, ohne Mantel ohne Ueberwurf in dieser Kühle nach der Hitze im Saale!“

„Ich bin nicht so empfindlich!“ gab sie zurück. „Nur hurtig, daß ich Papa'n zuvorkomme und ihm heut abend nicht mehr ins Gesicht sehen muß. Der schuldige Respekt möchte dabei Schaden leiden! O, wenn Mama erführe, daß wir beide auf dem Opernball gewesen ... und er ... gerechter Gott! ... Ich bitte Sie, einen Wagen!“

Zögern half da nichts, und Robert mußte der Bittenden willfahren. Ein Mann, der müßig vor der Pforte auf derlei Geschäfte lauerte, fand ihm bald einen Fiaker. Robert führte den Domino am Arm die Freitreppe hinab, in einer seltsamen Mischung der Gefühle diesen letzten Augenblick einer berauschenden Unterhaltung auskostend, und hob die zierliche schwarze Gestalt in den Wagen.

Da hatte sie auch schon die Thüre vor ihm zugezogen, aber sie ließ ebenso rasch das Fenster herab. Das schwarzumbänderte, schwarze Gesicht, die starre Seidenfratze im kleinen viereckigen Rahmen des Wagenfensters mutete ihn wie verwandelt an, so spöttisch, so boshaft, so geringschätzig!

„Wohin soll Sie der Kutscher bringen, Madame?“

„Ich werd' es demselben im Weiterfahren selber sagen. Sie sollen es nicht wissen!“

Robert reichte dem Kutscher einen seiner letzten Fünffrankenthaler auf den Bock hinauf und rief ihm zu: „Schnell geradeaus! ... Aber halt, noch einen Augenblick!“

„Was wünschen Sie noch, mein Herr?“ fragte die kichernde Stimme.

„Sehen wir uns nicht wieder?“

„Vielleicht!“ lautete die Antwort und dabei winkte die schwarze Hand mit den Blättern seines kleinen Skizzenbuches ihm Lebewohl zu.

Robert faßte den Rand des Wagenfensters mit beiden Händen, als könnt' er das Gefährt zurückhalten, wenn die Pferde zu früh anzögen.

„Lassen Sie die Maske fallen! Ich bitte Sie!“ flüsterte er.

„Warum?“

„Warum! Welche Frage! Schon damit ich Sie wiedererkenne, wenn wir uns begegnen!“

„Das soll Ihnen Ihr Herz sagen, mein Herr!“ Und sie lachte wieder. Aller Aerger, der sie aus dem Saale gejagt hatte, schien bereits verwunden.

„Sie wollen mein Herz zum Narren haben!“ rief Robert vorwurfsvoll. „Zeigen Sie mir Ihr Angesicht! Einen Augenblick nur! Es sei ein Zeichen Ihrer Achtung!“

Der Domino lachte schon wieder. „Heuchler, der Sie sind! Es ist Ihnen gar nicht um ein Zeichen meiner Achtung zu thun. Sie fürchten bloß in diesem Augenblick lächerlich zu erscheinen, das ist alles! Lächerlich fürchten Sie zu erscheinen, weil Sie glauben, ich sei so häßlich, daß Ihnen das ganze Abenteuer leid werden möge.“

„Also gute Nacht!“ sagte Robert verzichtend.

Und die Dame im Wagen sprach weiter: „Ich hab' es Ihnen ja vorausgesagt, daß ich häßlich bin. ... Nun also. ... Fort Kutscher! Ade, mein Herr!“

Der Wagenlenker schnalzte, die Pferde zogen an, die Räder bewegten sich kreischend, da fiel, wie geflissentlich vorbereitet, die Larve vom Haupte, das sich aus dem viereckigen Wagenfenster herausbeugte, und die reichlichen Gaslaternen vor dem Opernhause beleuchteten ein lachendes Mädchenangesicht, das grüßend nach dem überraschten Robert zurückblickte, bis es die Dunkelheit der nächtlichen Ferne einschlang.

Robert wollte aufjubeln. Unwillkürlich hob er die rechte

Hand, wie wenn er ein Schnippchen schlüge. Nein, sie war nicht häßlich! Ganz und gar nicht! Der lose Schalk! Ein feines kapriziöses Gesichtchen mit ein Paar dichten schwarzen Brauen und ein Paar prächtigen dunklen Augen und mit einem lachenden Mund voll tadelloser Zähne.

Er atmete tief auf; das hätte schlimm ablaufen können. Er war doch gar zu leichtsinnig! Wäre sie wirklich häßlich gewesen, so wie der alte Knabe vielleicht, den er mit Recht oder Unrecht für ihren Erzeuger hielt ... puh! — Es schüttelte ihn bei dieser Vorstellung — er hätte sich zu Tode geschämt. Nun aber kosten seine Gedanken mit dem neckischen Bilde, das immerzu im schwarzen Rahmen des Kutschenfensters auf nächtlichem Grunde vor seinen Augen dahinfuhr und ihm zunickte, wie ein Traum, wie ein Versprechen, wie ein wachsendes Bißchen inniger Liebe!

Ja, ja, ihm sagt' es der raschere Schlag seines eigenen Pulses, auch ihr launisches verzogenes Herzchen redete in dieser Minute zu seinen Gunsten, und er wird sie wiedersehen, und sie werden weiter miteinander plaudern, lange süße Geschichten.

Aber wann?! ... Heute nicht mehr! Das stand leider fest. ... Doch eine zuversichtliche Stimme in seinem Innern sagte: Bald! Bald!

Wie nur dies bald beschleunigen? Er dachte das und jenes aus. Aber alles, was er sich ausdachte, glitt ihm als unnütz wieder zwischen den Fingern durch und wurde verworfen. Es hieß eben Geduld haben, Geduld und Vertrauen.

Sie besaß die Tugend der Geduld nicht, hatte die Vermummte auf dem Balle gesagt. Das freute Robert nun nachträglich gar sehr. Denn, wenn auch sie Feuer gefangen hatte — und solche Leidenschaft konnte unmöglich einseitig empfunden werden — dann wird die Ungeduld ihres Wesens auch Mittel und Wege finden, ein Wiedersehen anzubahnen! ... Wenn aber nicht? Wenn die Laune dieses Abends sich getrosten Herzens ablegen und beiseite schaffen ließe, wie Domino und Maske, die ihr auch ein paar Stunden Spaß gemacht und, nun ihr Dienst gethan und der Mummenschanz vorüber war, keinen Wert mehr für sie hatten? ... Der Gedanke war zu abscheulich, als daß eine Natur wie die Roberts lange dabei verweilen mochte. Aber der Gedanke kam doch ab und zu wieder. Es war etwas in jenen verschmitzten Augen, etwas in ihrer neckenden Stimme, das ihm zuzuwinken, zuzurufen schien: nimm dich in acht! ... Hatte sie nicht selbst gesagt, sie wäre grundschlecht, launisch und falsch?

Robert lachte laut auf. Hatte sie nicht auch gesagt, sie wäre häßlich von Angesicht! . . . Durch sein Auflachen betroffen, hatte sich ein Stadtsergeant nach ihm umgedreht und kam langsam martialischen Schrittes auf den einsamen Schwärmer zu, der im Frack und Klapphut noch immer unter den Säulen der Auffahrt stand und den Wagen nachsah, die davonrollten.

„Sie werden sich einen Schnupfen holen, mein Herr!" sagte der Polizist in jenem geschäftsmäßig bärbeißigen Ton, mit welchem in Frankreich alte Soldaten in Beamtenstellung auch die gleichgiltigsten und friedlichsten Bemerkungen herunterzuschnarren lieben.

Robert sah den Sergeanten an wie einen Wecker am frühen Morgen und sagte: „Einen Schnupfen? Das fehlte mir jetzt gerade! Ich danke Ihnen, mein Herr."

Damit ging er wieder ins Opernhaus zurück. Nicht aber, um noch einmal den Ballsaal zu betreten. Gott bewahre! Seitdem der kleine Kobold, der ihn zwei Stunden lang so lieblich geneckt hatte, daraus verschwunden, waren für Robert alle Lichter dort ausgelöscht, war die Musik nur störendes Geräusch und jeder andre Mensch einfach unausstehlich.

Er ließ sich nur in der Garderobe seinen Mantel umhängen — eine Handreichung, die seine Barschaft wieder um hundert Centimes verringerte — und machte sich sofort auf den Heimweg.

Nun kam ihm allerdings, wie er so den Boulevard hinabwandelte, der Gedanke an die wenigen Franken und etlichen Sous, die bis auf weiteres sein ganzes verfügbares Vermögen ausmachten.

Donnerwetter ja! Jetzo hätte er reich sein mögen, recht reich! Zum erstenmal im Leben wünschte er sich sehnlich, ein vermöglicher Mann zu sein . . . und warum? um zu verschwenden, um der Geliebten zu Füßen zu legen, was schön und kostbar und ihrer wert war!

Allein schon im nächsten Augenblick mußt' er über sich selber lachen. Was war denn Geld? Blinkender Kot und der Kuppler der Dummen und aller von Mutter Natur Vernachlässigten! Brauchte ein Künstler, brauchte ein Kerl wie er Geld, viel Geld, um einem Mädchen zu gefallen, um ein Mädchen zu gewinnen? Warum nicht gar! Er verargte sich solch einen Gedanken und blies ihn weit von sich.

Und war so frohen, so arglosen Herzens. Er hätte jeden Lumpensammler, welcher die Kehrichtbütte auf dem Rücken, den Stöberhaken in der Hand, auf dem nächtlichen Weg ihm

begegnete, er hätte jeden Stadtsergeanten, der, mißtrauischen Blickes ihn messend, an dem heimzügelnden Nachtschwärmer vorüberstrich, aufhalten und ihnen sagen mögen, daß heute eine wunderbare Nacht gewesen sei, die für ihn den Anfang eines neuen Lebens bedeuten werde.

In dieser Stimmung bestieg er den Montmartre, in dieser Stimmung legte er sich zu Bette, in dieser Stimmung wacht' er am andern Tage — spät am Tag — auf und sprang jählings in die Höhe, als stünde das Glück schon ein Weilchen klopfend vor der Thür und sei Gefahr im Verzuge, wenn er nicht sogleich öffnete.

Es stand aber nichts und niemand vor der Thür, und der Tag verging, ohne daß ein Lebenszeichen von seiner Unbekannten gegeben wurde, und der nächste Tag auch, und der dritte und vierte gleicherweise.

Da ward der verliebte Maler sehr unwirsch und philosophierte in lästerlichster Weise über das Weib und seine Schwächen im allgemeinen und die seelische Beschaffenheit der treulosen Person, die sein Herz gestohlen hatte, noch ganz besonders. Was aber alles weder an der Thatsache noch an dem Bewußtsein etwas änderte, daß er über beide Ohren verliebt war und nicht einmal recht wußte, in wen.

Robert meinte es nachgerade vor Sehnsucht nach seiner Unbekannten gar nicht mehr aushalten zu können.

Es trieb ihn aus seiner Werkstatt, es trieb ihn in der ganzen Stadt herum; er studierte die Fremdenlisten der verschiedensten Hotels durch und betrachtete sich die Leute, welche nachts aus den großen Theatern strömten, er lief an jedem Vormittag durch alle Säle des Louvre, er machte jeden Nachmittag die längsten Spaziergänge in den Elyseeischen Feldern und im Boulogner Gehölz, und er versäumte nichts, was einer angeben kann, der im Menschenmeer der Großstadt ein einzelnes kleines Mädchen sucht und keinerlei Anhaltspunkt hat, es zu finden. Keinen andern Anhaltspunkt als sein drängendes Herz und ein eitles leeres Versprechen.

Alle Mühe war umsonst, alles Suchen war vergebens — und doch verließ ihn die Zuversicht nicht, dem reizenden Kobold wieder zu begegnen. Aber er ward schier dumm und thöricht vor lauter Erwartung und Sehnsucht, und in seinem Kopfe fand kein andrer Gedanke mehr Platz als der an die kaum einmal gesehene Geliebte. —

Auf einer seiner Irrfahrten war Robert auch wieder einmal bei Monsieur Lefranc im Laden eingekehrt. Es mußte wohl sein! Die letzten Franken waren doch aufgegessen worden, ohne daß sich diesmal das sonst so pünktliche Glück bewogen gefunden hätte, die gähnende Tasche im Moment der völligen Erschöpfung durch eine ungeahnte Ueberraschung wieder strotzen zu machen.

Robert zeichnete wieder so Männchen und kleine Fratzen für Witzblätter, die nicht eben fürstlich zahlten. Aber er hatte für bessere Arbeit jetzt keinen Sinn, und er mußte doch auch leben jetzt, wenn auch schlecht.

Vielleicht fand er in der mit Goldrahmen überfüllten Bude auf dem italienischen Bollwerk einen Auftrag — eine Anregung — mit einem Worte: Geld.

Sein wahrer Tiburtin stand noch auf der Staffelei, ins beste Licht gerückt, Kennern ein Augentrost. Meister Lefranc hatte also noch keinen Narren gefunden, der ihm denjenigen Preis bezahlte, welchen er in diesem Fall beanspruchen zu müssen meinte.

Ein zweiter Blick des näher tretenden Malers überzeugte denselben, daß die Buchstaben, mit welchen er seine Bilder zu zeichnen pflegte, bereits übertüncht oder getilgt, jedenfalls verschwunden waren.

Der Zorn packte ihn, aber der schlaue Lefranc, der so etwas ahnen mochte, stürzte nun schon auf den unerwarteten Besuch zu, schüttelte dem Unwilligen gewaltsam beide Hände und überraschte ihn mit den Worten: „Ach, mein Herr, was muß ich hören, von anderen hören: Sie malen jetzt Porträts!“

Robert sah ihn verwundert an. Hundertmal hatte er es dem Spitzbuben gesagt, und dieser jedesmal geantwortet, er solle was andres machen, er tauge durchaus nicht zum Porträtmaler.

„Haben Sie Beziehungen zu meinem Portier?“ fragte Robert den Bilderhändler. „Denn dies ist der einzige Mensch, der seit Monaten sich herbeigelassen hat, sein holdes Angesicht durch diese weiße Hand verewigen zu lassen.“

„Ach, Sie Schäker, gehen Sie doch!“ antwortete lachend der Händler. „Dies wäre mir der richtige Portier! Ein reizendes kleines Frauenzimmer, ein Dämchen zierlich wie eine Puppe, eine allerliebste Plaudertasche hat mich dessen versichert. Und der Herr Papa hat es bejaht, eine Spezies Papa, die zu allem ‚ja‘ zu sagen scheint, was Herzenstöchterchen vorbringt. Indessen, er versicherte mich mit einem Nachdruck, mit einer

Ueberzeugung, die keine Widerrede aufkommen ließ, daß Sie, Herr Leichtfuß, in Ihrem Vaterlande bereits als einer der ersten Porträtmaler beliebt und berühmt wären.

„Ich hätte es nie gedacht,“ fuhr er nach einer kurzen Pause mit einem liebevollen Blicke nach seinen richtigen Tiburtin fort, während Robert noch keines Wortes mächtig war vor freudiger Ueberraschung, denn kein Gott hätte ihm in diesem Augenblick die beseligende Gewißheit ausgeredet, daß jene Tochter und dieser Vater genau dieselben seien, nach deren näherer Bekanntschaft sein ganzes Herz begehrte.

„Ich hätte es nie gedacht! ... Ich bin ein Kenner. Ich weiß besser als irgend jemand, wohin Ihre Begabung Sie weist. Glauben Sie mir, und wenn alle Ihre Landsleute und deren hübsche Töchter das Gegenteil behaupteten — dahin! Das ist der Weg, den Sie gehen müssen, um ins gelobte Land der Kunst und zu Ruhm und zu Vermögen zu gelangen!“

Mit diesen Worten faßte Lefranc die beiden Schultern des Malers, der noch immer sprachlos an der gebratenen Taube schluckte, welche ihm unversehens in den Mund geflogen war, und drehte ihn dem kleinen Landschaftsbilde zu, das in breitem Goldrahmen auf der Staffelei für zahlungsfähige Liebhaber thronte.

„Gott bewahre mich!“ rief Robert und lachte. „Ein Schüler, ein Nachstreber Tiburtins soll ich werden? Niemals, mein Herr! Ich male Porträts, und jetzt lieber denn je!“

Er hätte singen mögen vor Freude. Der andre schüttelte jedoch das kurzgeschorene graue Haupt und sagte: „Wenn Sie klug wären, so klug als Sie talentvoll sind, Sie könnten ein reicher Mann werden und mich daneben auch zum reichen Manne machen ...“

„Ah!“ rief der Maler staunend aus.

„Malen Sie Tiburtins!“ flüsterte der andre. „Lauter Tiburtins! Nichts als immer wieder Tiburtins! Die Amerikaner, die Russen, die Engländer werden sie uns mit Gold bedecken!“

„Das heißt, mein Herr, ich soll Ihnen die Mittel an die Hand geben, die Leute zu betrügen?“ rief Robert aufflammend, aber er war in diesem Augenblick zu glücklich über die Aussicht, die Verlorene wiederzufinden, als daß er über den Mann, der ihm diese Aussicht verraten hatte, nun nach Gebühr zornig zu werden vermochte, obschon dieser ihm eine Gemeinheit zumutete.

Und der Mann erwiderte achselzuckend: „Mundus vult decipi. Die Dummen verlangen nichts Besseres als betrogen zu werden ... wenn Sie das, was ich Ihnen anzudeuten wagte, durchaus also nennen wollen ...“

Robert Leichtfuß schnitt ihm das Wort ab. Er wollte von dem Vorschlag durchaus nichts weiter hören, aber er wollte hören, wie jenes Fräulein und wie dessen Vater ausgesehen, und was sie gesagt, was Lefranc jenen über ihn gesagt hätte, und er stellte Fragen über Fragen, aus deren mehr oder minder ungenügender Beantwortung doch so viel für ihn klar erkenntlich war, daß seine Maske vom Opernball sich schlau und vorsichtig bei dem Kunsthändler auf dem Boulevard nach dem Künstler erkundigt, jenem ein kaum zu rechtfertigendes Lob des Künstlers vorgesungen und den raschbegreifenden Schlaukopf Lefranc dadurch veranlaßt habe, auch seinerseits das Lob des in Frankreich weilenden deutschen Malers vor den Ohren des Vaters zu singen, der in künstlerischen Dingen wohl weniger Autorität besaß, als in Börsenangelegenheiten.

„Ich kann Sie versichern," fuhr Lefranc fort, „daß ich mir die Gelegenheit nicht entgehen ließ, Sie, mein Herr, ganz unverantwortlich zu loben. Wer predigt nicht gern horchenden willigen Ohren! Ich hoffte schon, der dicke Herr, der immer mit den Händen die Thaler in seiner Hosentasche umrührte, würde mir meinen Tiburtin, der in diesem Fall selbstverständlich ein echter Leichtfuß war, abkaufen. Aber die lieben Leute scheinen ebensowenig Verständnis für Ihre eigentliche Begabung zu besitzen, als Sie selbst, mein Herr. Sie beharren darauf, sich von Ihnen porträtieren zu lassen."

„Was?" schrie Robert auf. „Von mir porträtieren lassen! Ist das wahr?"

„Gewiß!" antwortete jener. „Und ich wagte nicht, es ihnen auszureden, obwohl —"

Monsieur Lefranc vermochte seinem berechtigten Zweifel nicht vollen Ausdruck zu geben, denn der laut lachende Maler hatte den grauen Sünder stürmisch an seine Brust gerissen und trommelte demselben mit beiden flachen Händen so dankbar und übermütig auf dem Rücken herum, daß dem also unvermutet Geliebkosten die Worte mitsamt dem Atem ausgingen.

Und als er, wieder losgelassen, nach Luft schnappte, war Robert Leichtfuß auch schon bei der Thüre draußen und lief, was er laufen konnte, den Boulevard hinab, um auf den nächsten besten Omnibus zu springen, dessen Ziel der Berg der Märtyrer war.

Er sagte sich, daß er durch sein rastloses Herumvagieren vielleicht schon ein und das andre Mal die gute Gelegenheit, seine Angebetete wiederzusehen, versäumt habe, und er konnte gar nicht schnell genug nach Hause gelangen, um den schmollenden

Portier, der ihm seit einigen Tagen ob gänzlicher Vernachlässigung seines Konterfeis kein gutes Gesicht mehr zeigte, aufs Gewissen auszufragen, ob niemand dagewesen wäre, der sich von ihm porträtieren zu lassen wünschte.

Es war richtig. Er hatte sie versäumt! . . . „Heute mittag erst war ein älterer Herr mit einer jungen Dame dagewesen, leider natürlich umsonst!“ äußerte herablassend der gekränkte Thürhüter. „Sie hätten gerne die Werkstatt des Landsmannes besucht. Aber da der Herr nie zu Hause zu finden ist —“

Hurra! Sie war es! Robert wäre gerne auch seinem schwachköpfigen Cerberus um den Hals gefallen. Er hielt sich noch gerade zurück, als jener versicherte, die Herrschaften würden wohl in einigen Tagen wieder erscheinen.

„Sie haben mich nach Ihren letzten Bildern gefragt und wen Sie eben porträtierten. Mit Schmerz mußt' ich gestehen, daß ich selbst der unwürdige Gegenstand Ihrer jüngsten, allzuoft unterbrochenen, immer wieder der Veränderung unterworfenen Leistung auf dem Gebiete der Bildnismalerei bin. O, mein Herr, ich habe nicht gekargt mit meinem Lobe; jedoch ich konnte meinen Seufzer auch nicht zurückhalten, den Seufzer, der Ihrer wechselnden Laune galt und dem Mangel an Sinn für männliche Würde!“

„Sie sind einer der ausgezeichnetsten, einer der würdevollsten Männer, die ich je im Leben Portier genannt habe!“ rief Robert, der schon etliche Stufen hinangesprungen war und wieder stehen blieb. „Nun aber merken Sie auf Ihre Pflicht! Wenn die Fremden wieder des Weges kommen, schaffen Sie mir sie ohne Widerrede, schaffen Sie mir sie tot oder lebendig in meine Werkstatt, und ich will dafür Ihr ehrenwertes Abbild in einer Sauce von Würdigkeit anrichten, daß der oberste Richter am Kassationshof gegen Sie wie ein betrunkener Schulknabe und der Erzbischof von Paris gegen Sie, mein Herr, wie ein Clown im Zirkus aussehen soll! Hurra!“

Der verblüffte Hausmeister betrachtete schweigend, wie der Unbegreifliche mit den Geberden eines Menschen, der das große Los gewonnen hat und darüber verrückt geworden ist, die hundert Stufen der Wendeltreppe hinauftanzte, als wären es die Sprossen der Himmelsleiter. Und so ein Leichtfuß wollte Sinn für männliche Würde haben!

Kopfschüttelnd trat er in seine Loge zurück und wartete mit gefaßter Neugier des Wiederkommens derer, welche seinen Mietsmann in also unvernünftige Freude versetzt hatten.

Sie ließen nicht allzulang mehr auf sich warten. —

An einem himmlischen Apriltag, da der lachende Frühling seinen Einzug in die schöne Seinestadt hielt, fuhr ein eleganter Mietswagen die steilen Straßen zum Montmartre hinauf. Darinnen saßen ein etwas dicker Vater, der sich eines keineswegs ungewöhnlichen Aussehens befleißigte, und ein ziemlich mageres Töchterchen mit einem allerliebsten kapriziösen Dosengesicht, das von einer ebenso kostspieligen als geschmackvollen Pariser Modistin mit einem duftigen Hütchen und einem köstlichen Spitzenkragen gar wirksam eingerahmt und zur Geltung gebracht war.

Das zierliche Kind schien mit dem derberen Urheber seiner Tage nicht ganz eines Sinnes und gleicher Stimmung zu sein ...

Der Kutscher, der sie führte, blinzelte im Fahren zuweilen erwartungsvoll über die Schulter zurück, denn, ob er schon die Worte der fremden Sprache nicht verstand, so hörte er den dicken Fahrgast doch so laut schreien, und der Ton, den dieser seiner Stimme gab, war ein so aufgeregter, daß der Rosselenker darauf gefaßt war, der zornglühende Alte möchte von Worten zu Thätlichkeiten übergehen und es innerhalb seines Gefährtes zu einem unerhörten Skandal kommen; oder aber es möchte den Mann, der so entsetzlich schrie und dessen dicker Kopf immer röter und röter anlief, auf offener Straße der Schlag treffen.

Aber je mehr der Vater tobte, desto gelassener, desto geduldiger, ja desto vergnügter erschien die Tochter.

Sie sah aus wie jemand, der nicht nur weiß, was er will, sondern der bereits seinen Willen durchgesetzt, seinen Sieg erfochten, sein Schäfchen im Trockenen hat und nun es dem Ueberwundenen gerne gönnt, sein Herz mit Worten zu erleichtern, waren es auch nicht gerade gefällige Worte.

Ein überlegenes, ein kaum merkbares und doch so beredsames Lächeln versteckte sich in den beiden Winkeln dieser schmalen Lippen, und, ob auch der spitzen Zunge Schweigen auferlegt war, aus den schwarzen Augen leuchtete ein Feuer der Zufriedenheit und der Freude, welches das ganze schweigende Persönchen mit sonnigem Glanz überstrahlte.

Der wohlgenährte Herr mit dem Kugelhaupt auf kurzem roten Halse hatte offenbar keine Freude an dieser Fahrt, an diesem Besuch, an dieser Dummheit, wie er es wiederholt nannte, die sich für seine Stellung in der Gesellschaft, wie er behauptete, die sich für einen so angesehenen Mann, wie er einer war, durchaus nicht paßte.

Heribert Meyer war königlicher Kommerzienrat, und er hielt etwas auf diesen Titel, von dessen Entwickelungsfähigkeit er mit guten Gründen annahm, daß er sich eines schönen

Tages zum geheimen Kommerzienrat oder, was noch weit schöner klingt, zum Geheimrat kurzweg auswachsen werde.

Heribert Meyer war vor dreiunddreißig Jahren mit zerrissenen Stiefeln an den Füßen, mit fünfzehn Thalern in der Tasche und dem festen Vorsatz im Herzen, ein reicher Mann zu werden, nach Berlin gekommen, und jetzt besaß er ein Geschäft und einen Namen ersten Ranges, bewegliches und unbewegliches Gut aller Art, und er machte ein Haus in der Tiergartenstraße, ein Haus, darin ein echter Rembrandt an der Wand hing, ein Haus, darin manchmal schlechtes Deutsch, aber immer tadelloses Französisch gesprochen wurde, ein Haus, darin man wirkliche Berühmtheiten kennen lernen und mit exotischen Diplomaten zu Mittag speisen konnte.

Und er besaß an Kindern nur zwei Töchter, die erst seit kurzem in die Gesellschaft geführt wurden. Die zwei Töchter wollte Heribert brillant versorgen und vornehm verheiraten, und wenn nun die erste derselben, kaum daß sie in die Welt geguckt, sich anschickte, einer ungeheueren Dummheit Herz und Sinn zu öffnen, so konnte das den liebenden Vater wie den klugen Mann, dessen Virtuosität und Bedeutung darin bestand, von den Ersparnissen andrer Leute wie ein Fürst zu leben, billig in Harnisch bringen.

Sein Ingrimm war um so heftiger und fühlbarer, als es ein ohnmächtiger war.

Beherrschte diese kleine blasse Nixe den gar nicht leicht bestimmbaren Mann, der sie, wenn er gewollt, in seinen klobigen Fingern hätte zerbrechen können? Beherrschte dies Töchterlein den Vater so sehr, daß er selbst wider eigene Einsicht dessen Launen nachgab?

Sein verzogener Liebling war sie freilich von Kindesbeinen an. Allein er war bei aller äußeren Zärtlichkeit im Innern doch ein harter Mann, der unentwegt „nein“ sagen konnte, wo hundert andre zur Nachgiebigkeit sich rühren ließen.

Schade nur, der harte Mann hatte eine noch viel härtere Frau; und war diese Frau, vor der er sich fürchtete seit den langvergangenen Tagen, da sein Honigmond ins letzte Viertel geraten war, war diese Frau, wie jetzt der Fall, ferne von ihm, so meldeten sich bei dem starken Mann auch kleine Schwächen, und diese brachten ihn dann nicht selten in solche Verlegenheiten, daß selbst ein kleines Mädel, wie seine Emma, davon Vorteil zog, ohne daß er sich anders als in verzweifelten Worten hätte zur Wehre setzen dürfen.

Eine solche Schwäche war es, daß er sich von dem kleinen,

naseweisen, unterhaltungsgierigen Mädel überreden ließ, mit ihm, mit einem gebildeten Kinde angesehener Kommerzienräte, den Pariser Opernball zu besuchen — ganz im geheimen, und niemand wußte darum —, aber es war doch unerhört, und ein Mann wie er hätte solch einem tollen Wunsche niemals nachgeben dürfen. ... Freilich wohl, wenn er nicht selber gerne hingegangen wäre! Und sein verzogenes Kind wollte derweilen nicht die halbe oder gar die ganze Nacht allein im Hotel bleiben.

Warum hatte er das Kind überhaupt nach Paris mitgenommen, als ihn eine Geschäftsreise dorthin rief!

Aber das Kind hatte von klein auf so viel von Paris gehört, und immer nur das Schönste und Beste, was die Neugier so sehr bewegt. Und da es ein sehr einträgliches Geschäft war, welches seine persönliche Gegenwart in der Seinestadt erheischte, warum hätte er dem Mädel nicht die Freude machen sollen, sich ein paar Toiletten in Paris selber zu kaufen!

Heribert Meyer war vor dreiunddreißig Jahren mit fünfzehn Thalern im Vermögen nach Berlin eingewandert, aber wenn sich nunmehr eine seiner Damen ein und andres Kleid bei Worth oder bei der Madame Rodrigue machen lassen wollte, so hatte er gar nichts dagegen. Er konnte lange schon sich und den Seinigen solche Freude gestatten und that es gerne. Darin ließ er sich nicht lumpen.

Seine Frau, die eine kostspielige Badesaison auf ihr Programm gesetzt hatte, sah es gerne, daß sie ihrem Mann und ihrem Töchterchen Emma eine Freude, die später an ihr kompensiert werden mußte, vorausgeben konnte. Und so hatte Heribert sich in seiner Gutmütigkeit bereden lassen, Emma mit nach Paris zu nehmen — und wär' es, ach, nur das! Aber er hatte sich auch bereden lassen, sie auf den Opernball mitzunehmen.

Und das Besuchen des Opernballs an sich wäre auch nicht so unverzeihlich gewesen. Mein Gott, die Neugier eines Mädchens, das bunte Getriebe, die tolle Lustigkeit, all das aus dem sichern Nest einer geschlossenen Loge, aus der vornehmen Vogelperspektive mitangeschaut, gab nur Stoff zum Geplauder daheim und schadete niemand.

Aber daß sich der Herr Kommerzienrat im engsten Beisammensein mit einem höchst verwegenen, höchst verdächtigen Domino von seiner Tochter hatte betreten lassen, von dieser seiner Tochter Emma, die er in unbegreiflicher Rücksichtslosigkeit viel zu lang in einer Loge alleingelassen hatte — das gab ihn mit Haut und Haar in die Hände desselben Mädchens, dem er noch zu Danke verpflichtet blieb, wenn sie, die sittenstrenge

Tochter eines guten Hauses, der furchtbaren Beherrscherin dieses Hauses nicht das ganze taktlose Abenteuer des alten Schwerenöters lachend verriet.

Er hatte freilich bei allem, was ihm, wie man zu sagen pflegt, heilig war, geschworen, daß hinter jenem anrüchigen Domino eine wirkliche Marquise sich verborgen, die er voriges Jahr im Salon des Herrn von Soundso in Brüssel ganz regelrecht habe kennen lernen, eine waschechte Markgräfin dunkelblauen Blutes, die auch nur so aus Neugierde sich auf den Ball der großen Oper verirrte, wie er, eine Dame, der er sich gefällig zeigen mußte als alter Bekannter, und da sie ihr Portemonnaie vergessen und ihren Gatten im Gedränge verloren — —

Ach, der kläglichen Erfindungen! Er kam nie dazu, sie bis zu Ende auszukramen, was immer ihm auch sonst sein so findiger Mutterwitz in dieser Verzweiflung an die Hand gab. Emma lachte, ja so von Herzen, so siegesgewiß, so entwaffnend lachte sie, daß er Haupt und Hände sinken ließ, und es hernach für angezeigter hielt, über die Thorheiten Emmas zu schelten, als seine eigenen noch länger zu bemänteln oder zu entschuldigen.

Emma jedoch war in so triumphierender Laune, daß sie gar keine Thorheit sehen wollte, wo ihr schuldbewußter Vater eine fand, und zwar eine, die ihn trotz seines Schuldbewußtseins ganz außer Fassung brachte.

Was wollte sie denn Großes? Sich abkonterfeien lassen, und zwar in Paris abkonterfeien lassen. Also selbstverständlich mit dem ganzen französischen Schick und Geschick. Hier schneiderte man die entzückendsten Damentoiletten, hier malte man auch die wunderbarsten Damenporträts.

Dagegen hätte nun der Kommerzienrat gar nicht so viel einzuwenden gehabt. Heribert Meyer war kein Unmensch, und das eben gelungene Geschäft gestattete noch allerhand Extravaganzen. Mag sich Emma von Carolus Durand, von der Jacquemart malen lassen! In Gottes Namen! Das kostete viel Geld, aber man hatte was davon. Ein Kunstwerk, einen Zimmerschmuck, über dessen Aufstellung im Hause Meyer die besten Freunde und die nächsten Verwandten vor Neid gelb werden würden. So was ist schon sein Geld wert. Aber wer wird sie um einen Robert Leichtfuß beneiden! Wer ist Robert Leichtfuß! Ein Kunstkenner wie der Kommerzienrat hatte nie den Namen nennen hören!

Emma dafür um so öfter . . . so behauptete sie wenigstens mit dem gewissen Lächeln. Und hatte der erste Kunsthändler auf dem Boulevard nicht das Lob des jungen Mannes in

den höchsten Tönen gesungen? Hatte er nicht für eine kleine Leinwand, für ein Landschaftsbild, so klein, bare fünfzehntausend Franken verlangt! Oh, Herr Leichtfuß war ein großer Künstler und ein Porträt von seiner Hand würde sicher Aufsehen erregen in Paris wie in Berlin! Dessen war Emma ganz gewiß.

Hehe! Der Kommerzienrat mußte lachen. Nicht fünfzehntausend Groschen hätte er für die spinatgrüne Schwindelei, die so herausfordernd auf der drapierten Staffelei aufgepflanzt war, gegeben.

Er, der Kunstkenner?! Oh!

Kenner hin, Kenner her, wollte sich denn Emma als Landschaft malen lassen? Eine schöne Aussicht hatte der Farbenkleckser allerdings, wenn er Meyers Herzblatt täglich stundenlang gegenüberhocken und es angaffen durfte nach Belieben. Heribert Meyer war vor allem ein Menschenkenner. Und unter allen Menschen am besten kannt' er, wie billig, sein Fleisch und Blut.

Er sprach es nicht laut aus, er hütete sich wohl, solch ein Unglück zu beschreien, aber er roch den Braten von weitem, noch eh' er ihn mit Augen gesehen hatte. Seine kluge, seine eitle Emma, wenn die sich durchaus auf einen Maler kaprizierte, der sich nicht in allen Katalogen und Reisehandbüchern mit zwei bis drei Sternchen ausgezeichnet fand, so war es ihr nicht um das Bild zu thun, sondern um den Mann, der das Bild malen sollte. Darum wollte sie dessen Bekanntschaft machen! Und was sich aus einem solchen täglichen Gegenübersitzen für Hirngespinste, was für Wünsche, was für Verlegenheiten entwickeln mochten, dem zukünftigen Geheimrat schauderte davor die Haut, und er wollte nichts von der Alfanzerei wissen.

Er wollte durchaus nichts davon wissen, auch da er schon zum zweitenmal im Wagen saß und zwecklos grunzte wie ein Borstentier, das man zum Metzger befördert.

Emma, die kluge, lächelte zu all seinen Deklamationen nur ganz sanft, kaum merklich in den Mundwinkeln, denn sie wußte, wie stark, wie sicher und unzerreißbar den guten Vater das Fädchen lenkte, welches er ihr unbewußt und wider Willen auf jenem schicksalsvollen Maskenball in die Hand gegeben.

Sie hatte nun einmal Feuer gefangen, so recht unverhofft, aber, wie es ihr scheinen wollte, gründlich.

Sie war achtzehn Jahre und hatte noch nie geliebt, nie! Nicht so viel! Ihr verständiges, ihr gar nicht romantisches Herz hatte sich bis dahin noch nie entdecken lassen, so redlich sie und andre danach gesucht hatten. Nun aber meinte sie, wirklich

zu lieben. Ihre Einbildungskraft war unaufhörlich mit dem hübschen lustigen Manne beschäftigt, dessen Bekanntschaft sie auf so seltsame Weise gemacht, dessen schönheitslüsternes Herz sie im Sturm erobert hatte.

Sie hielt sich nicht für schön, vielleicht für interessant, für pikant allenfalls. Sie war klug und vorsichtig genug, sich das selbst zu sagen. Und doch, ja gerade weil sie sich das so oft gesagt hatte, schmeichelte es ihrer Eitelkeit aufs wonnigste, daß solch ein Kenner weiblicher Schönheit sich in sie verliebt hatte. Unter der Maske? ... Nicht doch, er hatte sie von Angesicht gesehen. Hätte das Gesicht ihm mißhagt, da die Maske davor gefallen war, die Enttäuschung wäre deutlich genug auf dem seinigen zu lesen gewesen. Und wie befriedigt und zugleich wie verlangend hatte es gestrahlt in jenem entscheidenden Augenblicke, davor Emma im stillen so bange gewesen war.

Ach, das Abenteuer war entzückend, und der Mann war reizend!

Und wofür war Emma steinreicher Eltern Kind, wenn sie sich nicht das Glück gönnen sollte, den Mann zu heiraten, der ihr gefiel!

Reich schien er freilich nicht zu sein. ... Schade, schade! ... Allein, er war ein Künstler, ein großer Künstler. Solche waren in seinem Alter in der Regel keine reichen Leute. Doch sie wurden es manchmal später, an der Hand einer verständigen einflußreichen Frau. ...

Emma lächelte immer wieder, wenn auch kaum merklich, aber die Gedanken thaten ihr so wohl. Verständig war sie schon, und einflußreich hoffte sie zuversichtlich noch zu werden.

Ja gewiß! Wenn auch schwerlich an der Hand eines Bankiers! Künstler waren damals zu Berlin in der Mode. Bildende Künstler, versteht sich! Die andern, die sich eben auch Künstler nannten, galten nur als Leute, die ihren Beruf verfehlt hatten. Aber Maler und Bildhauer machten große Häuser, machten die schönsten Salons, empfingen hohen Adel und wurden von kaiserlichen Hoheiten empfangen, wurden gehätschelt, verzogen und vorgezogen. Ja, es ereignete sich nicht selten, daß die höchsten Herrschaften, wenn sie das Atelier eines großen Künstlers heimgesucht hatten, auch für des großen Künstlers kleine Frau ein gnädiges Wort, eine sanfte Auszeichnung, eine beglückende Viertelstunde übrig hatten.

Das stand dann in den Zeitungen zu lesen, das redete sich herum, das setzte einen in Relief und Beleuchtung. Und wenn es sich nur ein und das andre Mal wiederholte, ward man

nirgend mehr übersehen und man war jemand, der zur Gesellschaft gehörte, und das von Rechts wegen.

Ihre Kousine Gabriele, ihre ältere Freundin Agnes hatten wohl gewußt, was sie thaten, als sie sich herabließen, Malern die Hände zu reichen. Und war einer von diesen Ehegesponsen an Kunst und Art ihrem Robby — sie nannte ihn im stillen bereits Robby — zu vergleichen! Sie sah ihn schon im voraus als Professor und Mitglied der Akademie. Und Robby kam aus Paris! Aus dem himmlischen Paris, wohin sie alljährlich zurückkehren und sich das Schönste und Geschmackvollste holen würden für ihr Berliner Heim, nicht zu vergessen ihre Balltoiletten, die L. P. in der Vossischen Zeitung dann gewiß ausführlich behandeln würde.

So war im werkthätigen Geiste der verschmitzten Emma schon ein Heim und ein Ehepaar fix und fertig, als deren Vater noch auf den ersten Schritt, der eine Annäherung an den unbekannten Maler vorbereitete, alle Himmel herunterfluchte, und dieser Maler selbst einfach und harmlos verliebt war, ohne sich die geringsten Gedanken darüber zu machen, was sich aus solch einer vergnüglichen und annoch jeder Hoffnung entbehrenden Verliebtheit etwa für praktische Folgerungen ziehen ließen.

Hätte ihm jemand gesagt, daß das kleine Mädchen, welches er ein einzigmal gesehen, und kaum recht gesehen hatte, greifbare Heiratsgedanken in seinem Köpfchen nährte, vielleicht hätt' ihn das im ersten Feuer abgekühlt und auf die Dauer abgeschreckt. Denn Leichtfuß achtete die Ehe noch immer für eine Kleinkrämergewohnheit, oder für etwas Aehnliches wie ein Gefängnis, und dachte noch nicht im Schlafe daran, seine Freiheit, seine Sorglosigkeit, seinen Leichtsinn irgendwie zu beschränken, und wär' es auch in einem goldnen Käfig und mit einem so zierlichen Mitgefangenen, wie Emma.

Indessen ward er vor Ungeduld und Erwartung des Besuches, der sich ihm angekündigt, halb toll, und er verwandte die Tage, die ihm entsetzlich langsam hinschlichen, dazu, seine Zelle so artig und doch so barock herauszustaffieren, als ihm dies mit seinen Mitteln möglich war.

Da prangten Blumen, frische Blumen auf den Tischen und vor den Fenstern, dort hingen alte bunte Stoffe aus spanischen Kirchen und Teppiche aus Marokko geholt. All der Kleinkram von Kunstsächelchen und Kuriositäten, den er in guten Tagen leichtsinnigerweise dort und da erstanden hatte, und der sonst bestaubt in Schubfächern oder in Winkeln ruhte, ward sorgfältig

aufgebaut und in ein günstiges Licht gerückt, so daß es in der sonst manchen Tag und manche Woche verlassenen Werkstatt heute gar traulich und anregend aussah.

An angefangenen und halbfertigen Bildern fehlte es nicht, um die Wände vollzuhängen. Er staffierte sein Heimwesen so sorglich und geistreich aus, als gält' es damit selbst ein Kunstwerk zu schaffen. Er hatte Geschick darin, und als er fertig war und seine Anordnung betrachtete, meinte Leichtfuß, wenn es immer so bei ihm ausgesehen hätte, er wäre wohl weniger im Freien herumgelaufen und hätte mehr daheim gemalt.

Mit diesem Thun war aber die Ungeduld noch nicht beschworen. Die Erwartung drückte ihm schier das Herz ab. Was fing er nun an? Ein Bildnis aus dem Kopfe. Das Bildnis eines schwarz umhüllten Mädchens, das eine schwarze Halbmaske in der Hand hielt und aus einem schwarzen Rahmen, nicht größer als ein Wagenfenster, lächelnd und triumphierend herausguckte. Robert malte mit einer Hast, mit einem Eifer an dem Bilde, als hinge seine Begnadigung in Todesgefahr davon ab. Er zerquälte das Gedächtnis seines Vorstellungsvermögens, um jene Züge wiederzufinden, die er nur kurze, wenn auch beseligende Minuten geschaut hatte.

Noch war das ganze Bild wie mit einem Schleier überzogen. Aber die Augen und die nächsten Partieen um die Augen herum, und der Mund mit dem wundersamen kaum merklichen und doch so bedeutsamen Lächeln ... es war doch etwas von Aehnlichkeit darin ... er hätte darauf schwören mögen. Nicht mehr als ein Traum, ja nicht mehr als Erinnerung eines Traums. Und es ließ sich auch nicht näher greifen, nicht deutlicher hinstellen. Er konnt' es nicht, er wollt' es nicht. So stand es da, wie aus der Tiefe seiner Seele ihn mit wunderbaren Augen anschauend. Und nun konnt' er stundenlang vor dieser Leinwand sitzen, den feiernden Pinsel in schlaffer Hand, und ward nicht müde, sein eigen Werk zu fragen, wie dessen Urbild wohl in Wirklichkeit sich dazu verhalte.

Und als er eines Morgens wieder so dasaß, es war ein wonniger Tag im April, da der Frühling mit holder Pracht seinen Einzug in die schöne Stadt Paris hielt — da klopft' es energisch an seiner Thür und eintrat wirklich und leibhaftig, was er sein Glück nannte.

Er hatte tagelang, hatte wochenlang auf diesen Besuch gewartet, und doch schlug ihm die Ueberraschung aufs Herz, da er nun den kleinen Herrn vom Opernball und das unvermummte Fräulein, welches ihm seit jener Mittfastennacht in Ge-

danken so viel zu schaffen machte, leibhaftig in seiner Werkstatt stehen sah.

Er errötete, als hätte man ihn auf verbotener That ertappt, warf eilig ein Tuch über die Staffelei und bedeckte die Leinwand, davor er so emsig gesessen, um das Mädchen mit der Maske vor dem profanen Blick des Vaters zu verbergen und auch der Tochter dieses gemalte Geständnis seiner Liebe nicht voreilig zu verraten.

Robert Leichtfuß hätte eine Stunde später schwerlich im einzelnen angeben können, was alles er mit dem munteren Herrn gesprochen habe. Während er jenen reden ließ und selber auch mit Antworten nicht kargte, war er doch fortwährend mit der Betrachtung Emmas beschäftigt. Er verglich Wirklichkeit und Hirngespinst miteinander, und ob er auch die beiden nicht so ganz gleichartig fand, so fand er doch das kleine fürwitzige Mädchen, welches nun, ohne viel sich ins Gespräch zu mischen, mit den schwarzen Augen alle vier Wände abtastete und ihr schneeweißes Stumpfnäschen in alle Mappen steckte, so reizend, daß ihm immer wärmer und wärmer zu Mut wurde, und er nachgerade mit dem Kommerzienrat so bequem und ausführlich plauderte, als wären sie alte Bekannte.

Heribert Meyer ließ es nicht an Komplimenten fehlen, wenn sie auch nicht von Herzen kamen; allein solche Artigkeiten kosteten ihn nichts und erfreuten den andern gar sehr. Als er eben im Zuge war, den Zweck seines Besuches darzulegen, hörte er auf einmal sein Töchterlein einen unwillkürlichen leisen Schrei ausstoßen.

Der Maler wandte sich rasch um und sah, daß Fräulein Emma den Vorhang über dem Bild auf der Staffelei gelüftet und in dem Mädchen mit der Maske gar wohl ihr Ebenbild erkannt hatte, wenn es auch der Urheber selbst nicht mehr so recht als ein solches gelten ließ.

Flammende Röte bedeckte die sonst so blassen Wangen, und die nun fest auf Robert gerichteten Augen sprachen auch ein inniges Geständnis aus, obschon kein Wort dabei gewechselt wurde.

„Was gibt es denn?“ fragte Vater Heribert, halb mißtrauisch, halb besorgt und machte schon Miene, selber hinzugehen und zuzusehen, was denn hinter dem Vorhang so Ueberraschendes verborgen sei.

Aber Emma wollte nicht, daß noch ein Dritter, und wär's der Vater — ei, der erst recht nicht! — um das Geheimnis wüßte, das sie in diesem Augenblick mit Stolz erfüllte. Sie

trat hurtig zwischen das Bild und den Fragenden und brachte, mit der täuschenden Versicherung, daß sie sich an der Staffelei den Finger geklemmt habe, das Gespräch wieder ins rechte Geleise. Sie that fürderhin, als hätte sie nichts gesehen, was des Aufhebens wert wäre. Im stillen aber sagte sie sich, daß der liebe Mensch treu und innig ihrer gedacht, und daß ihr Frätzchen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben müßte, wenn er sich so eingehend und sorgfältig damit beschäftigte. Dies Bewußtsein entzückte sie; aus allen ihren Worten und Geberden leuchtete bezaubernder Uebermut, und Robert sah mit Freuden, daß ihr sein Beginnen Freude bereitete.

Sie konnten sich nichts sagen, aber als ihm Emma zum Abschied die Hand reichte, wußte er, daß sie ihm diese kleine Hand zum ewigen Bunde nicht verweigern würde, wenn er darum bäte, und er sah bereits klar ein, daß dies Bitten notwendig sein werde, denn er wußte jetzt auf einmal, daß er nicht mehr weiterleben könne, ohne sie zu besitzen.

Tage vergingen und Stunden, glückliche Stunden, da Robert in einem zierlichen Salon des Hotel Continental die kleine Hand und das niedliche Gesicht seiner Angebeteten mit aller Ausführlichkeit betrachten und auf seine Leinwand naturgetreu übertragen durfte, glückliche Stunden, in denen diese Hand und diese Augen in beseligender Deutlichkeit zu ihm redeten, wenn auch die Lippen noch nicht laut gestanden, denn der Vater ließ in seiner Vorsicht den Künstler und sein Modell selten oder nie allein.

So waren die beiden jungen Leute lang miteinander einig, als Papa Meyer noch immer nicht begriff, warum sich Emma gerade von diesem Maler malen lassen müsse.

Im Anfang schwindelte sie eine fabelhafte Geschichte vor, daß sie schon in Berlin so viel Interessantes von dem Manne gehört, der eine indische Prinzessin entführt, einen russischen Fürsten erstochen und dabei auch noch fabelhafte Summen zu verdienen Zeit gefunden habe.

Das letztere hätte wohl dem liebenden Vater imponieren sollen, aber da hätte er vor allem auch daran glauben müssen. Das aber that er nicht, denn in Liebesangelegenheiten vermochte man ihm wohl ein X für ein U aufzureden, wer ihm aber in Geldsachen etwas weiß machen wollte, der mußte schlauer sein, als selbst sein eigen Fleisch und Blut.

Auch that und sagte der ehrliche Leichtfuß nichts, was solchen Irrtum hätte aufkommen lassen. Im Gegenteil, er hatte kein Hehl seines Wesens, und der kluge Meyer sah ihm bald durch Haut und Rippen und bald auch ins Herz.

Aber der lustige Mensch hatt' es nachgerade auch ihm ein wenig angethan. Oder der furchtsame alte Sünder hielt es doch für geraten, sich selber dergleichen weiß zu machen. Und ob er sich auch lang und heftig in Zwiegesprächen dagegen gesträubt hatte: als seines Mädels Bildnis, welches er mit tausend Aengsten und Sorgen entstehen gesehen, fertig, und sein Geschäft in Paris erledigt, als die Abreise beschlossene Sache und die Koffer gepackt waren, da vermochte er dem freimütigen Künstler, der ihm nun alles entdeckte, was er schon lange wußte, auf dessen ebenso bescheidene als herzliche Bitte kein barsches Nein zu entgegnen.

Als die beiden Liebenden in ihrer Herzensnot auf dem Bahnhof allzu rührenden Abschied nahmen, sprach ihnen der Vater sogar ein Wort des Trostes. Er wollte versuchen, die Mutter daheim ihren Wünschen günstig zu stimmen. Mehr wagte Heribert freilich nicht zu versprechen. Aber das war die Hauptsache.

So schieden die jungen Leute immerhin etwas getröstet voneinander. Und Emma ließ nicht lange auf den Brief warten, darin sie dem Geliebten mitteilen konnte, daß Mama, wenn auch nach entsetzlicher Gegenwehr, die Waffen gestreckt und in Gottes Namen ja und Amen gesagt habe.

So wurden Robert und Emma Bräutigam und Braut. Das Porträt, welches der Bräutigam von seiner Braut gemacht hatte, war keine seiner gelungensten Arbeiten. Aber da die unerwartete Verlobung des reichen Mädchens mit einem bis dahin wenig oder gar nicht genannten Maler Aufsehen machte, so erlangte auch dessen erste, in Berlin ausgestellte Leinwand für Meyers Verwandte und Bekannte ein ganz besonderes Interesse; man lobte, man tadelte viel, und als Leichtfuß endlich selber dort eintraf, war er bereits ein bekannter Mann, oder wie viele sich allzuhöflich ausdrückten, ein berühmter Künstler.

Robert stellte noch mehr von seinen Bildern aus, und da er über Nacht in Mode gekommen war, kauften die Händler auch einiges von ihm und bezahlten ihn leidlich. So bekam er, noch eh' er des reichen Mannes Schwiegersohn wurde, einiges Geld, und jedenfalls mehr Geld in die Tasche, als er je vordem auf einmal besessen hatte.

Nur ein Bild ließ er niemand sehen, das Mädchen mit

der Maske. Es ward gehütet wie ein wichtiges Geheimnis, dessen Enthüllung das Glück beider Liebenden im ersten Augenblick vernichten konnte.

Emma hatte es ihrem Robert auf die Seele gebunden, nie ein Sterbenswörtchen davon zu verraten, wo und auf welche Weise sie sich kennen gelernt hätten. Und das Bild dünkte beide ein gemalter Verrat.

Wurde es verraten, wo der gute Papa Meyer seine Mittfasten zugebracht hatte, so war er selber vor der Gattin furchtbar bloßgestellt und damit der Zauber, welchen sein Töchterlein in dieser kritischen Zeit auf ihn ausübte, vernichtet, und ihrer Wünsche keiner durfte beim Vater mehr auf Gewährung oder auch nur Unterstützung hoffen.

Und erfuhr erst die Mutter davon, daß Robert und Emma auf dem Ball der großen Oper wie ein Paar ganz leichtfertige Menschen aus dem Volke miteinander Bekanntschaft gemacht hatten, dann war's aus mit ihrer Glückseligkeit, und vor Robert erschlossen sich die Flügelthüren des Meyerschen Salons nie wieder.

Frau Hermione Meyer hatte nur eine Regel, nach der sie ihr Leben stellte, nach der sie ihr Schicksal und das der Ihrigen, ihre Ansichten, ihre Pflichten und ihre Gewohnheiten richtete; sie fragte sich und andere bloß: Ist das vornehm? und „ja" oder „nein" auf diese einfache Frage entschied alles. Vornehmheit war ihre Religion und ihre Philosophie, ihre Moral und ihr Gesetz.

Es galt damals für vornehm, daß Kinder reicher Leute bedeutende Künstler heirateten, oder man vermochte wenigstens, ihr das einleuchten zu lassen, und damit war die Sache der beiden Liebenden gewonnen worden.

Eine Bekanntschaft auf dem Opernball wäre ihr aber gar nicht vornehm, wäre ihr als Sünde gegen den guten Ton und Geschmack erschienen. Darum verbarg Robert das Mädchen mit der Maske zu unterst unter seinen verpönten Sachen. Mehr als einmal war er schon nahe daran gewesen, das Bild zu vernichten. Aber er liebte diese unfertige Leinwand mehr wie irgend eine, welche ihm das Geld der Narren oder das Lob der Kenner eingetragen hatte, obwohl gerade diese ihm Sorgen schuf.

Eitle Sorgen! Als er später, als er einige Monate nach seiner Hochzeit sich von seinen Schwiegereltern in seiner Berliner Werkstatt überraschen ließ, wie er an dem alten Liebling wieder einmal herumstrichelte, da stieg wohl dem Vater das heiße Blut feuerrot ins Gesicht, und es verschlug ihm die Rede, es

benahm ihm den Atem, aber es dämmerte der sonst so argwöhnischen Mama, die es lang und lobend betrachtete, keine blasse Ahnung davon auf, daß dies Phantasiegebilde von der ersten Begegnung mit ihrer Tochter eingegeben worden sei. Sie fand wohl eine entfernte Aehnlichkeit mit Emma . . . ach ja, aber was war daran wunder zu nehmen, daß der Maler die Züge seines angetrauten Weibes auf aller und jeder Leinwand verherrlichte, wenn auch nur so ungefähr! Und beide Meyerschen Eheleute hielten dies gemalte Geständnis für nichts weiter als für das jüngste Bild ihres Schwiegersohnes, dazu ihm die Anregung Gott weiß woher gekommen sein mochte.

Des war Leichtfuß und sein junges Weib nicht wenig froh. Denn auch Emma liebte kein Werk ihres Mannes so sehr wie dies traumhafte, nebelartig hingehauchte, ideale Mädchen mit der Maske, scheinbar ihr besseres Selbst. Als es sich einmal gerade schickte, erbat sie in Gegenwart der ahnungslosen Eltern dasselbe von ihrem Robert zum Geschenk. Am nächsten Weihnachten wanderte es aus der Werkstatt in den Salon, und die letzte Sorge, welche den Liebenden aus ihrer Junggesellenzeit nachgeschlichen, war nun verscheucht und gebannt.

Robby Leichtfuß, der noch vor kurzem ein armer Teufel gewesen war, der noch vor wenigen Monaten verwahrlost und bedürfnislos das Pariser Pflaster mit unzuverlässigen Schuhen getreten hatte, ohne sich darum zu sorgen, wovon er übermorgen seinen Hunger stillen werde, Robby Leichtfuß wohnte nun breitbehaglich in einer glänzenden Enfilade, deren Spiegelscheiben auf die Tiergartenstraße leuchteten, und er machte auch ein Haus, darin es hoch und lustig herging, und darin man wirkliche Berühmtheiten kennen lernen und mit exotischen Diplomaten zu Mittag speisen durfte.

„Tages Arbeit, abends Gäste!“ Dem Wahlspruch folgte er getreu. Obwohl er aller Sorgen um des Lebens Notdurft überhoben war, legte er doch die Hände nicht in den Schoß. Als armer Kerl hatte er sich kein Gewissen daraus gemacht, so oft ihm die Sonne lockend ins Zimmer geschienen, oder aber der Tag zum Malen zu grau gewesen war, nach Herzenslust zu faulenzen und Gott einen guten Mann sein zu lassen, der, wie für die Lilien auf dem Felde und für die kleinen Spatzen auf dem Dach, auch für die großen Künstler auf den Boulevards schon sorgen werde. Nun aber, da er es gar nicht nötig hatte, machte ihm das Arbeiten großen Spaß. Er wußte selbst nicht warum. Das heißt im Anfang nicht. Später begriff er staunend, daß er leichtsinniger Mensch auch mit den Renten des

Vermögens, das ihm sein Schwiegervater als Mitgift ausgeworfen hatte, nicht auskam, und der artige Verdienst, der jetzt aus seinem hurtigen Pinsel floß, nicht nur erwünscht, sondern dringend notwendig war.

Da er der Schwiegersohn eines reichen Mannes, und die Zeit zur Verschwendung rasch gewonnener Reichtümer sehr geneigt war, so fehlte es Robert weder an Abnehmern fertiger Bilder, noch an Bestellungen neuer. Und er malte in seiner leichtsinnigen Art, die auch mit seinem Talent unüberlegt umsprang, alles, was der eine wollte, und was der andre brauchte: Porträts und Stillleben, Genrebilder und Historien — nur vor Landschaften hatte er eine unüberwindliche Abneigung. Er wußte wieder nicht recht warum. Aber er hatte nun einmal die Abneigung und empfand sie stechend und brennend, so oft nur von solchen Bildern die Rede war oder irgend eine Versuchung, ein solches zu malen, an ihn herantrat.

Nur ein einzigmal in Jahren that es ihm auf einsamem Spaziergang die Gewalt einer stillen, schmucklosen, rührenden Natur an, und er blieb etliche Tage auf einem elenden Bauernhof am Spreeufer liegen und malte wieder einmal etwas „à la Tiburtin“.

Er wollte wissen, meinte der eitle fahrige Mensch, ob er das auch noch könnte. Aber es war ihm dabei immer, als guckte der Spitzbube Lefranc ihm über die Schultern auf Pinsel und Leinwand, und diese Empfindung war ihm so widerlich, daß er die Arbeit abbrach, noch ehe sie vollkommen fertig war.

Er hatte lange nicht so sorgfältig, lange nicht mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit jedes Fältchen, jedes Fäserchen der ihm gegenüber ruhenden Natur beobachtet, bestaunt und abgespiegelt, denn er hatte sich, wie seine Lobredner und die Freunde des Meyerschen Salons es nannten — „einen gewaltigen Zug“, „eine gigantische Manier“ angewöhnt, die minutiöses Detail nicht achtete und nur auf den Blick in gewisser Entfernung großartig zu wirken ausging. Nun hatte er, wie um die gespannten Nerven durch Abwechselung zu erquicken, sich wieder einmal an die Art und Kunst eines andern ihm gar nicht sympathischen Talentes hingegeben, so etwa wie ein verwöhnter Großstädter es als Erholung empfindet, etliche Wochen in einer möglichst unkomfortablen Sommerwohnung alles zu entbehren, was ihm das Leben lieb macht; aber er hielt es nicht lange aus, er entlief dieser wunderlichen Anwandlung, packte das unfertige Bildchen ein und kehrte wieder in sein geräumiges Atelier in der Tiergartenstraße zurück, um weiter in

monumentalem Zuge gedankenhaft gewaltige Bildnisse zu malen, an denen nur einzelne Teile klar ausgeführt waren, Bilder, die in die Ferne wirken sollten, und über die sich viel reden ließ von Kennern oder solchen, die sich einbildeten, welche zu sein.

Die Spreelandschaft, obwohl nahezu vollendet, da er sie eingepackt, lehnte er zutiefst an die Wand, er zeigte sie niemand, nicht einmal seiner Frau. Er wollte sie selbst nicht sehen. Er wollte durchaus kein Landschafter sein, denn er schätzte solche Kunst gering.

Auch ging es ihm im Gewissen nach, daß er einmal im Leben, wenn auch nur halbbewußt, mit seinem Pinsel zu einer Unredlichkeit geholfen und wenn auch, ohne es zu wollen, zu einer Fälschung sein Talent hergeliehen hatte. Er wußte, daß Lefranc, wenn er es ihm auch niemals eingestanden, seine Seinelandschaft als einen echten Tiburtin in den Handel gebracht hatte, und das wurmte ihn, das ging dem redlichen Kerl im Gewissen nach, und er hätte viel darum gegeben, diesen einzigen schweren Tropfen aus seinem leichten Blute zu tilgen.

Da er reich geworden war, und da er noch viel reicher zu sein glaubte, als er wirklich war, schrieb er wohl an Lefranc in der Absicht, jene Seinelandschaft zurückzukaufen. Aber der Bilderhändler auf dem italienischen Bollwerk antwortete nur bedauernd, jener Tiburtin, nach welchem Herr Leichtfuß zu fragen beliebte, wäre längst jenseits des Meeres und wohl schon aus einer in die andre Hand gelangt.

Der infame Graukopf konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den frühen Heimgang des großen Genies zu beklagen — er meinte damit wohl wieder Tiburtin — er pries die Kunst des Unnachahmlichen, den nur einer einmal zu ergänzen berufen gewesen; aber dieser eine huldige falschen Göttern. Von einer Bestellung bei Robby, dem reichgewordenen Zigeuner, der jetzt in großem Stil arbeitete und auf monumentale Aufgaben wartete, war in Lefrancs Briefe ganz und gar keine Rede.

Es kamen auch einmal ein paar alte Freunde aus Paris in Leichtfußens glänzende Berliner Werkstatt, so ein paar richtiger verbummelter Genies, die sehr viel Urteil über andre, aber sehr wenig Zeit hatten, selber etwas zu malen. Was Wunder, daß diese Neidharte Robbys jetzige Manier und Leistungen tief unter den Erwartungen fanden, welche sie früher von ihm gehegt hatten. Früher, jawohl! Das kennt man! Wenn er noch mit diesen Wölfen hungern müßte, würden sie

noch mit ihm heulen. Nun er mit allem Behagen eigene Wege ging, galt er ihnen nicht mehr für ebenbürtig.

Aber Leichtfuß wußte sich über das abfällige Urteil, das man ihm unberufen aus der Fremde ins Haus trug, bald zu trösten.

Was verstanden diese Bursche von deutscher Kunst, was vom Geschmack der Leute, die damals in Berlin auf Gummirädern fuhren und ihre großen Diners bei Huster bestellten!

Das verstand seine Frau weit besser! O ja!

Und Robby war schon von Paris her der alten Wahrheit nicht verschlossen, daß Gott zwar ein Talent gäbe, was aber aus dem gegebenen Talent würde, das verdanke man zunächst dem Einfluß des Weibes.

Es machte ihm ein großes Vergnügen, sich von seiner Emma in künstlerischen Dingen beeinflussen zu lassen.

Nur wollt' es ihm einige Monate nach seiner Verheiratung so vorkommen, als machte seiner Frau das Beeinflussen in künstlerischen Dingen nicht mehr so viel Vergnügen wie vordem.

Sie hatte ja gewiß angeborenen Kunstsinn! Waren sie nicht schon in Paris selbander in ihrer Brautzeit durch alle Sammlungen geschlendert! Hatte sie nicht einen ordentlichen Kursus der alten und neuen Kunstgeschichte auf diesen Wegen bei ihm gehört! Und wie gehört! Ja, er hatte ein Bräutchen, das lebte und webte in Kunst und künstlerischen Gedanken!

Und wie sie dann Arm in Arm auf ihrer Hochzeitsreise die Wunder Italiens bestaunten und genossen, wie sich Venedigs alte farbige Pracht, wie sich die zahllosen Schätze von Florenz, wie sich die strenge Herrlichkeit Roms vor ihnen aufthat, ja, wie er nach der Rückkehr ihr mit bedeutungsvoller Sorgfalt auch all das Schöne wies, was sich in ihrer Vaterstadt aufgehäuft hatte, da macht' es ihn glücklich, solch ein mitempfindendes Gemüt, solch einen ernsthaft nach der Weihe der Kunst verlangenden Geist in seiner jungen Gefährtin zu wissen und täglich neu zu erkennen, daß seine Interessen ganz die ihrigen geworden seien und, was ihn im tiefsten Inneren bewegte, auch zur Triebfeder des verbundenen Lebens geworden sei. Was glaubt man nicht alles in den Honigmonden!

Um so seltsamer berührte es ihn, daß diese Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens sich nach einiger Zeit nicht mehr so freudig, so überzeugend, auch nicht mehr so tagtäglich äußerte.

Der Grund lag wohl darin, daß sich die kleine Frau

nicht immer so wohl fühlte, als man es ihr wünschte. Sie litt oft recht peinlich, und sie war kein geduldiger, kein gottergebener Patient. Emma war nervös und that sich ordentlich darauf etwas zu gute. Bei ihrer Erziehung war offenbar keine Mühe aufgewandt worden, dieser reizbaren Schwäche heilsamen Zwang anzulegen. Ganz im Gegenteil! Frau Hermione Meyer erachtete es für vornehm, nervös zu sein, für sehr vornehm, sehr nervös zu sein, denn gemeine Leute waren es selten oder nie, dagegen die vornehmen und reichen es in der Regel waren.

Ueber Kopfweh klagen, war ihr das Zeichen eines subtilen Geistes; seine Nerven verwünschen, war das Paßwort für die höhere Gesellschaft; sich niemals recht wohl in seiner Haut, in seiner Lebenslage, in seiner Familie finden, war das Eigentümliche des feiner gearteten Menschen.

Gesunde, kerngesunde Leute waren Frau Hermione ein Greuel. Gesund sein, war ordinär, war brutal, war, genau betrachtet, unverschämt.

Ihr Schwiegersohn kam ihr ... recht gesund vor. Aber sie hoffte, mit der Zeit schon einiges zur ... Verfeinerung seines Wesens beizutragen, da er nun doch einmal da war und nicht übersehen werden konnte.

Wundersam hatte sich Roberts Schicksal gewendet! Seinem alten Aberglauben entsprechend, just als die Not ihm schon bis an den Hals gegangen, war das Glück zu ihm getreten. Und in so unerwarteter, so anmutiger, so entschiedener Weise. Wenn ihn jetzt manchmal in einem Winkel seines Ateliers, in einer Arbeitspause das Nachdenken überkam, und er, die Hand, die noch den Pinsel hielt, im Schoß, halbgeschlossenen Auges in die jüngste Vergangenheit zurückschaute, da meinte er in einen Traum zu sehen, und mehr als einmal faßte er sich mit eigenen Fingern am Haar, wie um sich zu überzeugen, daß er wach sei, daß alles das nicht eitel Einbildung, sondern wahrhaft und wirklich sei, was da an kostbaren Kunstsächelchen und elegantem Hausrat um ihn herumstand und er sein Eigen nannte — er, der etliche Monate vorher nicht wußte, womit er morgen in der bescheidenen Winkelkneipe sein Mittagbrot bezahlen sollte.

Leicht, wie man eine Hand umkehrt, rasch, wie man einen Stein ins Wasser wirft, war er aus seinem schwülen Zigeunertum in den Schoß des Behagens versetzt worden.

Und da lag er nun mitten drin und fühlte sich wohl und lachte, denn, ob es schon wunderlich war, er hatte doch eigentlich

nie daran gezweifelt, daß es eines Tags also oder doch so ähnlich sich mit ihm ereignen müßte, und er fand nichts natürlicher, als daß er, der allezeit sorglos wie die Spatzen auf dem Dach und die Lilien auf dem Feld in den Tag hineingelebt hatte, nunmehr der gebietende Herr eines anmutigen Weibchens und der Schwiegersohn steinreicher Philister war.

Er bog sich manchmal vor Lachen, wenn ihm Herr Lefranc einfiel. Das war ja das Schönste an seiner Lage, daß er nach keinem Zwischenhändler, nach keinem Modegeschmack mehr zu fragen brauchte und ganz allein nach der Eingebung seines rücksichtslosen Triebes zum Großen und nach der Laune seines Genies drauflos produzieren konnte, von keiner Nahrungssorge verwirrt, von keinem der elenden Makler im Tempel der Kunst durch unverschämte Zumutung gekränkt. Verkaufte er seine Leinwand — na gut! Bracht' er sie aber nicht an den Mann, war darum doch keine Not, daß er und sein Weib hätten darben müssen. Weit davon!

Ja, jetzt hatte Robert Leichtfuß gut lachen.

Und er lachte denn auch. Recht oft? Na, manchmal.... Nicht immer? Nicht alle Tage? ... Ach, nein!

Robert verwunderte sich selbst nicht wenig, als er sich eines Tags auf dem stillen Bekenntnis ertappte, daß ihm in den vier Wänden seiner Werkstatt am wohlsten war, wenn er von der ganzen Meyerschen Sippschaft niemand sah.

Niemand? Auch seine Frau nicht? ...

Die Hand aufs Herz! ... Auch seine Frau nicht!

Also liebte er sie nicht mehr? ... Er liebte sie leidenschaftlich. Er sehnte sich nach ihr. ... Und doch?

Robert war sich selbst nicht klar über diesen verteufelten Zustand seines Gemüts. Wollte vielleicht nicht klar darüber werden. Noch nicht! Ein andrer hätte vielleicht Thränen vergossen, wenn er sich sagen müßte, daß sein Glück, sein junges Glück schon eine Vergangenheit hatte. Leichtsinnig und leichtlebig, wie er war, warf er alles Unangenehme und also auch dies auf die leichte Achsel und gab sich der frohen Hoffnung hin, Zeit und gute Laune würden es schon wenden, und malte weiter, ohne sich viel daran zu kehren.

Schon gut das alte Rezept! Aber das Menschenherz ist ein Narr, und Robert war bis über die Ohren nach wie vor in seine Frau verliebt.

So kamen ihm die Anwandlungen, den Kopf zu schütteln und sich Gedanken zu machen, öfter als vordem. Ach was, vordem waren ihm derartige Gedanken überhaupt nie gekommen!

Aber nun, womit hätt' er nur den Gedanken abwehren mögen, wie so schön, so behaglich, so süß es war, wenn Emma des Morgens im wallenden Schlafrock auf klappernden Pantöffelchen zu ihm in die Werkstatt huschte, sich neben seine Staffelei auf einen Puff kauerte, mit den allerliebsten Grimassen von der Welt über tausend Dinge schwatzte und dann lachend emporschnellte und ihm rücksichtslos um den Hals fiel, um ihn derb abzuküssen, gleichviel, ob weißer Kaschmir und himmelblaue Seide von Pinseln oder Palette ein paar Fleckchen heimtrugen, die kein Wasser mehr daraus zu tilgen vermochte. Wie köstlich verrannen da die Stunden! Ohne daß sie's merkten, ward es dunkel, und die junge Frau saß noch immer im Morgenrock und Pantöffelchen vor ihm, wie sie aus dem Schlafzimmer gesprungen war, und lachte und plauderte und küßte! Das waren gute Tage.

Kam Emma denn jetzt nicht mehr?

Ach, das wohl! Aber anders! So ganz anders! So unbegreiflich anders! Sie blieb lang in den Tag hinein zu Bette. Wenn sie dann doch des Gatten Werkstatt besuchte, so geschah's nur im Fluge, nur im Begriff auszugehen. Zehn Worte, die Augen weit weniger auf den Gatten oder seine Staffelei als auf den Handschuh gerichtet, dessen letzte Knöpfe noch zu schließen waren, oder in den Spiegel, um sich die Hutschleife noch einmal zurechtzuzupfen. Und blieb sie dennoch wider Willen ab und zu bei ihm, so war sie übler Laune, suchte Händel, nahm nicht den geringsten Anteil an allem, was er trieb und dachte, witzelte wohl gar über sein malerisch Beginnen und die großen Scharteken, von denen kein vernünftiger Käufer was werde wissen wollen, klagte über die Zeit, die Welt, das Wetter und ihre Gesundheit, und sprach mit merklicher Beflissenheit von Menschen und Dingen, die Robby nicht ausstehen konnte.

Ihre Teilnahme an der Kunst, ihr jüngst noch so glücklich zur Schau getragenes Verständnis schienen wie mit einem rauhen Hauch aus ihrer Seele weggeblasen zu sein und so gründlich, daß Robert auch mit seinem besten Willen keine Spur davon mehr entdeckte.

Seltsam! Was andere Frauen, selbst die widerspenstiger Natur, fromm und zahm macht, die Hoffnung auf ein neues werdendes Leben, das ließ Emma von Tag zu Tag sich unausstehlicher geberden. Sie leistete was in „Nervosität“ und behauptete, dazu in ihrem Zustand ein gutes Recht zu haben. Ihre Mutter bestätigte das mit dem ganzen Gewicht ihrer Er-

fahrung und ihres vornehmen Gefühls. Und Robert in seiner Gutmütigkeit und Liebe war nahe daran, das absonderliche Wesen seiner Frau für natürlich begründet und aus den Umständen erklärlich zu erachten, so sehr er darunter litt und so viel Liebes und Gutes er dabei entbehrte.

Hätte sie's nur nicht gar zu arg getrieben!

Aber sie schien in ihm nur mehr einen Menschen zu sehen, der ihr Leiden und Beschwerden verursachte. Alles Zartgefühl ging ihr nach und nach verloren. Sie kannte keine Rücksicht auf seine Arbeit, auf seine Gewohnheiten mehr. Sie nannte seine Kunst Tagdieberei, und als er sie eines Abends in zärtlicher Anwandlung arglos an ihre wunderliche Begegnung auf jenem Ball der großen Oper in Paris erinnerte, sprang sie vom Stuhl auf mit heftiger Bewegung und rief: „Laß doch die alten dummen Geschichten! ... Daß nur um Gotteswillen Mama niemals etwas von der Wahrheit erfährt, wie und wo wir zwei uns haben kennen lernen! Sie würde mir's nie vergeben und ich ... ich schämte mich zu Tode!"

Robert starrte sie sprachlos an. Der Mund blieb ihm offen stehen, und in den Ohren sang's ihm, wie wenn in seinem Kopf eine Saite gesprungen wäre. Sein süßes Geheimnis, das beseligende Bewußtsein eines wonnevollen Abends, einzig in seiner Art, und der Diamant im Schatzkästlein seiner Erinnerungen — wie, was, das Weib seiner Liebe schämte sich dessen und nannte das altes dummes Zeug?!

Er traute seinen Ohren nicht, er begriff das Wesen nicht, das da vor ihm stand und sich noch immer wand und drehte vor Ungeduld und Ungeschick, den untersten Knopf an einem langen Handschuh zuzunesteln.

War er wirklich mit diesem zornigen Kobold verheiratet? Oder war er verrückt geworden und hörte Reden, die nur in seiner Einbildung gehalten wurden?

In demselben Augenblick riß Emma, wie von Unmut überwältigt, das widerspenstige Knöpfchen abdrehend, einen spitzen Triangel aus dem Leder ihres Handschuhs und stieß einen langgepreßten Seufzer aus ihrer Brust, der klang wie ein Schrei.

Und dann sah Robert nur noch, wie die Volants ihrer Straßenschleppe über seine Schwelle tanzten, und hörte nur noch die Absätze ihrer Stiefelchen draußen auf dem Gange klappen und etliche Thüren hintereinander zuschlagen. Die entferntere klang immer gelinder als die vorige, Robert horchte achtsam darauf, als wäre dies Decrescendo äußerst wichtig für seine Lage, dann ward alles still um ihn, mäuschenstill, todesstill.

Wie einer aus einem Traum erwacht, sah er sich rund um; seine weit aufgerissenen Augen tasteten langsam sich von einem Gegenstande zum andern, von diesem Bilderrahmen zur Staffelei und vom Ende der Leinwand zu jenem Schrank, und gingen all den Schnickschnack durch, der darauf gepflanzt stand, und dann auf dem Tisch die Bleikapseln mit den Farben und die Bürsten und Pinsel daneben, und das ganze Durcheinander von Handwerkszeug und Zierrat und Pfauenfedern und frischen Blumen — und auf einmal schleuderte er die Palette, die er noch samt einem Büschel Pinsel in der Hand hielt, heftig zur Erde und warf sich auf den nächsten besten Stuhl und den Arm über die Lehne und verbarg sein Gesicht.

Als er es nach einer Weile wieder emporhob, sah er die Werkstatt nur wie durch einen Schleier. Und als er diesen Schleier wegwischen wollte, ward seine Hand ganz feucht.

Solch eine Stunde, wie diese, hatte Robert Leichtfuß noch nicht gehabt in seinem Leben, und er meinte, auch diese nicht verdient zu haben.

Daß Emma Launen hatte — je nun, das mochte sein! Er hörte ja oft genug, daß das vornehm wäre, und er hatte ein dickes Fell, daß ihm nicht jedes Weiberwort ins Gemüte drang. Aber daß sie ihrer Laune so unschönen Ausdruck gab, das wurmte nicht nur den Menschen, sondern vor allem auch den Künstler in ihm. Er fand es so thöricht von ihr, daß sie im Uebermut Bande zu lockern beflissen war, die er noch für unzerreißbar achtete.

Daß sie ihn trotz Uebermut und Laune noch liebte, daran zweifelte Robert noch nicht. Konnte Liebe, eine Liebe wie die gewesen, die ihm das wunderliche Weib an die Brust geführt, vergehen wie eine Laune?! Nein, das glaubte Robert nicht. Dazu war er zu stolz, zu selbstbewußt, und liebte selber noch zu sehr. . . . Aber warum quälen, was man liebt? Seine Furcht ging nur dahin, daß er, also verletzt, an seiner eigenen Liebe zu ihr Einbuße erleiden möchte. Und diese Liebe war ihm heilig. Er wollte sie seinem Weibe bewahren, unversehrt und unvermindert, wie sie am ersten Tage gewesen, bis zu dem letzten, da er die Augen für ewig schließen würde, die sie noch so gerne sahen.

Er saß noch immer mit dem Arm über der Stuhllehne da und starrte mit feuchten Augen vor sich hin. Er fühlte schaudernd, daß ein Schlag über sein Herz gegangen war, davon seine Liebe, wenn nicht geschädigt, doch für den Augenblick erschüttert war. Er wollte nicht aufstehen, bis er sich wieder im Gleich-

gewicht und im Besitze seiner vollkommenen Neigung zu dem angetrauten Weibe wußte.

Da zuckte er unwillkürlich zusammen. Ihm schauderte, als wäre der Versucher zu ihm getreten, während in ihm eine Stimme rief: Unwürdiges duldet kein Mann! Schüttle die Fessel ab, die dich an ein Weib schmiedet, das dich nicht mehr liebt und dessen kein Hehl hat. Laß ihr den goldnen Kram und zierlichen Firlefanz, der dir doch keine verscherzte Minute, keinen verdorbenen Gedanken aufwiegt, schnüre dein Bündel und geh davon!

Er sprang auf und maß die Werkstatt mit langen Schritten. Es hielt ihn nichts als die Liebe zu seinem Weibe hier zurück. Er fühlte in diesen Augenblicken, wie wenig ihm die andern dieser Sippschaft, wie sie seinem innern Menschen nichts waren. Der Reichtum, das Wohlleben, daran er sich in diesen zwei Jahren gewöhnt, galten dem alten Zigeuner ohnehin nichts. Er sah sie lange nur als eine lästige Fessel an. Aber diese Fessel sollte ihn nicht halten! Sie hatte kaum eines Bindfadens Kraft, wenn es galt, den Weg zur Freiheit wiederzufinden, zu jenem ungebundenen Leben, darin die guten Gedanken gedeihen, und die gute Laune niemals alle wird, während jetzt und hier in diesem vergoldeten Käfig ihm so erbärmlich, so vorwurfsvoll, so unwürdig zu Mute war, wie nie vordem.

Er riß das Wams auf, das ihm als Arbeitskittel diente, und griff nach seinen Kleidern, als gält' es, stehenden Fußes das Weite zu suchen. Da fiel sein suchender Blick auf das bekannte Bild der Dame mit der Maske, welches seit einigen Tagen behufs irgend einer kleinen Restauration wieder in seiner Werkstatt aufgestellt war.

Der alte Zauber war doch noch unverloren. Robert hatte auf einmal all seinen Humor wieder und fing unbändig an zu lachen. Konnt' er die Vergangenheit aus seiner Seele wegwischen, wie man einen Kreidestrich von der Schiefertafel löscht! Hatte das Mädchen dort ihm nicht seine Liebe geschenkt! War sie nicht sein Weib geworden! Und trug sie nicht ein Kind unter dem Herzen, dessen Vater er war!

Er ein Vater! Er, der alte Habenichts, der eingefleischte Boulevard-Bummler von damals, er sollte so ein kleinwinziges, schreiendes, zappelndes Menschlein sein eigen nennen! sein Fleisch und Blut! sein Kind! Der Gedanke hatte so viel Entzückendes für den guten Kerl, daß er sich tagtäglich darin berauschte, und daß dieser auch jetzt wieder allen Kummer, alle Kränkung, alle zornigen Entschlüsse von seinem Herzen wegschmeichelte und nur die Wonne der Hoffnung darin zurückließ.

Er konnte sich stundenlang ausdenken, was alles er mit solch einem kleinen Wesen angeben und aufstellen werde. Er, der seine Eltern früh verloren und Geschwister nie gehabt, der die Tage seines Lebens von Familienfreuden wenig genossen, und auch in seiner Ehe das nicht so recht gefunden hatte, was man ein glückliches Heim nennt, er schwelgte in dem Luftschloß, darin er als würdiger Vater mit so einem putzigen kleinen Geschöpf existieren und dazu sich wohl als die Dritte im Bunde auch wieder seine Frau gesellen sollte, zu ihm sich gesellen sollte in alter Neigung.

Ja, daß soll sie! Laßt sie nur erst wieder ihres Daseins froh werden, laßt sie nur erst genesen, laßt nur erst das Kind zwischen ihnen beiden sein, dann wird alles wieder gut werden, und besser werden, als es je gewesen! Ja, gewiß! Wenn sie auch jetzt schmähte und schmollte, was lag denn an Weiberworten! Sie redete, wie ein Kranker redet. Sie wußte selbst nicht, was sie redete. Und Robert wär' ein ganzer Narr, wenn er sich durch solche Hausmusik irre machen oder gar zu tollen Streichen hinreißen ließe. Nicht nur ein Narr, ein Verbrecher wär' er, wenn er seinem Weib davonliefe, da Hoffnung, Gefahr und Schmerz sie ihm heiligen und nur immer näher und näher ans sorgende Herz rücken mußten, mochte sie zuweilen immerhin Gesichter schneiden und krause Reden führen.

Holla! Robert Leichtfuß war wieder im Gleichgewicht. Und er nahm sich fest vor, was auch Frau Emma thun und sagen möge, weder die Geduld noch die Laune und schon ganz gewiß nicht die Liebe zu ihr zu verlieren.

Diesem Vorsatz blieb er treu. Auch da es ihm manchmal recht schwer gemacht wurde. Frau Hermiones Tochter war nicht von denen, welche Nachgiebigkeit und ein weiches Herz zu Edelsinn und Güte verpflichten. Sie war nicht gewohnt, ärgerliche Regungen preiszugeben, weil man ihr nicht mit Strenge widersprach, und war nicht danach erzogen worden, Launen zu entsagen, weil man sie freundlich überzeugte, daß dieselben ungerecht waren.

In einer wilden Laune hatte sie sich an Roberts Hals geworfen, Vater und Mutter hatten dagegen einwenden mögen, was sie gemocht. Aus einer wilderen Laune, die von einer Laune ihrer Mutter genährt wurde, gefiel es ihr dann, den Mann zu plagen, den die Liebe zu ihr wehrlos machte.

Daß er dabei mit lächelndem Gleichmut stille hielt, nährte nur ihre Lust und stachelte ihre Keckheit. Er hätte sollen auffahren, hätte sollen zanken, daß die Wände schallten und ihr

Hören und Sehen verginge, ernsthaft und fürchterlich, das wäre Abwechselung gewesen. Aber immer wieder verzogen werden, das war langweilig. . . . Wer weiß, vielleicht wenn er sich einmal entschlossen hätte, das ungezogene Gespons braun und blau zu schlagen, so hätte diese Emma ihren Robert wieder geliebt und seinem Hause Frieden gegeben.

Aber solcher Art Dressur lag fern ab von dieser Künstlerhand, die sich lieber unter Emmas Fuß gebreitet hätte, damit die rauhe Erde die zarte Sohle des unbändigen und doch so geliebten Weibes nicht unsanft berühre.

Frau Emma ward der wachsenden Entfremdung in ihrem Herzen wohl gewahr. Und sie gab sich auch gute Gründe dafür an. O, ja!

Sie hatte sich damals zu Paris in dem Gedanken berauscht, die Frau eines berühmten Mannes zu werden. Sie hatte gehofft, wo immer sie an seinem Arm erschiene, würden die Flügelthüren aller und der exklusivsten Salons sich weit vor ihr aufthun und ihr glorreich und mühelos den Eintritt in eine Welt öffnen, die vielleicht um kein Haar besser und lustiger war als die ihrige, die ihr aber, eben weil sie stolz sich vor ihr verschloß, als aller Sehnsucht wert, als der Gipfel aller Wünsche, als das Ziel ihrer Eitelkeit erschien.

Sie hatte geglaubt, Robert brauchte nur auszustellen, und er wäre berühmt, er brauchte nur zu erscheinen und anzuklopfen, und er wäre von aller Welt mit offenen Armen im Triumph empfangen.

Im Grunde glaubte sie das noch.

Aber Robert that nicht das Geringste, diesen ihren Wünschen zu entsprechen. Ihm war Geselligkeit außer dem Hause das Entbehrlichste was es gab. Die vier Wände seiner Werkstatt, die vier Wände seines behaglichen Heims — darin war ihm wohl. Anderswo nicht. Gezwungenes Geplauder mit fremden, ihm gleichgiltigen Menschen war ihm ein Greuel und der schwarze Frack eine Last. Er konnte es nicht begreifen, daß es Emma ganz anders zu Mute sein sollte. Und wenn sie ihm dies ausdrücklich versicherte, war es ihm nur zum Lachen. Das konnte doch ihr Ernst nicht sein.

Wenn sie ihm aber klar zu machen suchte, daß ein geselliges Wesen zu seinem Ruf, seinem Fortkommen, seinem Ansehen in Berlin nötig sei, was sollte das auf einen Menschen wie Leichtfuß für eine Wirkung üben!

Nein, um solchen Zweck kein Opfer seines Behagens! Der Ruhm kam, wie der Dieb in der Nacht, wie die Liebe

mit achtzehn Jahren, wie der Blitz aus heiterem Himmel: unversehens, jählings, und da war er, kaum daß man's gedacht!

So versicherte der sorglose Maler. Der ersehnte Ruhm aber, den Emma für ihre gesellschaftlichen Bedürfnisse so notwendig brauchte, kam nicht wie der Dieb in der Nacht und die andern beliebten plötzlichen Erscheinungen. Der Ruhm kam ganz und gar nicht! Ja es sah nach zwei Jahren danach aus, als wär' er weiter als je von Heribert Meyers Schwiegersohn entfernt.

Im Anfang, da Robert mit der Ueberraschung in Berlin auftauchte, er werde des vielberedeten reichen Mannes Tochter heiraten, den goldenen Backfisch, welchen so manch ein angesehener Mitgiftjäger ebenso eifrig wie fruchtlos im eigenen Netze an sich zu ziehen versucht hatte, da hatte die Neugier dem Glücklichen zu raschen Erfolgen geholfen. Vielleicht, wenn Robert diese ersten Erfolge geschickt und liebenswürdig benutzt hätte, daß die Gesellschaft ihn zu einem ihrer Lieblinge machte, auch wenn seine Werke keine ersten Preise auf den Ausstellungen errangen! Vielleicht daß sie auch den Ungeselligen wider Willen auf ihren Schild gehoben hätte, wär' es ihm gelungen, ihr durch immer neue, die alten überbietenden Werke zu imponieren.

Aber was schaffte denn Robert in seinem Atelier, darin ihm so unsagbar wohl war? Große, graue, gräuliche Kartons voll überlebensgroßer Figuren in wulstigem Durcheinander, lauter Preisaufgaben für monumentale Werke, die in öffentlichen Gebäuden al fresco an die Wand gemalt werden sollten, bald in einem Rathaus, bald in einer Ruhmeshalle, bald in einem Museum, bald in einem Bahnhof.

Robert war jedesmal der Ueberzeugung voll, daß kein andrer als sein genialer Entwurf den Preis und den Auftrag zur Vollendung davontragen würde. Sein Leichtsinn lachte über jeden Einwand. ... Aber in Wirklichkeit errang er den Preis, den er schon so sicher in der Tasche zu haben wähnte, niemals. Auch keinen Auftrag, o Gott bewahre! nicht einmal die leiseste lobende Erwähnung!

Es trieb der ehrgeizigen Frau Thränen der Scham in die Augen. ... Auf ihren Robby machte der Abfall seiner Entwürfe, wenn er auch monatelang darüber Essen und Schlaf versäumt hatte, so gut wie gar keinen Eindruck. Denn bis das Resultat der einen Konkurrenz bekannt wurde, hatte der Leichtfertige ja längst wieder sich in eine andre verrannt und war so ganz mit Leib und Seele bei der neuen Sache, daß ihm der Erfolg der alten mehr oder weniger gleichgiltig erschien.

Nur immer mit großen Dingen sich beschäftigen, nur immer

mit ungeheuerlichen Entwürfen die breiten Wände füllen und sich selbst wie die Welt in Erstaunen setzen! Das machte glücklich, das hob die Seele, hob sie hoch empor über das kleinliche bürgerliche, alltägliche Geschick und dessen Zufälligkeiten.

Was, Erfolg! Den mochten Schuster und Schneider anbeten, Handwerker, Streber und sonst erbärmliche Kreaturen! Er nahm gewaltigeren Flug in lichtere Höhen, dorthin wo der ewige Ruhm durch die Aeonen leuchtet, der strahlenschleudernde Ruhm, der auch auf ihn eines Tages niederflammen und ihn mit einem unvergänglichen Glorienscheine umleuchten werde.

Ob ihn Professor X oder Geheimrat Y in den nächsten Wochen zu ihren Bällen einladen würden, das war einem solchen Menschen selbstverständlich ganz einerlei. Er lachte einer andren, fernaufgehenden Sonne entgegen, während das Weibchen mit dem nüchternen praktischen Sinn und dem nagenden kleinlichen Ehrgeiz in ihren Händchen das Battisttuch zerriß, mit dem sie sich verstohlen die Thränen des Zornes aus den Augen gewischt hatte.

Der Lachende und die Weinende verstanden sich nicht mehr.

Und der Lachende sah auch in seiner Sorglosigkeit nichts von andren Vorgängen, die immer mehr und mehr zu Emmas Ueberzeugung beitrugen, daß sie vordem recht unüberlegt gehandelt habe, als sie in einem ersten heißen Anflug von Verliebtheit ihre Hand in die Hand eines Menschen gelegt, der zum Gemahl für sie so wenig taugte.

Emma hatte eine Schwester, Brigitte. Zwei Jahre jünger, stand diese dicht vor ihrem neunzehnten Geburtstage, von Gesicht nicht so hübsch, aber etwas größer und stattlicher von Figur, gemessener in Gang und Haltung als Emma, das Ebenbild ihrer Mutter und genau deren Lebensansichten bekennend und ausführend. Was vornehm war, war gut, was nicht vornehm war, Sünde und Schande.

Praktischen Sinnes und gewitzigten Geistes, leidenschaftsloser absichtlicher Natur, konnte sie nicht auf einen ähnlichen Streich verfallen, sich wie die tolle Emma einen Künstler oder so was dergleichen zum Eheherrn zu erkiesen. Die Maler waren zudem nicht mehr so in der Mode in der Berliner Gesellschaft wie in früheren Saisons. Die Welt war fortgeschritten. Gelungene Töchter reicher Väter konnten sich nach irgend einer Baronie umsehen, die zwar an irgend welchen Enden dringend frischer Vergoldung bedurfte, im übrigen aber einen mehr oder weniger allerliebsten Menschen zum Träger hatte.

Brigitte hatte sich beizeiten umgethan. Sie hätte es vielleicht mit ihrer Wahl nicht so eilig gehabt; allein im gewohnten

Gegensatz gegen die ältere, hübschere, von Haus aus klügere und vom Vater verhätschelte Schwester bereitete ihr's ein tiefgefühltes, wenn schon unaussprechliches Vergnügen, derselben einen Schwager zu bestellen, daß jene, auch in aller Stille, vor Neid bersten möchte.

Kleine Genugthuung schöner Seelen, die sich im übrigen zu schätzen wußten und einander viel zuliebe thaten.

Brigitte hatte lange genug das Lied mit anhören und mitsingen müssen, was für einen ausgezeichneten Menschen Emma zum Mann erhalten habe: so geistreich, so kunstreich, so bieder! und Gott weiß was noch! Brigitte verlangte gar nicht so viel. Sie begnügte sich mit einem hübschen, lustigen ausrangierten Lieutenant, der wenig Gedanken, viele Schulden, aber über einem alten, echten turnierfähigen Namen eine siebenperlige Krone hatte.

Der Freiherr Jobst von Wolkenfels-Krümelshausen war in der That ein recht liebenswürdiger Mensch, der durch sein offenes, zufahrendes Wesen für sich einnahm und aus seinen Schulden kein Hehl machte.

Im vorigen Winter durch irgend eine Fügung der himmlischen Vorsehung oder aber eines irdischen Heiratsvermittlers mit der Familie bekannt geworden, bewarb er sich seit dem Frühling merklich um Heriberts jüngere Tochter und war seit Wochen bereits ein allabendlicher Gast des Hauses.

Man zischelte schon untereinander, wann die öffentliche Verlobung ausgesprochen werden sollte. Dann währte es noch einige Monate, und Brigitte war Frau Baronin ... eine wirkliche Freifrau von Wolkenfels-Krümelshausen ... und Emma war und blieb Frau Leichtfuß schlechtweg. Wie das klingt! Ha!

Und sie hätte es leicht auch so gut haben können!

Jobst hatte einen Vetter, einen richtigen Vatersbruderssohn, mit ganz denselben volltönenden Namen und Prädikaten, Horst Wolkenfels, der noch viel hübscher und stattlicher war als Brigittens Erwählter, und der nicht einmal so viel Schulden hatte wie dieser, eine schlanke, hagere, äußerst feudale Erscheinung mit einem großartigen Schnurrbart und dunklen, nachdenklichen, ach, so vielsagenden Augen ...

Wie gut hätte es sich gemacht, daß zwei Schwestern zwei Vettern heirateten ... Hirngespinste! Narrenspossen! Brigitte ward ganz allein Baronin, und Emma war und blieb Madame Leichtfuß tout court, die des zur Bekräftigung demnächst einem kleinen Leichtfuß das Leben geben sollte ...

Daß ihr gerade jetzt so dumme, ja so verbrecherische

Gedanken kamen, machte Roberts Frau manchmal über sich selbst schaudern. Aber was konnte sie dagegen thun? Es war stärker als ihr guter Wille. Und es schreckte ja ihren Robby nicht, der sich den Teufel was um die Luftschlösser seiner Frau kümmerte und über irgend einen neuen Konkurrenzentwurf nicht hinaussah.

In der That hatte der Maler jenen interessanten Herrn kaum bemerkt. Es war einer mehr von den ihm völlig gleichgiltigen Leuten, welche den Salon seiner Schwiegermutter bevölkerten, und demzufolge auch ab und zu einmal in dem seiner Frau erschienen und wieder verschwanden, ohne sich seiner Aufmerksamkeit weiter zu empfehlen.

Horst von Wolkenfels hatte sich seinerseits auch wenig mit Robert zu schaffen gemacht, dafür etwas mehr mit seiner Frau und viel mehr mit seiner Schwiegermutter. Er wohnte für gewöhnlich weit weg in Mecklenburg auf dem Lande und war offenbar von seinem Vetter verschrieben worden, um ihm durch seine gewinnende Persönlichkeit Sukkurs zu bringen.

Der alte Meyer, der denn doch vor den Schulden Jobsts nicht unempfindlich scheute, ward vielleicht durch die Hoffnung kirre gemacht, durch einen adligen Schwiegersohn sich den ganzen Clan der Wolkenfelser und was drum und dran hing, zu verbinden. Darum richtete der Helfer auch seine Wirkung sofort und ausschließlich gegen denjenigen Teil der Familie, welcher für solche Phantasmagorie am empfindlichsten war, den weiblichen Teil.

Horst war zu solcher Hexerei sehr geeignet. Er sprach wenig, blickte viel, wußte mit einem sachten, etwas billigen Sarkasmus gegen Abwesende sich scheinbar eine gewisse Ueberlegenheit der Anschauung und des Selbstbewußtseins zu geben, die er in Wahrheit gar nicht besaß, und machte über alldem den Eindruck eines sehr nachdenklichen schönen Menschen, der einen alten unverwindbaren Seelenschmerz wie sein kostbarstes Kleinod überall mit sich herumtrug.

In der That hatte der hübsche Freiherr mit den finsteren Brauen nie einen empfindlicheren Verlust erlitten als einen am grünen Tisch zu Montecarlo und er trug sich mit keinem wichtigeren Gedanken, als wie er dem noch ärmeren Vetter, der lange genug aus seiner Schüssel aß, zu einer reichen Partie verhelfen möchte.

Als er dann kam, sah und siegte, konnte er den Gedanken nicht abweisen, daß er besser gethan hätte, selber um das Goldkind der für alles Vornehme so leidenschaftlich begeisterten Frau Hermione zu werben. Aber das war nun zu spät. Sein Vetter

hatte sich bereits des schönen Herzens, welches noch im Hause Meyer frei war, versichert. Und das war auch was wert.

Um seinen Vetter nicht zu stören, wandte er alle Aufmerksamkeiten der Mutter und der verheirateten Schwester zu. Und weil das nur nützen konnte, sogar mit emsiger Beflissenheit.

Emma, die jeden Abend im Salon ihrer Mutter zubrachte, verhielt sich diesem Anbeter gegenüber sehr zurückhaltend. Nicht nur aus Anstand, sondern weil es sie gegen das Schicksal schmollen machte, daß dieses Glück und die Möglichkeit, es ihrer Schwester gleich zu thun und eine Freiherrnkrone auf ihren Wagenschlag malen zu lassen, viel zu spät kam, als daß sie ihm ein freundliches Gesicht hätte zeigen mögen. Noch mehr aber trug zu dieser Zurückhaltung die Sorge bei, lächerlich, ja grotesk zu erscheinen, wenn sie in ihrer jetzigen Beschaffenheit ernsthaften Angesichts einem Schmeichler Gehör schenkte.

Sonst?! ... Sie seufzte, wenn sie sich diese Frage stellte.

Und wie manche Frauen in ihrem Fall von unbegreiflichem und doch so heftigem Gelüsten nach exotischen Früchten oder verbotenen Speisen geplagt werden, so liefen all ihre Gedanken nur immer in den einen unmöglichen Wunsch aus, sich von der jüngeren Schwester nicht übertrumpfen zu lassen, sondern es ihr mindestens gleich, womöglich zuvorzuthun.

In dem Kind unter ihrem Herzen sah sie nur ein Hindernis mehr, das ihr erwuchs, ihre Phantasieen in Wirklichkeit zu übertragen. Noch ehe es geboren ward, fühlte sie schon eine Abneigung, wie sonst nur eine verzweifelnde Sünderin gegen die Frucht verbrecherischer Freuden.

Sie ward durch dieses verschwiegene Wünschen und Verwünschen nicht erquicklicher für ihre Umgebung und nicht liebenswürdiger gegen ihren ach so bürgerlichen Gatten.

Herr von Wolkenfels war nach etlichen Wochen, sobald die Hoffnungen seines Vetters in den sichern Hafen väterlicher Zustimmung gesteuert waren, mit einem letzten tiefsinnigen Blick auf die zukünftige Schwägerin seines Anverwandten, wieder von dannen gefahren. Für seine dermaligen Verhältnisse war ihm das Pflaster der Hauptstadt zu teuer.

Emma hatte ihm nicht sehr gnädig Urlaub gegeben. Aber als er gegangen, machte sie sich über ihr unleidliches Benehmen Vorwürfe und war gegen alle Welt noch verdrießlicher als je. Robert wußte nicht warum.

Sie sagte, sie fühle sich leidend. Und sie war auch leidend. Daran war nichts zu verwundern.

Der Zustand ihrer Seele wie ihres Leibes verschlimmerte

sich von Tag zu Tag. Sie weinte und heulte halbe Nächte lang, mehr vor Zorn und Ungeduld, als vor Beschwerden.

Sie biß in ihr Sofakissen, wenn sie's übermannte, nur um Schwester und Mutter, die sich vielleicht darüber gefreut hätten, ihren Aerger nicht merken zu lassen. Aber ihre Mägde waren zu bedauern, und niemalen vordem ist selbst im Hause Meyer so viel Glas und Porzellan von zierlichen Fingern an die Wände geflogen, als in diesen bangen Tagen legitimer Erwartung.

Robert hatte den ganzen Tag allein in seiner Werkstatt verbracht. Auch die Mahlzeit nahm er allein zu sich; seine Gattin hatte sich heut' wie gestern mit unerträglicher Migräne entschuldigen lassen, die sie zu Bette hielt. Ein Besuch, den er ihr im Schlafzimmer machen wollte, war noch glücklicherweise auf der Schwelle von der Zofe aufgehalten worden, die ihm versicherte, daß eben erst ein sanfter Schlummer die Leiden der Gnädigen abgelöst habe. Es wäre Sünde, sie gerade jetzt zu stören.

Robert hatte das eingesehen und war wieder in sein Atelier hinaufgeklettert, das ihm schon vor zwei Jahren auf dem Dachboden der Meyerschen Villa geräumig eingerichtet worden war. Die Schwiegereltern bewohnten nach wie vor das erste Stockwerk, die jungen Eheleute das Erdgeschoß hinter dem breiten, wohlgepflegten Vorgarten.

Nachdem Robert, bis ihm die Dämmerung auf die Hand fiel, gezeichnet und dann im Zwielicht vor sich hingebrütet hatte, überkam ihn eine wunderliche Unruhe, wie er sie sonst nicht kannte.

Er vermochte keinen Gedanken festzuhalten. Die Finger streckten sich unwillkürlich, als ekelte sie's vor jeder Berührung des gewohnten Handwerkszeuges. Das Blut sang ihm, wie ein zirpendes Heimchen, in den Ohren, und doch war ihm immer, als sollte er horchen, horchen und er wußte doch nicht worauf.

Ueberreizte Nerven vom allzulangen Arbeiten! dachte er und trat auf den Balkon, der neben seiner Werkstatt auf einem Teil des Daches eigens für ihn geebnet war, damit er, wenn er Luft schöpfen wollte, ins Freie treten und hier herumwandeln könnte, ohne — so geschützt lag die Stelle — von den Blicken eines neugierigen Nachbars oder Spaziergängers belästigt zu werden.

Auch er sah von da oben nur den fahlen Abendhimmel, in dem der erste Stern gegen das abwärts fliehende Licht ankämpfte und die Wipfel des Tiergartens, von deren halbentlaubten Zweigen ab und zu die vergilbten Blätter wie windverwehte Stückchen Schatten querüber flatterten.

Es war ihm, als wäre die Luft voll unentwirrbaren Geräusches, einer betäubenden Mischung von Wagenrasseln, Huf-

schlägen, Fußtritten, Klingeln, Bellen und Rufen. Aber wenn er genau hinhorchte, war's doch nichts, was er hörte. Und er wollte doch durchaus etwas hören, etwas was ihn erlöste aus diesem unnatürlichen Zustand halber Betäubung.

Allzuviel Einsamkeit war ihm nicht gut. Er mußte lachen bei dem Gedanken, und die verflossenen Pariser Zigeunertage fielen ihm ein, an deren so vielen er mutterseelenallein gewesen war, noch viel einsamer als jetzt. Freilich nicht immer ... o nein!

Wie ein welkes Blatt, das der Wind über den Weg ihm zublies, kam ihm der Gedanke: Es war doch schön damals, so frei, so ungebunden, so ganz ohne Familie ... !

Aber auch ohne Frau?! Und er schüttelte das Haupt, daß der Gedanke, der ihn so jählings angeflogen, auch wieder von ihm abfiel.

Er hatte zwar wenig von seinem Weibchen in letzten Zeiten. Nun ja, doch das war erklärlich. Und er hatte doch vordem so viel von ihr gehabt! Sie hatte ihm alles gegeben, was ein liebendes Weib geben kann, und war sie dann auch manchmal wunderlich und launisch gewesen, es ging ihr hin in seinen Augen und er wollte jetzt sich nur der guten Stunden erinnern, die er ihr verdankte.

War das kein Schrei? ... Er meinte so, eine Sekunde lang, und sagte sich dann selber, daß es Sinnestäuschung war. Und doch kam im nächsten Augenblick eine Todesangst über ihn, daß es ihn nicht länger mehr hier oben litt, sondern wie er ging und stand hinunterjagte, um nach seinem Weibe zu sehen.

Sie schlief doch nicht den ganzen Tag! Daß sie ihn kein einzigmal an ihre Seite rief, wenn sie litt, er hätte es ihr, gerade jetzt in seiner liebevollen Stimmung, von Herzen übel deuten können. Es ließ ihn nicht länger zaudern, er mußte zu ihr!

Es war alles still in der Villa, da er in der Dunkelheit die kleine Treppe vom Atelier ins große Stiegenhaus hinuntertastete. Im obern Stockwerk angelangt, fand er die Thüre zur Wohnung seiner Schwiegereltern sperrangelweit aufstehen und über den Gang her glänzte reichliches Licht durch die Milchglasscheiben der Salonthüre auf Gang und Flur hinaus.

Vielleicht war Emma drinnen bei ihrer Mutter.

Er trat ein und störte sichtlich die beiden Verlobten, welchen der dritte im Salon gar nicht erwünscht kam.

Jobst saß am Klavier, ohne zu spielen, und Brigitte schien sich, kurzsichtig, wie sie war, gerade sehr tief auf das Notenpult des Instruments gebeugt zu haben, wahrscheinlich um eine Frage der Harmonie zu entscheiden.

„Guten Abend, allerseits!“ rief Robert, sich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehrend. „Ist Emma nicht hier? ... Nein? Dann erlaubt, daß ich euch wieder allein lasse.“

„Wohin willst du, Schwager?“ rief Brigitte und trat hastig vom Piano weg und zwischen ihn und die Thüre.

„Zu meiner Frau!“ antwortete Robert und machte Miene sie zu umgehen. „Ich habe sie seit dem Frühstück nicht gesehen.“

„O bitte, bleib hier, Robby!“ versetzte nun altklugen Tons die Schwägerin. „Mama läßt dir sagen, du möchtest ja nicht hinuntergehen, sondern sie hier im Salon erwarten. Sie komme gleich wieder herauf.“

„So?“ sagte Robert unangenehm berührt. Dann zuckte er die Achseln und ging, ohne nach den beiden jungen Leuten weiter hinzusehen, die sich wieder am Klavier zu schaffen machten, in wachsender Unruhe hin und her.

Nach einer Weile stand er wieder still und sagte. „Mama bleibt lang aus ... ich will doch ...“

„Habe nur noch ein wenig Geduld, Schwager!“

„Die gnädige Frau sagte wirklich, sie würde sofort wieder erscheinen,“ fügte Jobst von Wolkenfels sekundierend hinzu.

Robert schraubte mechanisch einen der Lampendochte niedrieger, der zu flackern angefangen hatte. Es war eine seltsame Stille im Zimmer. Sie drückte auf Roberts überreizte Sinne. Er wandte den Blick nach den beiden Leutchen hin und fand beider Augen fest auf ihn gerichtet.

„Was ist denn los?“ fragte er.

„O, es scheint, daß Emma etwas leidend ist“, antwortete Brigitte und sah dann flugs mit niedergeschlagenen Augen beiseite, als müßte sie erröten. Jobst lächelte diskret.

Dem Maler schnürte jäh aufsteigender Zorn die Kehle zu. „Leidend?“ war alles was er herausbrachte. Bei sich aber dachte er: wenn meine Frau leidet, erfahre ich es zuletzt? Und warum zuletzt? Was für ein Narrenhaus, in dem ich lebe!

Er hatte die Thüre schon aufgeklinkt, da er Brigitte hinter sich zetern und Jobst pflichtschuldigst ersuchen hörte, er möge doch in Geduld hier oben warten. Er kehrte sich nicht mehr nach ihnen um; in demselben Augenblick aber gellte ein Schrei von unten herauf, der ihm wie mit spitziger Nadel ins Ohr stach. Kein eingebildetes Geräusch, das seine überreizten Nerven ihm vorzauberten, nein, ein wirklicher, Mark und Bein durchdringender Schrei — und es war seines Weibes Stimme!

Robert sprang die Treppe mit etlichen Sätzen hinab und stieß eine Thüre nach der andern auf, bis er vor der Schlaf-

kammer aufhorchend stille stand. Er atmete noch einmal tief und drückte dann behutsam, kaum hörbar die Klinke nieder.

Das empörte Gesicht seiner Schwiegermutter focht ihn wenig an. Mochte sie die Anwesenheit des Gatten in der Wochenstube nicht für vornehm erachten, es war ihm nie weniger an ihrem Einverständnis gelegen als in diesen herzensbangen Minuten. Er sah weder ihre Winke, noch hörte er ihre Worte. Er hatte Augen und Ohren nur für sein Weib.

Nie hatte er sie so leidenschaftlich geliebt, nie sich selbst so gering geschätzt, als da er sie um seinetwillen leiden sah und weder mithelfen noch mitleiden konnte.

All die kleinen Verdrießlichkeiten und Launen, mit denen Emma seit einiger Zeit ihm manche frohe Stunde verbittert hatte, sie waren in seinen Augen tausendmal aufgewogen, ach was aufgewogen! Das Gewicht dieser schweren Stunden senkte die eine Schale so tief, daß aus der andern hoch emporgeschnellten all ihr böser Inhalt wie Spreu, darein der Wind bläst, davonflatterte auf Nimmerwiedersehen.

Eine Heldin, eine Märtyrerin der Liebe war ihm sein Weib und er schwor sich mit stummem Eid, sie dafür auf den Händen zu tragen sein lebenlang, wenn sie nur diese Nacht überstände.

Mitleid und Angst preßten ihm das Herz zusammen und falteten seine Hände krampfhaft ineinander, wie er vorzeiten gethan, wenn er als Knabe nicht mehr aus noch ein gewußt und zu Gott aufgeschrieen hatte, um eine übernatürliche Hilfe aus den Wolken herabzubeten.

Und Stunde verrann um Stunde, eine länger als die andre, und noch immer keine Erlösung!

Karbolgeruch erfüllte die Zimmerluft. Peinliche Stille; nur hie und da ein vorsichtiges Hin- und Wiedergehen auf den Fußspitzen über den Teppich, das Klappern eines Löffels auf der Marmorplatte des Nachttisches, und dazwischen das laute gedehnte Aufschreien wie eines armen Tieres auf der Marterbank. Lampendämmerung, aller Hausrat in schweren Schatten, nur an der halbverhüllten, gegen die Wand gekehrten Lampe ein grelles Blinken gegen die Tapete, dem auf der andern nächsten Wand ein Glanzlicht auf dem Goldrahmen eines Bildes antwortet.

Robert kennt das Bild wohl, das da auf ihn heruntersieht, das Mädchen mit der Larve in der Hand, das aus dem schwarzen Wagenschlag herausnickt und ihn anlacht.

So hat seine Liebe begonnen ... und soll sie nun so zu Ende gehn? ... Es war zum Verzweifeln. Da durchbrach ein heller, gellender, zeternder Schrei die angstvolle Stille, daß die

Wände widerhallten und dem eben noch verzweifelnden Manne die Thränen der Freude jählings in die Augen schossen: der erste Schrei des neugebornen Kindes! Der Schrei der Erlösung!

Als der Arzt ihm die eben getrocknete Hand mit den Worten entgegenstreckte: „Ich wünsche Glück zur ersten Tochter!“ wagte Robert die frohe Botschaft noch kaum zu glauben. Als er aber einige Minuten später mit eigenen Augen das jämmerlich schreiende, mit allen Vieren zappelnde Wesen aus dem Badewännchen heben sah und bald darauf die Wärterin das krebsrote Ungeheuerchen in schneeweiße Windeln gewickelt dem „Herrn Papa“ auf die ungeschickten Arme legte, da gab es keinen glücklicheren Menschen auf Erden als Robert Leichtfuß.

Wenn der Maler stundenlang neben dem Säugling saß und andachtsvoll zuguckte, wie derselbe gewaschen, genährt und aus- und wieder eingewickelt wurde, wenn er sich seiner jungen Vaterschaft dabei so recht von ganzem Herzen freute, so sagte er sich doch auch, daß seine alte Theorie hier wieder einmal zum besten geholfen habe.

Sein Hausfrieden, sein Eheglück war durch Emmas wachsende Launen immer mehr und mehr in Frage gestellt worden; ein andrer hätte sich wunder wie klug gedünkt, wenn er am Gemüt seiner schöneren Hälfte herumdokterte und sich den Kopf zerbrach, um diesen Uebelständen psychologisch beizukommen und bald dies, bald jenes Mittel zu probieren, ob es nicht die alte Liebe und das alte Behagen wiederherstellen möchte; Robert Leichtfuß hatte Gott einen guten Mann und seine Liebste eine böse Frau sein lassen, hatte derweilen unbeirrt ein Bild ums andre angefangen und fromm auf irgend ein Ereignis gewartet, das, wenn erst die Not am größten und es mit Emma gar nicht mehr zum Aushalten sei, mit einem Schlag alles ins Gleiche bringen und ihn durch die Nacht des Verdrusses blitzschnell ans goldne Licht des Friedens und der Freude führen werde.

Da war das Ereignis! Da war ein kleines, liebes, zullendes Kind und er, der glückliche, leichtsinnige Mensch, war der Vater und Frau Emma war die Mutter, und so mußte dies neue Bindeglied zwischen den beiden Eheleuten alle Gefahr der Entfremdung beseitigen und das alte Band der Liebe und Eintracht fest und immer fester anziehen, bis daß kein Entrinnen mehr möglich und der Friede Zeit ihres Erdewallens gesichert war.

So meinte Robert. Und wenn er sein süßes Ungetüm bestaunte, das nun schon nicht mehr krebsrot war, sondern in

seinem Spitzenhäubchen eine sehr menschliche Gesichtsfarbe und darin zwei große blaue Augen aufwies, wenn er es auf den Knieen wiegte, in die spärlichen blonden Härchen küßte und mit hundert süßen Unnamen rief, da erfüllte ihn neben dem seligen Bewußtsein des Vaters auch die tröstende Hoffnung des Gatten, die Hoffnung: Emma werde ihr Kind lieben, wie er es liebte, mit ganzer Seele, abgöttisch, überglücklich, und so hinge es eigentlich nur von ihrer völligen Genesung ab, daß die Flitterwochen aufs neue beginnen und er, wie er der glücklichste Vater war, auch wieder der glücklichste Gatte sein würde, nach wie vor. Und warum auch nicht? —

Zunächst brauchte nun Frau Emma geraume Zeit, um ihre alte Gesundheit und Frische wiederzugewinnen. Sie kränkelte ziemlich lange und stellte dabei die Geduld des braven Hausarztes auf manche Probe. Dabei war sie über die Maßen nervös und reizbar. Sie bedurfte der größten Schonung und jeder Rücksichtnahme. Ihre Mutter, die jetzt an Stelle der kränkelnden Hausfrau die Zügel des Regiments in die Hände genommen hatte, fand dies nur allzu gerechtfertigt und sorgte dafür, daß ihrer Tochter jede Störung und wo irgend möglich jede und die kleinste Aufregung ferngehalten wurde.

Auch das Wickelkind regte sie des öfteren ziemlich auf. Denn dieses nahm in seiner lallenden Unschuld keine Rücksichten auf die Reizbarkeit der armen Frau Mama und äußerte Schmerz und Verlangen in so ungemilderten Lauten, daß es meist nach kurzem Besuch in die dem Schlafzimmer entferntesten Räume verbannt werden mußte.

Das machte sich Robert zu nutze, der mit Freuden seiner kranken Frau die Sorgen um das gesunde Kind abnahm und sein Lager neben der Ammenstube aufschlug. Wehe der saumseligen Wärterin, die sich etwas am Zeuge flicken ließ! Am Tage stand der Korbwagen mit der Neugeborenen meist neben der Staffelei im Atelier. Und Robert war des Nachts der erste aus dem Bette, wenn Lärm geschlagen wurde. Doch das kam selten vor. Klein-Erna war bald ein artiges und vernünftiges Kind, das feste schlief bis an den grauenden Morgen und den Menschen, die sein warteten, weniger Beschwerden machte, als andre seines Alters.

Frau Leichtfuß fürchtete nichtsdestoweniger solche Störungen viel zu sehr, um ihre Nachtruhe der Gefahr auszusetzen. Sie überließ die Pflege des kleinen Wesens, das sie zur Welt gebracht, getrost und ruhig den Mägden, die sie dafür reichlich bezahlte, und dem Gatten, der sich, nach ihrer und der Meinung

ihrer Mutter, vor eben diesen Mägden etwas lächerlich machte mit seiner Affenliebe.

Allein auch in den seltenen Tagesstunden, da Emma das Bedürfnis äußerte, ihr Kindchen bei sich zu haben, und da dieses schlafend oder doch schweigend neben ihr lag, sah sie das kleine Ding mit so trockenen, kalten, man möchte sagen feindseligen Augen an, daß Robert, wenn er sie beobachtete, alte italienische Erinnerungen ankamen und ihm war, er sollte wie die Abergläubischen dort über den Bergen den zweiten und vierten Finger gegen den bösen Blick ausstrecken, auf daß dieser dem Kinde keinen Schaden bringe.

Freilich war er trotz jener unbehaglichen Wahrnehmung von dem Liebreiz dieses Wunderkindes so fest überzeugt, daß er es nur für eine Frage der Zeit hielt, wann die Mutter gerade so vernarrt in seinen Liebling sein werde, wie er es seit dessen erstem Atemzuge war. Wie schon gesagt, Emma brauchte nur erst wieder ganz gesund und damit wieder für so sanften Eindruck empfänglich zu werden. Aber Emma beeilte sich ganz und gar nicht mit dem Genesen. Und auch nach Monaten, als der biedere kundige Hausarzt dem besorgten Gatten Wort und Handschlag darauf gab, daß er seine Frau Liebste als vollkommen wiederhergestellt betrachten und behandeln dürfe, trat sie aus ihrem brütenden Mißmut nicht heraus, trotzte auf ihre schrecklich angegriffenen Nerven und blickte ihr Kind nicht mit andren Augen an als vordem.

„Es sieht dir ähnlich!“ sagte sie manchmal zu ihrem Gatten, wenn sie es lang' betrachtet und sich ja einmal dazu herbeigelassen hatte, ihm die kurzen weißblonden Ringelchen zu streicheln. Aber in diesem Urteil klang wenig Enthusiasmus, es lautete so verzichtend, ja schier bedauernd, als sollte es heißen: es gehört schon dein! Mir wäre ein schwarzhaariges lieber gewesen!

Robert begriff seine Frau nicht, die solch ein Kind gewöhnlich und nicht anders als andre Kinder fand. Solch ein Kind, das schon jetzt ganz erstaunliche Kunststücke leistete, das bereits den Kopf hochhob aus eigener Kraft, wenn man es auf den Bauch legte, das den Zeigefinger seines Vaters halbestundenlang ganz fest in sein Fäustchen fassen und mit ernster Entschiedenheit in sein Mäulchen stecken konnte! Jeden Tag zeigte dies Kind eine neue erstaunliche Eigenschaft. Und wie es gedieh!

Nein, der Arzt mußte sich doch täuschen: Emma konnte noch nicht ganz genesen sein! Und sie that auch nicht dergleichen.

Auf die Dauer wurde das merkwürdigerweise selbst Frau

Hermione zu toll, die doch sonst für Nervosität merkwürdig viel Verständnis und Nachsicht hatte. Und es riß ihr die Geduld.

Das kam daher, weil Brigitte nun endlich Hochzeit machen und die Schwester dabei nicht entbehren wollte. War diese doch die natürliche Zeugin ihres Glückes und mußte bei der Feier Staat machen neben ihr.

Emma zierte sich wohl noch immer ein Weilchen, aber endlich gab sie doch nach und erklärte sich in Gottes Namen für gesund ... bis auf weiteres. Sie fuhr wieder in den Tiergarten und war für Besuche zu sprechen und ging ein wenig unter Menschen, wenn auch noch immer zurückhaltend und mäßig.

Robert jauchzte auf. Nun werde sich schon alles geben, bei vernünftiger Lebensweise und bei dem herrlichen Frühlingswetter! Wenn er die Augen von der Staffelei abhob, sah er auf das Kind in der Wiege neben ihm oder hinaus in den blauen lichtüberflimmerten lachenden Himmel, und sein altes leichtsinniges Herz war guter Dinge.

Derweilen oben im Atelier sich also Robert ein Märchen seiner Zukunft aus Sonnenstrahlen, Kinderlallen und Pinselstrichen spann und seine Frau drunten im Erdgeschoß in Unzufriedenheit, Neid und Reue stillschweigend zu ganz andern Hoffnungen und Wünschen gedieh, ging man zwischen beiden im ersten Stockwerk laut und geschäftig daran, Brigitten eine Hochzeit auszurüsten, von der man nicht nur im grünen Tiergartenviertel, sondern auch auf den Edelsitzen der Wolkenfels noch lange reden sollte.

Frau Hermione wollte den Leuten einmal zeigen, was vornehm sei und wie man eine Tochter, die Baronin würde, auszusteuern und zu feiern habe. Bei der ältern Emma war dazu freilich keine Gelegenheit gewesen ... leider nein! aber das gute Kind Gitta, das erfüllte die so lang im stillen gehegten Wünsche ihrer fürsorglichen Mama und mußte dafür belohnt werden.

Daß Vater Meyer bei dieser stolzen Gelegenheit tief in seinen eisernen Schrank hineingreifen mußte, verstand sich von selbst. Und weil er oft genug hören mußte, daß sich das von selbst verstand, so wehrte er sich nicht über seine Kräfte. Daß er sein Opfer mit Freuden auf den Altar des Hauses legte, das konnte niemand behaupten.

Er schloß den eisernen Schrank vorsichtig auf und noch vorsichtiger wieder zu, ließ sich mit seiner überlegenen Hälfte nicht in fruchtloses Gespräch ein, sondern trug seine Verstimmung hinunter ins Erdgeschoß zu seiner Lieblingstochter, die noch verstimmter über die Heirat der Schwester war als der

Vater; und da saßen die beiden oft stundenlang beisammen und schütteten ihre schönen Herzen voreinander aus.

Emma war ja immer sein Liebling gewesen, sie verstand ihn, und sie war auch nicht mehr so blind verschossen in ihren Maler, daß sie ihm ein aufrichtiges Wort als Verbrechen gegen die Hausehre angerechnet hätte.

Gegen die Vornehmthuerei seiner Gattin hatte Heribert nichts einzuwenden, so lange sie die ohnehin weit genug gesteckten Grenzen des Hausbudgets nicht überschritt. Er konnte sich ja was erlauben und wollte sein Leben auch breitbehaglich vor den Augen neidischer Mitmenschen genießen. O ja, doch was zu weit ging, war vom Uebel. Für solche Vornehmheit hatte er gar keinen Sinn. Er hatte überhaupt keinen Sinn dafür, wenn er die Wahrheit gerade heraussagen sollte. Sein Sinn war lediglich auf Geld verdienen, viel Geld verdienen gerichtet; alles andre war Firlefanz in seinen Augen. Die Weiber konnten ohne Firlefanz nicht leben; wer wußte das nicht! Und für Geld konnte man sich allerhand Firlefanz anschaffen. Daß er aber nachgerade ganz allein für den Firlefanz verschiedener Familien sorgen sollte, das paßte nicht in seine Rechnung, nicht in seine Ueberzeugung, wenn er es auch dazu hatte.

„Ja, ja, ja, liebes Kind, mir, einem alten Kaufmann, kannst du es nicht übel deuten, wenn ich die Wahrheit bekenne: mit meinen Schwiegersöhnen habe ich kein Glück! Das sind keine produktiven Leute! Der eine, ohne den du nicht leben konntest, schmiert vom Morgen bis Abend kilometerlange Leinwand voll, ohne daß ein Hahn danach kräht, und der andre, daß Gott erbarm! über den deine Schwester und deine Mutter nicht aus dem siebenten Himmel auf die Erde herunterfinden, das ist — sag's ihnen nicht wieder! — ein vollendeter Tagdieb!

„Achtzigtausend Thaler Schulden! Hat man je von einem solchen Esel von Vater gehört, der um solches Geld sich einen solchen Krippenreiter ins Haus kauft! Aber wenn er glaubt, daß er seine adelige Lotterwirtschaft als mein Schwiegersohn fortsetzen könne, da werd' ich ihm zeigen, was 'ne Harke ist."

Und dabei redete sich Heribert Meyer in furchtbare Hitze, just als widerspräche jemand seiner Meinung, obschon die einzige, die ihm zuhörte, bislang kein Wort verlauten ließ.

„Was bildet sich der Krautjunker denn ein? He? ... Was kann er? Nichts! Was ist er? Nichts! Was bringt er meiner Tochter mit? Schulden! Himmelteufeldonnerwetter!"

Heribert Meyer war nie so wild und wütend, als wenn

ihm niemand widersprach und er diejenige, die ihm zu widersprechen gewohnt war, seine liebe Frau, weit weg wußte.

Emma hatte wenig Lust ihm zu widersprechen, allein diesmal ging des Vaters Mißmut doch zu sehr gegen ihre eigenen Gedanken an. Sie war ihrer Mutter Kind und wußte Vornehmheit gar wohl zu schätzen, auch wenn sie Geld kostete. Das Geld war in ihren Augen nur dazu da, um es andern Menschen auffallend und einleuchtend zuvorzuthun. Wie Geld verdient wurde, das war nicht ihre Sorge und kümmerte sie nicht im mindesten. Geld war immer vorhanden gewesen, in Hülle und Fülle, so daß sie sich des Geldes wegen niemalen auch nur einen kleinen Wunsch hätte versagen brauchen. Und über ihren zukünftigen Schwager dachte sie auch anders.

Darum sagte sie, als Heriberts ausströmende Wut sich in überstürzten Lauten eben verschnappt hatte: „Schütte das Kind nicht mit dem Bade aus, lieber Papa! ... Jobst ist Baron, ein richtiger, echter! Kein Talmibaron, wie ihrer einige auch auf der Börse herumlaufen! Und er macht meine Schwester zur Baronin, was sie sich nicht an der Wiege hat vorsingen lassen. Das wiegt etliche kleine Lieutenantsschulden schon auf — in meinen Augen wenigstens, Papa."

„Wie ... wa ...?! Kleine Lieutenantsschulden nennst du das?!" rief Heribert aus, und aus dem blutrot angelaufenen Gesichte schienen die weißen Augäpfel herauszuquellen. „Weißt du, wie viel Klugheit und Glück dazu gehören, um solch eine Summe zu verdienen? Nein, davon hat so ein Spatzenköpfchen keine Ahnung! Aber ich alter Mann, der ich vor etlichen und dreißig Jahren mit fünfzehn Thalern in der Tasche, auf zerrissenen Schuhen nach Berlin gekommen bin, ich kann dir ein Lied davon singen ..."

Nun denn, Heribert sang der Tochter sein Lied vor, und er sang es in keifenden, gellenden Tönen, sang es so lang und so laut, daß er auf einmal selber über seine Stimme erschrak. Und wie er dabei seiner Emma ins Gesicht schaute und diese so ernsthaft entrüstet und so ganz und gar nicht überzeugt sich gegenübersitzen sah, da fiel ihm die Aehnlichkeit ihres Gesichts mit dem der Mutter auf. Das verduzte ihn wider Willen. Er stand auf, sagte nichts weiter, schritt im Zimmer ein paarmal zwischen Thür und Fenster hin und wieder und guckte, verlegen die Hände reibend, nur manchmal seitwärts nach der stummen Tochter hinüber, die, ohne sich zu regen, nach wie vor finster und streitbar vor ihm saß.

„Ich weiß wohl ..." fing er nach einer Weile bedeutend

milderen Tones wieder an ... „jedes Ding hat zwei Seiten, und unsereiner will ja nichts als das Glück seiner Kinder. Ist das mit Geld zu kaufen, mag es hinfahren in Gottes Namen! Es ist dann nicht verworfen. Brigitte schwört darauf, daß der Junker Jobst sie glücklich machen werde. ... Na, dann ist's ja gut, und ich will keinen Pfennig zurückwünschen und noch mehr dazulegen. Der alte Meyer hat's ja, Gott sei Dank! ... Aber hast du nicht auch darauf geschworen, daß der da droben (er deutete mit dem rechten Daumen gegen die Decke des Zimmers, über welcher, freilich in beträchtlicher Höhe, sich Roberts Atelier befand), daß der da droben dich überglücklich machen würde? ... Ueber alle Maßen glücklich?! ... Na, und wie steht's jetzt? ... Die Hand aufs Herz, Emma! Bist du überglücklich?"

Die Stimme schlug dem aufgeregten Mann im Hals um, als sollt' er in Schluchzen ausbrechen. Sprachlos, an seinem Aerger schluckend, blieb er dicht vor seiner Tochter stehen.

Diese hatte das Angesicht tief gegen ihre Kniee geneigt. Sie gab keine Silbe zur Antwort. Sie seufzte nur und sah starr zur Erde.

Der alte Heribert brauchte nicht mehr zur Antwort. Warum sein verhätscheltes Kind sich nicht glücklich fühlte, ob sie nicht unbewußt, wie eine rechte Thörin das Glück, nur weil es eben ihr eigenes war, verbrecherisch mit Füßen von sich stieß, danach fragte er nicht. Ihm war genug, daß die Ehe, die er vordem so gern verhindert hätte, nun wirklich eine unglückliche war, daß sich sohin alle Ahnungen und Voraussagungen verwirklichten, und er nun ein volles Recht zu haben glaubte, den Mann, der ihm von Anfang an nie nach Geschmack gewesen war, zu hassen und zu verlästern.

Mit dem Instinkte, der ihm eigen war, merkte er bald, daß sein Fleisch und Blut sich nicht mehr empörte, wenn er über Robert sich nicht allzu schmeichelhaft ausdrückte. Seine Frau achtete derlei Aeußerungen nicht für vornehm, solange Robert noch zur Familie gehörte und kein offenbarer Skandal Aergernis gab, aber seine Tochter hielt es nicht mehr für geboten, dem Vater solche Erleichterung seines Herzens zu verkümmern.

Und so saßen sie oft in der Dämmerung beisammen und bestärkten sich in der Abneigung gegen den ahnungslosen Mann, der ihnen nichts gethan hatte als Gutes, und der in allen seinen Mußestunden noch immer dem Wahne nachhing, seines Weibes launisches Herz möge an einem dieser nächsten Tage sich liebevoll ihm wieder zuwenden.

Emma schwieg freilich, sowie die Rede auf ihren Gatten kam. Aber sie schwieg so beredt. Heribert wußte, was von diesem Schweigen zu halten war, und ließ seine Zunge erst recht rücksichtslos laufen.

So kam es, daß er sich an seinen eigenen Worten berauschte und sich nach und nach in einen solchen Haß gegen seinen Schwiegersohn hineinredete, daß er ihn bald auch schon im Verkehr mit diesem nicht mehr bemänteln konnte und sich von Emma, die solche unliebsame Begegnungen im Hause denn doch noch peinlich empfand, sanfte Vorstellungen gefallen lassen mußte, wenn sie wieder unter vier Augen in der Schummerstunde beisammen saßen, und der Alte seinen Zorn gegen den einen Schwiegersohn auskramte, weil ihm der andere zuviel Geld kostete.

„Geh mir doch mit deinen Rücksichten, geh mir doch mit deinen Vorwürfen!" sagte er alsdann und preßte wieder die weißen Augäpfel so weit er's vermochte, aus dem roten Kopf. „Du glaubst ja selbst nicht, was du sprichst! Ich laß mir's nicht nehmen, du wärst froh und zufrieden und gesund, wenn du noch einmal zu wählen hättest!"

„Oh, oh! Was fällt dir ein, Vater!" rief Emma gar ehrsam abwehrend, wie es sich schickte. Im stillen jedoch war sie doch erschrocken, daß der Alte so gut in ihrem Herzen zu lesen verstand, was sie selbst sich zu entziffern noch nicht einmal den Mut gehabt hatte.

Heribert aber stand nicht an, ihr zu beweisen, daß er noch viel mehr in ihrem Herzen gelesen hatte, so schwarz es darin auch aussah. Er beliebte sogar manchmal ein wenig zu schwärmen und, um sein Töchterchen aufzuheitern, Schlösser in die leere Luft zu bauen.

„Er kostet mich viel Geld, der Baron Jobst! Weiß Gott! Aber ich sage dir, gleich legt' ich das Doppelte und das Dreifache hier auf den Tisch, wenn ich dich so glücklich wüßte wie Brigitte. Noch glücklicher solltest du sein als Brigitte! Bist du nicht die gescheitere, die schönere, die ältere? Warum sollst du nicht auch die glücklichere sein! Ein sauberes Glück, das deinige! Langeweile und verweinte Augen! Brigitte wird Frau Baronin . . . und du kannst froh sein, wenn sie sich nicht schämt, mit so einer bürgerlichen Frau intim zu verkehren!

„Was sagst du? Ein berühmter Künstler ist dein Mann? . . . Saubere Berühmtheit! Fällt bei allen Preisbewerbungen und Konkurrenzen durch und verkauft von sechs Bildern eins . . . und das schlecht! Was ist Berühmtheit? Wär' er berühmt,

müßten seine Bilder abgehen wie die warmen Semmeln. Berühmtheit, die sich nicht in Bargeld übersetzen läßt, ist Firlefanz!"

Wenn sie auch nicht mit Feuereifer zu entgegnen sich bemüßigt fand, das hielt Emma doch für notwendig, den Vater nicht zu weit gehen zu lassen und ihre Stellung in der Familie und darum auch die des nicht mehr geliebten Gatten zu wahren. Der Ruhm maß denn doch nach einer andern Elle als die Börsenskala. Robert hatte nun einmal keinen Erwerbsinn. Er verdiente, was er brauchte, während Ehren-Jobst in großer Verlegenheit wäre, sollt' er sich mit Arbeit von Kopf oder Händen sein tägliches Brot und Brigittens Sommertoiletten beschaffen. Er hatte erst sein Vermögen angebracht, und nun dies geschehen, sah er sich nach einem andren Vermögen um — hoffentlich nicht zu gleichem Zwecke!

In die Enge getrieben, zuckte Heribert die Achseln und warf schüchtern die Worte hin, die sonst so gar nicht in sein Credo paßten. „Dafür ist er doch ein Kavalier! ..." Und nach einer längeren Pause fügte er dreister hinzu: „Du, Emmichen, hättest auch einen Kavalier haben sollen! Meine Töchter hätten überhaupt nur Kavaliere heiraten sollen! Bei Gott, ich kann mir das Vergnügen vergönnen! Ich kann's, wenn ich auch vor mehr als fünfunddreißig Jahren auf zerrissenen Stiefeln mit nicht ganz fünfzehn Thalern in der Tasche nach Berlin gekommen bin!"

Die Erinnerung an diese historische Thatsache hatte für den nunmehr so gesicherten Heribert immer etwas Rührendes. Und vollends in dieser Stimmung! Ganz Gemütsmensch, blieb er mitten im Zimmer stehen; die Hände tief in die Taschen seines Beinkleids vergraben, die Augen schielend nach der Hängelampe gedreht, ließ er halblaut die schweren Worte fallen: „Weißt Du, Emmerling, wer ein Mann für dich gewesen wäre? ... Der Horst von Wolkenfels! ..."

Frau Leichtfuß erschrak ein wenig, wenn sie sich's auch nicht merken ließ. Der Vater hatte zu gut in dem schwarzen Herzen gelesen; das war unbequem; das war schon unheimlich! Sie hielt's für nötig, sich wieder ein wenig zur Wehre zu setzen mit einem lachenden: „Was hast du für närrische Einfälle, Papa! Schäme dich doch ein wenig!"

Aber sie lachte bei diesem Verweise nicht wie jemand, dem unangenehm ist, das Gespräch weiterzuführen.

Der Alte sah sie verständnisinnig an und sagte überlegen schmunzelnd: „Horst ist genau von so altem Adel wie Jobst; er ist trotzdem viel klüger, nach meinem Geschmack auch der hübschere

von beiden, wie er zweifelsohne der stattlichere ist, und soll zudem ein guter Landwirt sein."

Einmal das Steckenpferd bestiegen, galoppierte Heribert gleich weiter damit ins Blaue. „Ich hätt' euch ein Gut gekauft, ein sehr großes Gut, einen Komplex von zwei Rittergütern! Und da säßest du nun schon darauf eine Baronin Soundso. Ach, du meine Güte!"

Immer mehr und mehr verrannte sich der eigenwillige Geldmensch in diesen Gedanken. Sowie er nach des Tages Aerger und Ermüdung ins Plauderstündchen zu Emma kam, hatte er auch schon sein Steckenpferd aus dem Stall gezogen und tummelte es mit frischem Mut. Er war nicht wenig erbost, wenn ein Besuch im Salon oder Theater oder Gesellschaft ihn hinderten, seinem galligen Gemüte die nun schon gewohnte Erholung angedeihen zu lassen. Robert selber störte ihn dabei am wenigsten, denn seit der Schwiegerpapa es an Rücksicht und Höflichkeit im eigenen Hause fehlen ließ, ging der eine alsbald aus dem Zimmer, wenn der andre eintrat.

Bald war der Alte so weit gediehen, Emma laut vorzudenken, wie und auf welche Weise sie von ihrem Gatten los kommen könnte.

Sie muckte da wohl wie empört auf und mahnte zur Vernunft. Heribert aber fuhr ungestört weiter, nicht anders, als wenn Emma geantwortet hätte: Bitte dich deutlicher zu erklären, wie du dir das denkst!

„Vielleicht . . . wenn man ihm Geld gäbe!" sprach er.

Und Emma versetzte darauf, als ob sie über die ersten Zumutungen in dieser Sache gar nicht empört gewesen wäre: „Er macht sich nichts aus dem Gelde!"

„Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der sich nicht früher oder später aus dem Geld was macht!" erklärte Heribert sicher auf dem Grunde seiner Erfahrungen.

„Du kennst Robby schlecht!" sagte seine Tochter. „Und wär's auch, wie du dir einbildest, er hängt mit Leib' und Seel' an dem Kinde! Davon läßt er um keinen Preis der Welt!"

„Ach, das Kind!" brummte Heribert und kratzte sich lang hinter den Ohren. Er kam aber über das Kind nicht hinaus, wenn er auch jedesmal versicherte, er müsse und werde trotzdem noch Mittel und Wege finden.

Emma lachte ihn jedesmal aus und schalt ihn zum Schluß einen Phantasten. Sie versicherte, daß man eben tragen müsse, was man sich aufgesackt habe, und daß sie das eheliche Pflichtgefühl keinen Augenblick verlassen werde.

Heribert hörte solchen Versicherungen zu, ohne die Redende dabei anzusehen. Die weißen Augäpfel seitwärts nach der Hängelampe hinaufdrehend, sagte er nichts als ein trockenes halblautes: „Dich kenn' ich doch!" und verstockte sich erst recht in seiner fixen Idee.

Wie schon ihre Art einmal war, erreichte der Vater mit solchen Stürmen nichts sicherer, als daß Emma dem verketzerten Gatten bei nächster Gelegenheit wieder etwas freundlicher entgegenkam, als ihre Gewohnheit war. Besonders in Gegenwart des Alten ließ sie es an Vertraulichkeiten gegen Robert nicht fehlen, und sie freute sich sichtlich, wenn solch zuthunliches Wesen den Vater, ob er es auch schon als Heuchelei erkannte, in stille Wut versetzte. Im geheimen aber hatte sein Bohren und Minieren doch die traurige Wirkung, daß Emma den Gedanken an eine Aenderung ihrer Verhältnisse nicht mehr wie eine Unmöglichkeit betrachtete, mit der sich nachdenklich zu beschäftigen der Mühe keinesfalls verlohne.

Gab sie nun derlei bösen Anfechtungen immer mehr und mehr Gehör, so fehlte es doch noch nicht an Augenblicken besonnener Einkehr in sich selbst, nicht an Gewissensbissen, nicht an guten Vorsätzen. Gar so leicht, wie Papa Heribert in seinem Hasse träumte, war der goldene Reif denn doch nicht vom vierten Finger zu streifen. Der alte Mann hatte gut reden und raten und hetzen; er hatte keine gemeinsamen Erinnerungen zu verwinden, er hatte Robby nie geliebt und teilte sich nicht mit ihm in die Liebe eines einzigen eigenen Kindes!

Derlei sentimentale Anwandlungen waren nun zwar bei Emma recht selten; ab und zu aber meldeten sie sich denn doch und verdarben dem gehässigen Meyer das Concept und verschafften Robert einen guten Tag oder eine gute Nacht, manchmal, wenn er sich derartiger angenehmen Ueberraschung am wenigsten versah!

Bei also seltsam wechselnder Stimmung wechselte der Gatte auch sein Verhalten gegen das nervöse kapriziöse Frauchen.

War sie verträglich und zuthunlich, ließ er es an Entgegenkommen nicht fehlen. Er that vielleicht für ein ebenso durch Erziehung verwöhntes wie schon von Natur aus rücksichtsloses Wesen des Guten zu viel. Emma mußte immer etwas entbehren, mußte etwas zu wünschen übrig haben, wenn sie gut thun sollte. Seiner Herzlichkeit war sie immer sicher, sie gab sich daher selten Mühe, solche zu verdienen.

War sie nun unwirsch, verschlossen oder gar boshaft, so ließ Robert sie gewähren, schloß sich am Tag in sein Atelier ein, malte gemütsruhig wie ein Junggeselle, spielte dazwischen mit seinem

Kind und saß des Abends mit lustigen Gesellen auf der Künstlerkneipe.

Ihm sollten Weiberlaunen nicht die Lust am Leben, nicht die Freude am Schaffen verderben! So verschwor er's. Aber der Mensch sollte nichts verschwören. Je nun, Robert war nun einmal gewöhnt, sich von den Dingen und Menschen um ihn herum die Künstlerseele nicht anfechten zu lassen. Einen richtigen Maler brauchte das alles nicht zu kümmern. Ein höherer Wille, den wir nicht beeinflussen können, weder durch Zetern noch durch Fluchen, sorgte nach seiner Meinung ja doch dafür, daß alles Krumme gerad und jedes Hindernis auf seinem Wege beseitigt werden würde. Er nannte diesen Leichtsinn Gottvertrauen und befand sich wohl dabei.

Im Sommer machten Jobst und Brigitte Hochzeit. Es verlief dabei alles nach vorgelegtem Programm. Roberts Maleraugen hatten ihre Freude an all dem Staat und all der Farbe, die bei diesem Feste günstig zum Vorschein kamen. Er selbst hatte, von seiner Schwägerin mehr als je vorher zu Rate gezogen, bei dieser und jener Anordnung sein Gutachten abgegeben, Vorschläge und Zeichnungen gemacht und sah einen guten Teil der zur Geltung gekommenen Einrichtungen, Draperien und Toiletten mit Fug und Recht als sein Werk an. Hermione verschonte ihn nicht mit den zeremoniösen Ausdrücken ihrer Anerkennung und ihres Dankes.

Die Frau wuchs einem jetzt tagtäglich unter den Augen. Und als sie eines ersehnten Morgens wirklich Baroninmutter geworden war, fühlte sie sich noch eins so vornehm, ihre zwinkernden Blicke sahen über die Mehrzahl des Menschengesindels ganz achtlos weg, ihre Mundwinkel senkten sich so tief, daß die Lippen die Form eines kleinen Hufeisens annahmen. Was sie ihr Herz nannte, ging nunmehr im Kreise ihrer adeligen Schwiegerschaft auf.

Die Wolkenfels, und was so stammbäumlich mit ihnen zusammenhing, waren nun zwar durchaus nicht in erdrückender Mehrheit erschienen. Immerhin hatte Horst, der solche Gefälligkeit seinem jüngeren und unklugen Vetter schuldig zu sein glaubte, dafür gesorgt, daß ihrer einige dem glücklichen Bräutigam das Geleite auf dem Kirchgange und den darauffolgenden Festen die rechte Weihe gaben.

War es, daß Horst von Wolkenfels in der Zeit, da er von Berlin fern gewesen, sich wirklich in Gedanken viel mit Emma beschäftigt und, wie das so manchmal geschieht, sich entbehrend in eine Verliebtheit hineingedacht und -gesehnt hatte,

von der er vordem im persönlichen Verkehr mit der hübschen Frau gar nicht so empfindlich angefochten worden; war es, daß der Glanz des üppigen Festes und die auffallende Bevorzugung, welche der Clan Meyer dem Spiritus rector der adligen Sippe angedeihen ließ, seinem angeborenen Uebermut einen gut Teil zulegten: Horst that nunmehr seinen zärtlichen Gefühlen für Emma wenig Zwang an, gebärdete sich bei jeder Gelegenheit als ihr beflissener Kavalier und fragte den Teufel danach, ob jemand von den Gästen ein schiefes Maul zog oder einer seiner Vettern ihm eine Vermahnung zuflüsterte. Nun Vetter Jobst unfehlbar unter die Haube und zu einem schönen Stück Geld gebracht wurde, was sollte Horst seiner Freude darüber vor diesem spießbürgerlichen Narrenpack Fesseln auflegen!

Was that er denn Böses! Die hübsche Schwägerin seines Vetters fand offenbar Gefallen an ihm, und daß ihr ihr eigener Mann gleichgiltig, wenn nicht gar zuwider war, das ließ sich auch mit freien Augen wahrnehmen. Warum sollte er ihr also nicht den Hof machen, wenn es ihm danach ums Herz war!

Robert sah seinerseits die Berechtigung dieser Auffassung durchaus nicht ein. An Emmas Treue zu zweifeln, war ihm nie in den Sinn gekommen. Aber so wenig er im übrigen die Schritte seiner Frau zu gängeln pflegte, so wenig Gefallen fand er an dem tolldreisten Gebaren dieses vordem so verschleierten Hochzeitsgastes. Allein noch eh' er Gelegenheit wahrnehmen konnte, denselben in seine Schranken zu weisen, ein Auftritt, der in die Freude des Festes doch eine arge Verstimmung gebracht hätte, sorgte Emma schon selbst dafür, den ungeberdigen Anbeter zu ernüchtern.

Das war ihre Meinung nicht, sich zum Scherz an ein Herrchen, das die Laune kitzelte, wegzuwerfen, sich zum Zeitvertreib für eine Festwoche mißbrauchen zu lassen. Gerade weil ihr Horst mehr als gebührlich wohlgefiel, gerade weil seinetwegen ihre geheimsten Gedanken verbotene Wege gingen, gerade deshalb hielt sie darauf, auch ihm als ein begehrenswertes unantastbares Gut zu erscheinen. Im herzlichen Groll darüber, daß sie sich zu spät begegnet waren, um einander glücklich zu machen, wahrte sie erst recht geflissentlich ihre Frauenwürde. Zu einem Spiel der Lust und Eitelkeit dünkte sich Emma zu gut; mochte Herr Horst sich das merken! Vielleicht kam ihm über dieser Wahrnehmung dann das Bewußtsein, wieviel auch er an ihr verloren hatte, was nunmehr uneinbringlich war.

In der That wirkte die schroffe Zurechtweisung auf den unternehmenden Freiherrn recht wunderlich. Im Anfang war

es ihm nur zum Lachen. Emmas schwarze Augen redeten ja eine ganz andre und doch nicht minder deutliche Sprache, als Emmas Mund und Geberden; aber nach und nach, da er im Verlauf des Festes sich widerwillig überzeugen mußte, daß es Roberts Frau mit Tugend und Würde bitterer Ernst war, da fand er selber es geziemend, den überkecken Ton abzulegen und wieder jenes trübeblickende, bedeutsam schweigende, weltschmerzliche Gehaben anzunehmen, das ihn bei den Frauen in große Gunst setzte.

Im stillen jedoch überkam ihn allen Ernstes die Ueberzeugung, daß Emma eine Frau ohne Furcht und Tadel sei, und daß es auch für einen so hochwohlgebornen Herrn, wie er sich zu sein dünkte, ein gar annehmbares Geschick gewesen wäre, eine von Heribert Meyers Töchtern sein eigen zu nennen. Das nachdenkliche Wesen, das er in der zweiten Hälfte des Hochzeitsfestes zur Schau trug, war echter als sonst und kam ihm mehr und mehr von Herzen. Auch der Gedanke suchte seine Seele heim: ob sich denn an diesem Schicksal nichts mehr ändern ließe. Ja, wenn die Frau nicht gegen seine Versuchung so fest gepanzert wäre! Daß er sie so fest befunden, ließ den sonst so selbstzufriedenen Herrn befürchten, er habe geringeren Eindruck auf die Frau gemacht, als er geglaubt, und der Verdruß darüber, daß dieser Eindruck kein mächtigerer war, förderte in stiller Ueberlegung zu ernstlich begehrender Liebe, was vordem ihn nur wie ein Traum angeflogen hatte.

Emma war mit sich zufrieden. Nicht so mit Horst; nicht so mit ihrem Schicksal. Sie war es sich schuldig gewesen, den eitlen dreisten Gesellen vornehm und kühl zurückzuweisen. Aber daß sie es sich schuldig war, freute sie keineswegs. Weil sie sich wider Willen das Opfer abgezwungen hatte, dem Manne, der ihr wohlgefiel, streng und schroff zu begegnen, hielt sie sich wieder um so mehr für berechtigt, ihren schwärmerischen bösen Gedanken freien Lauf zu lassen. Für so herben Zwang der Pflicht glaubte sie sich Belohnung schuldig zu sein, wenn auch nur in Hirngespinsten, die nichts bedeuteten für die traurige Wirklichkeit.

Robert Leichtfuß war sehr erfreut, daß die einmalige Mahnung, die er an Emma wegen Horst von Wolkenfels' auffallendem Benehmen gerichtet hatte, von so raschem und entschiedenem Erfolge begleitet war. Mit wohligem Behagen beobachtete er des Hochzeitsgastes wachsende Melancholie. Der schwärmerische Blick, der unterdrückte Seufzer, das entsagende Schweigen, all das und andre Kleinigkeiten im Benehmen des vor kurzem noch so rücksichtslosen, so selbstzufriedenen Eroberers waren dem

beobachtenden Gatten triftige Beweise, daß der Sturm kräftig abgeschlagen und der Uebermut ernsthaft zurückgewiesen worden war.

Alle Achtung vor der kleinen Frau! Und Robert versäumte nicht, nach dem Ballabend — Horst hatte sich Emma zu keinem Tanze genähert und überhaupt keinen Schritt getanzt — der glücklich aufatmende Gatte versäumte nicht, nachdem der Schwarm der Gäste sich verlaufen hatte, dem wackeren Weibchen seine Anerkennung und Freude recht herzlich auszudrücken.

Emma hörte die schönen Worte stumm geneigten Hauptes an, ohne den Redefluß Roberts zu unterbrechen. Ein eigentümliches Lächeln umspielte dabei ihre schmalen Lippen. Man hätte sagen mögen: ein bitteres Lächeln. Aber daran war vielleicht die Hängelampe schuld, die das Gesicht eben nicht günstig beleuchtete.

Dann sah sie plötzlich auf. Ihre Wangen waren sehr blaß — was nach dem lustigen anstrengenden Ball nicht zu verwundern war — und ihre schwarzen Augen hefteten sich fest und ernst an des Gatten Züge. Nichts an ihr bewegte sich, bis sie Roberts Hand ergriff und sie drückte, als wollte sie sagen: es war nur meine Schuldigkeit, und es ist schon gut so! Dann kehrte sie sich rasch ab. Er aber meinte, daß das noch nicht genug sei, und behielt ihre Hand in der seinigen. Dann seufzte sie ein klein wenig und bat ihn, sie allein zu lassen, sie sei sehr müde.

Nach all dem Lärm und Trubel und der Unruhe und Aufregung im Hause war das ja begreiflich. Robert widersprach ihr nicht. Er zog sie nur sanft an sich und wollte sie küssen. Sie aber neigte so rasch das Haupt und drückte die Stirn so flink an seine Brust, daß der Kuß, den er eigentlich ihren Lippen zugedacht hatte, auf ihre Haare glitt.

Emma war einen guten Teil kleiner als ihr Mann. Er blieb geneigten Hauptes stehen und vergrub das Gesicht in das weiche wellige Haar, wie er lange nicht mehr gethan hatte. Sie hob das Angesicht nicht aufwärts. Aber er fühlte ihren Atem über seinem Herzen.

Die hochzeitliche Luft, die seit Tagen das Haus durchwehte, war noch nicht verflogen. Der Duft aus Emmas Haar berauschte seine Sinne. Der weiße Scheitelstrich, der durch die Rabenflöckchen sich schnurgerade über den kleinen Schädel dicht vor seinen Augen hinzog, that's ihm an. Er mußte lächeln, er küßte den Scheitel wiederholt, und er rief sie dabei leise beim Namen.

Sie antwortete nicht, sie hob die Stirne nicht und preßte die Wange nur fester an seine Brust; aber ein kurzer fühlbarer Schauer zuckte über die zierliche Gestalt vom Genick bis in die Füße.

Er schlug den rechten Arm um ihre Schultern und suchte mit der linken Hand nach ihrem Kinn. Er wollt' ihr ins Gesicht sehen.

Sie wand und wehrte sich und vermocht' es lange zu verhindern, daß ihm sein Wille geschah. Endlich aber ward er der packenden haltenden Finger doch Herr, kriegte die immer noch wild Ausbeugende mit der ganzen Hand am Kinn zu fassen, und indem er sich ihr Antlitz gerade zukehrte, bog er ihr zugleich den Oberkörper von den Hüften nach rückwärts, daß der Widerspenstigen der volle Schein aus der Hängelampe auf das Gesicht fiel.

Schneeweiß lag das Angesicht in seinem Arm; die schwarzen Brauen, das schwarze Haar stachen scharf von der glänzenden Haut ab; die Oberlippe bot nur einen schmalen blaßrötlichen Streifen, die Unterlippe verschwand unter den Zähnen der andern, die sie festhielten; die Augen waren absichtlich geschlossen.

Emma wehrte sich nicht mehr, aber sie sah Robert nicht an.

Er küßte sie auf die Augen und auf den Mund wiederholt und stürmisch. Sie ließ es geschehen; aber sie schlug die Wimpern nicht auf.

„Närrchen, mach' doch die Augen auf!"

Emma schüttelte verneinend das Haupt.

„Du hast so schöne Augen," sagte Robert und küßte wiederum die faltenlosen Lieder, welche blaue Aederchen sanft und zierlich durchzogen

„Willst du mich denn nicht sehen!"

Sie verneinte wieder in stummer heftiger Geberde.

„Woran denkst du?"

Sie hielt ihm die Hand vor den Mund, wie wenn sie ihn nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht hören wollte.

Er lachte, sobald er seine Lippen freigemacht, und rief: „Ich soll wohl auch nicht reden?"

Statt der Antwort umschlang sie mit den beiden Armen seinen Hals und riß sein Haupt an ihre Brust, daß ihm selber Hören und Sehen aufs angenehmste verging. Aber der Gedanke durchfuhr sein Hirn: warum ist sie nur heut so wunderlich, und bei all der Wunderlichkeit gerade heut so liebevoll!

Er hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als Emma seinen Hals schon wieder losließ, sich blitzschnell von ihm abwandte, in der nächsten Sekunde sich auf einen Stuhl schwang und mit rasch emporgestreckter Hand den Docht unter die Lampe schraubte, eh' er ihr wehren konnte.

Das letzte, was er sah, war das Aufblinken des Widerscheins am Goldrahmen des „Mädchens mit der Maske", das,

wie immer schalkhaft lächelnd, auf die Vorgänge in Emmas Zimmer herabschaute.

Im nächsten Augenblick war's stockfinster in der Stube. Kein Schimmer von draußen drang durch die herabgelassenen Gardinen. Robert stand einen Augenblick betroffen und zornig. Er meinte nicht anders, als Emma habe ihn durch dies plötzliche Verfinstern verblüffen und ihm, eh' sich sein Blick an die Dunkelheit gewöhnt, entrinnen wollen. Aber es war nicht an dem, wie der Suchende bald merkte. Er haschte sie mit beiden Händen, noch eh' sie vom Stuhl gestiegen war. Und sie wehrte ihm nicht, da er sie auf seinen Armen trug.

Sie wollte ihm nicht entfliehen, sie wollte ihn nur nicht sehen.

Auch Robert sah Emma nicht, die jetzt Kuß um Kuß mit entzückendem Eifer vergalt und sich fest und fester an ihn klammerte.

Ist mir doch, als hätte man mir mein Weib vertauscht! dachte Robert ein ums andre Mal. Emma, die mürrische, launisch gewordene, hatte lang ihn aller Zärtlichkeit entwöhnt. Dieses stürmischen bräutlichen Entzückens hätt' er sie kaum mehr fähig gehalten. Was Wunder, daß er sich im Finstern wie verzaubert vorkam und sich lächelnd fragte: Ist dies Emma? ist dies nicht ein andres Weib?

Er ahnte nicht, daß Emma derweilen einem ganz ähnlichen Gedanken nachhing, ja, daß sie sich geflissentlich an einem Wahn berauschte, der ihren schwärmenden Sinnen die Süßigkeit verbotener Frucht vorzaubern sollte, ohne die Gefahr und Schande verbrecherischer That mit sich zu bringen. Sie belog sich selbst, sie spielte ihrem eigenen Bewußtsein eine Komödie vor, sie wollte Robert in dieser Nacht nicht sehen, um glauben zu können, es wär' ein andrer, der sie küßte. —

Der Ball hatte lange gedauert. Robert und Emma waren kaum eine Stunde allein beisammen, als die erste Dämmerung über die Stadt huschte und auch die Finsternis im Zimmer schon ein ganz klein wenig verfärbte.

Ein Hahn krähte fern im Hof eines Nachbars, eine Uhr schlug im anstoßenden Salon. Emma wand sich aus Roberts Armen, schlug die Hände vors Gesicht, als sollte der grauende Tag sie nicht sehen, und dann lachte sie laut und gellend auf und lachte so eine Weile weiter, als schüttelte sie ein Krampf. Sie hielt sich das Herz, sie bog sich in den Hüften und unter den geschlossenen Lidern rannen von den langen nassen Wimpern die Thränen über beide Wangen herab.

Teilnamsvoll und erschrocken trat Robert zu seiner Frau und wollte sich ihr zärtlich und behilflich erweisen. Sie aber

sprang, noch eh' er sie berühren konnte, auf die Füße und hielt sich an einem zierlichen Möbel aufrecht, das zunächst bei der Hand war, einem Schreibtisch, der, mit allerhand Sächelchen beladen, mehr einem Schau- und Spielkasten glich und zum Federführen kaum Platz ließ. Während sie abwehrend ausrief: „Laß mich! Es ging vorüber! Laß mich allein!" tastete sie mit der Rechten in den Tisch, als suchte sie etwas, und hielt den ersten besten Gegenstand fest, der ihr zwischen die Finger geriet. Es war ein Falzmesser, das in zierlicher Verjüngung die martialische Form eines Yatagans hatte, aber für gewöhnlich keinem unfreundlicheren Zweck diente, als die französischen Romane aufzuschneiden, welche Emma auf ihrer Chaiselongue zu lesen pflegte.

Robert lächelte, wie er die kleine Hand also bewehrt sah und sprach: „Was willst du mit dem Papiermesser?"

Emma, welche dem Gatten noch immer den Rücken zukehrte, merkte selber erst jetzt, was sie in ihrer nervösen Zerstreuung in die Hand bekommen hatte, und warf das Ding verächtlich in den Tisch zurück. Dann seufzte sie wieder tief auf mit einer heftigen Bewegung des Kopfes, als wollte sie so ein Fieber oder auch nur einen Gedanken abschütteln.

„Was du nur hast!" sprach Robert.

Sie antwortete mit matter Stimme: „Geh jetzt und laß mich allein! Ich bitte dich! Ich bin todmüde. Brigitte hat ihre Hochzeitsreise bereits begonnen. Die Feste sind vorbei. Ich kann ausschlafen! Und ich will's. Alles verschlafen!"

Sie bewegte sich, seufzte, schwankte und, ehe Robert ihr beispringen konnte in der kaum noch gelichteten Dunkelheit, war sie wie ein Schatten zwischen Schatten hinter den Falten der Portiere verschwunden.

Robert rief, obwohl er schon allein war, ein herzliches „Gute Nacht!" gegen den stummen Vorhang. Dann stieg er langsam in seine Werkstatt hinauf, wo er, schon ehe sein Töchterchen zur Welt gekommen war, in einem Nebengelasse sich ein Notbett aufgeschlagen hatte.

Er ging mit der tröstlichen Versicherung schlafen, daß nunmehr alle Wirrnis in Emmas Gemüt wieder geebnet und geklärt sei und die zweite schönere Reihe seiner Flitterwochen eben sehr glücklich begonnen habe. Wer hätte das noch gestern sich träumen lassen!

Robert schlief ein wie ein Kind und erwachte wie ein Gott. So schön war ihm die Welt schon lange nicht mehr vorgekommen! Er wollte Emma, die ja beim Scheiden gestern den Vorsatz ausgesprochen hatte, recht lang zu schlafen, nicht zu früh stören. Auf den Zehen schlich er an der Thüre seiner eigenen Wohnung vorbei und schritt dann hastig hinaus in den Tiergarten. Die dichtbelaubten alten Bäume schüttelten ihre hohen Häupter bedenklich über dem Thoren, der aller Hoffnungen voll unter ihnen dahinstürmte.

Es trieb ihn weit hinaus. Endlich aber kamen dem Künstler doch Gewissensbisse darüber, daß er die lichte Tageszeit fern von Staffelei und Palette zubrachte, nachdem die letzte Woche mit all ihren gesellschaftlichen und festlichen Zumutungen ihm ohnehin schon viel zu viel Zeit gekostet hatte.

Eilig trat er den Rückweg an. Aber, eh' er in die Werkstatt sich zurückzog, wollt' er doch seinem Weibchen guten Morgen sagen. Spät genug am Tage war's ja schon, daß sich die Siebenschläferin getrost ernüchtern lassen dürfte. Hätt' er geahnt, wie ernüchtert Emma bereits sich fühlte!

Das Dienstmädchen that sehr besorgt, als er eintrat, und bat ihn leise, aber recht dringend, doch ja nicht bei der gnädigen Frau einzusprechen. Dieselbe leide seit dem ersten Erwachen an entsetzlicher Migräne. Sie könne und wolle niemand sehen und werde schwerlich eine Stunde dieses Tages außer Bett verbringen.

Robert hörte die Krankengeschichte ziemlich verdutzt mit an. Er meinte schon, sich Vorwürfe machen zu müssen, weil er nach dem anstrengenden Feste noch so lange mit seiner Frau geplaudert und gekost hatte. Bis an den grauenden Morgen! Das war lange nicht vorgekommen. . . . Aber ebendeswegen wollt' er es auch nicht bedauern. Warum bedauern, die himmlische Stunde, die ihm sein Weib und sein häusliches Glück zurückgegeben? Nimmermehr! Es war zu schön gewesen! Und ganz eingehüllt in sein seliges Bewußtsein sprang er in sein Atelier hinauf und nahm sich vor, recht fleißig zu sein, wie es für Glückliche sich ziemt, deren Kraft und Kunst die Liebe beflügelt.

Seltsam! Es ward ihm doch schwerer, sich zu sammeln. Die Freude, die Ueberraschung, der Nachgeschmack lang entbehrter Küsse ließen ihn nicht zu der gleichgewichtigen Ruhe kommen, welche der Schaffende braucht, um frei gestaltend über seinem Stoffe zu schweben.

Er strichelte wohl hier und dort am lang begonnenen Werke herum, aber seine Gedanken ließen sich nicht auf den einen Punkt sammeln, um alles andre zu vergessen; sie schwärmten

im Gegenteil recht ungebärdig aus und waren mehr oder weniger bei seinem Weibe, dem herzigen, armen Weibchen, das um seinetwillen litt und eine schlimme Nachfeier dieser Hochzeit aushalten mußte.

„Ach was,“ dacht' er, „es wird wohl auch nicht so schlimm sein! Solch eine Unpäßlichkeit geht vorüber! Wenn Emma nur erst ordentlich geluncht haben wird, dann gibt sich die fatale Geschichte, und dann kann es gar nicht anders kommen als: es klopft ganz leise, wie in vergangenen Tagen, an der Atelierthür, und hereinhüpft auf zierlichen Pantöffelchen, die weiße Faltenschleppe des neckischen Morgenrocks in der Hand ... sein Weib, sein wiedergewonnenes zärtliches Weib!“

Er rannte sein Vorstellungsvermögen ganz fest in diese Hoffnung. Und sowie ein Vogel am Fenster vorüberschoß, oder ein Steinchen übers Dach rieselte, oder der Wind einen Zweig in den Baumwipfeln bewegte, oder sonst etwas im Hause knisterte oder knarrte, flog ihm der Kopf herum, und er sah mit Spannung nach der Thürklinke des Ateliers, festen Glaubens, in der nächsten Minute müßte sie sich bewegen und Emma vor ihm stehen.

Der Arbeit war diese lustige Herzensunruhe durchaus nicht förderſam. Nach einigen fruchtlosen Anläufen, die er guten Glaubens unternahm, steckte er die Pinsel bei und legte die Palette aus der Hand. Er wollte was andres anfassen, vielleicht zeichnen, aquarellieren, entwerfen, er wußt' es selbst nicht — vor allem aber durch irgend eine Thätigkeit die Ungeduld seines aufgeregten Gemütes bändigen und die Zeit vertreiben, die noch hingehen wollte, bis Emma bei ihm erschien. Denn daß sie erscheinen würde, das stand fest, daran zweifelte er aber auch nicht im geringsten.

Er ging von einer Staffelei zur andern, zog alte Mappen aus den Schiebladen und kramte in Zeichnungen, in Skizzen, von denen er schon nicht mehr wußte, daß sie von eigener Hand herrührten.

Was allerhand Zeug ihm schon durch den Kopf gegangen war! Worin überall er sich nicht schon versucht hatte! Im Genrehaften, im Monumentalen, im Porträt, in der Landschaft! ... Pah, nur mit den Landschaften sollte man ihn zufrieden lassen! Und doch das Bildchen, das er da von der Wand nahm, daran es mit dem Gesicht, weiß Gott seit wann schon, lehnte, die Spreelandschaft war nicht das Schlechteste, was er gemacht hatte! Er wischte mit dem Aermel den Staub weg, der reichlich darauf lagerte, und hielt die Malerei gegen das Licht.

Gar nicht übel! Der alte Spitzbube Lefranc würde wohl zur Vollendung gerade dieser Leinwand drängen, um sie wo-

möglich als einen seiner echten Tiburtins zu verkaufen! . . . Die Erinnerung an den abgefeimten Bilderkuppler machte ihn lachen, und er schüttelte das Haupt, selbstbewußt und vergnügt. Wär' mancher froh, wenn er das machen könnte! Er aber, Robby Leichtfuß, er konnte noch Bessres, Höheres! Die große, die monumentale Kunst! Nun gar, das Gefühl im Herzen, mit welchem er heut erwacht war, sucht' er den Weg gerade zu den Sternen; die wunderwirkende Liebe flog ihm pfadweisend voran! Habe Dank, Emma mein!

Er lehnte die kleine Landschaft wieder an und nahm ein und andres Bild, was, rahmenlos gegen die Wand gekehrt, halb oder ganz vollendet feierte, auf, nach einem neuen Gedanken oder einer alten Anregung suchend, die sich heute verwenden ließe.

Was war denn das dort drüben hinter der großen Staffelei, an der er jetzt meist zu arbeiten pflegte? . . . Ein entzwei geplatztes Bild? . . . Wohl eine Leinwand, die gleich im Beginn ihn geärgert hatte und darum jähzornig zerstört worden war? Denn fertige Bilder pflegte er nicht im Jähzorn zu vernichten, sondern späterer Ueberlegung zu empfehlen. Man fand vielleicht immer noch etwas Brauchbares daran.

Seltsam! Dort drüben war doch gestern kein Bild gewesen! Er wußte es genau, denn dort im Winkel hatte ein Tischchen gestanden, das er erst gestern sich anders wohin zurecht gerückt . . .

Mit langen Schritten ging er nun hinüber an die Wand, bückte sich hastig und griff nach dem weißen Holzviereck, dessen Leinwand durch klaffende Risse überquer gespalten war, so daß man an den sich kräuselnd umbiegenden Rändern erkennen konnte, sie sei auf der andern der Wand zugekehrten Seite mit Oelfarben bemalt.

Er wandte das Ding. Die Leinwandfetzen klappten um und einer über seine haltende Hand . . .

War's richtig, was er im Nu gesehen zu haben glaubte? Oder äffte ihn der dümmste Spuk, den je seine Einbildungskraft ihm vorgeschwindelt hatte?

Er schob mit der andern Hand die Fetzen wieder herauf, daß sie notdürftig zusammenpaßten und die grob verletzten Ränder sich annähernd wieder berührten . . .

Der Maler meinte, ein Schlag aus heiterem Himmel fiel auf ihn nieder. . . . Es war sein Lieblingsbild, sein Bräutigamsmeisterstück, „das Mädchen mit der Maske", das von roher, zorniger, frevelnder Hand zerstört, ihm in solchem Zustand und in doch so bezeichnender Weise zurückgegeben worden war.

Robert wußte nicht, wie ihm geschah. Er begriff nicht,

was da vorgegangen war. Er vermochte sich heut und gestern nicht zusammenzureimen. . . . War er verrückt geworden über Nacht? Hatte Emma den Verstand verloren? Einen Augenblick lang glaubte er wirklich, das sei des Rätsels traurige Lösung.

Er mußte sich setzen. Seine Kniee schmerzten ihn. Da saß er, das Bild auf den Knieen, und paßte mit bebenden Fingern immer wieder die widerspenstigen Fetzen zusammen, an deren Rändern sich bereits die trockene Oelfarbe in winzigen Bröckchen ablöste. Es war nur mehr eine Fratze, was da über seinen Knieen lag, eine Verzerrung seiner Phantasie, die ihn medusisch angrinste. Die Zerstörung des lieben Bildes war gründlich und unheilbar.

Es war auch Emma lieb gewesen das Bild! . . . Und nun nicht mehr? . . . War es ihr nun so verhaßt, daß sie mit diesem verfluchten Streich den Liebenden und den Künstler in ihm zugleich tödlich beleidigen, ja daß sie alle die tausend wie das Gewebe dieser Leinwand ineinander verflochtenen Fäden der Neigung und Erinnerung, die ihrer beider Leben in eins verwoben, mit diesem verfluchten Streich entzweischneiden mußte?

Mußte? . . . Konnte? . . . Und nach dieser Nacht?! . . .

Robert nahm seinen Kopf in beide Hände. Er begriff nicht, was um ihn vorging, nicht, was er mit Händen faßte! Nicht, was geschehen war, und nicht, was werden sollte! Emma nicht! Sich nicht! Nichts mehr!

Die Bilder, die Wände, die Staffeleien, alles drehte sich im tollen Kreis um seinen armen Kopf herum. Er mußte ihn fest bei den Haaren halten, daß ihm der Kopf nicht selber wegkreiselte von den Schultern, der arme Kopf, der ihn noch nie im Leben so geschmerzt hatte, wie in diesem Augenblick.

Der Holzrahmen fiel von seinen Knieen zur Erde. Die Fetzen lehnten sich, sachte bebend, mehr und mehr gegeneinander. Robert sah zwischen seinen Händen, seinen Knieen hinab, wo hier ein gespaltenes Auge, dort eine Hand ohne Finger, da die Hälfte einer Halbmaske zu ihm heraufblickten von der fadenausstreckenden Leinwand, und noch immer den Kopf in den Händen pressend, war's ihm, als säh' er zwischen den farbigen Fetzen hindurch in einen tiefen, tiefen, schwarzen, gestaltenverhüllenden Abgrund, darin ein undeutliches Gewirre voll Ekel und Entsetzen brodelte, das er ebensowenig begriff wie die Wirklichkeit.

Auf einmal hörte er, wie ein fallender Tropfen unten auf die Leinwand klatschte und sah den getroffenen Zipfel ein wenig schwanken. Da merkte er, daß seine Hände naß waren und

daß er bitterlich weinte, so bitterlich, wie er seit seinen Knabenjahren nicht mehr geweint hatte.

Er, der leichtfertige Mensch, den sonst nie was im Leben angefochten hatte!

Und jetzt begriff er auf einmal alles!

Er begriff, daß zwischen ihm und Emma alles aus war. Er begriff, daß sie gestern noch einmal aus Laune oder aus Bosheit sich ihm an den Hals geworfen hatte, wenn er auch die Triebfeder jener Laune noch nicht ahnte. Er begriff, wie sie dann ob solchen Selbstvergessens, ob solcher Inkonsequenz, ob solchen Sinnenrausches eine aberwitzige Reue, eine blinde Wut erfaßt habe, die ein Opfer, eine Genugthuung, eine Erklärung forderte, auf daß der arme genarrte Mann, von dem ihr Herz nichts mehr wissen wollte, sich keiner tröstlichen, keiner schmeichelnden Täuschung länger hingebe, auf daß er sich nicht etwa länger einbilde, sie liebe ihn nach wie vor, sie erwidere seine Liebe, sie werde sie jemals erwidern!

Da lag die Erklärung, die Kriegserklärung in ihrer ganzen wilden Brutalität vor seinen Füßen. Er sah's im Geiste vor sich, wie Emma, nachdem er ihr Gemach verlassen, außer sich vor Wut gegen sich selbst, wie gegen ihn, zurückkommt, wie sie mit ihrer schmalen, weißen, zuckenden Hand wieder nach dem Falzmesser auf dem Schreibtisch greift, auf dem jetzt der erste Tagesstrahl die Nippsachen von Glas und Gold und Bronze plötzlich aufblinken läßt, wie ihre umirrenden Augen dann plötzlich vom Lichtblick auf dem goldenen Rahmen an der Wand aufgehalten werden, wie sie mit einem halberstickten Schrei auf das Sofa springt und das blanke Messerchen kreuz und quer durch die Leinwand reißt, daß diese geviertelt auseinanderklafft und das zerstörte Wahrzeichen ihrer Liebe sie zu ihrer Genugthuung angähnt.

Während er in vergnügten Träumereien außer dem Hause lustwandelte, trug sie's dann hinauf in seine Werkstatt, ihm die Werkstatt und das Haus und die Kunst und das Leben und alles zu verleiden, was einen Namen hatte und auf Erden war.

Da lag's und redete deutlicher als Schrift und Worte. Sie hatten nichts mehr miteinander gemein, kein Glück und keine Liebe, nicht einmal mehr die Erinnerungen ihrer Herzen, welche Todfeinde heilig halten könnten, während sie in Fehde wirkten. Sie wollte nichts mehr wissen von dem Manne; sie achtete den Künstler keiner Rücksicht wert. Sie hatte ihn getroffen mitten ins Herz, in den Kern seines Daseins, in die Seele seines Schaffens.

Es war der erste tiefe Schmerz, der in Roberts Leben einschnitt. Der erste Schmerz, den er empfand, der ihn tief ergriff und im Innern zu wandeln begann.

War es nötig gewesen, sich in so häßlicher, so feiger, so barbarischer Weise von ihm loszusagen? Hätte sie den Künstler in ihm nicht schonen können? Hätte es nicht genügt, ihm das Bild zurückzustellen, das er in der seligsten Zeit seines Lebens geschaffen?

Aber er hätte das Bild in Ehren gehalten, an die Wand gehängt und häufig betrachtet. Er hätte der alten Zeit, der alten Liebe, der Emma von damals gedacht. ... Und sie wollte nicht, daß er an sie dächte. Das war klar!

Er hätte was darum gegeben, wenn er hätte glauben können, daß sie in einem Anfall von Wahnsinn, in einer krankhaften Laune so unverantwortlich gehandelt. ...

Aber nein, das war mehr als Laune und andres als Wahnsinn ... das war der Haß. Liebe, die sich in Haß, Haß, der sich für einen Augenblick in Liebe und dann jählings wieder zurückverwandelt hatte und nun in eigenem Frost erstarrte und ihn anglotzte regungslos, erbarmungslos, hoffnungslos.

Ei, könnte sich dieser Haß nicht doch einmal wieder zurückverwandeln in Liebe? ... Robert erschrak bei dem Gedanken, er widerte ihn an, er schüttelte ihn ab. Nein! Nie wieder! Alle Bande zerrissen! Alles aus!

Und doch noch fürder zusammenleben? Unter einem Dache wohnen? Nebeneinander durchs Leben so hergehen?

Nein! — Robert sprang auf. Er wollte Emma sagen, was er über ihr Verfahren, über ihren Charakter, über den Wert einer solchen Ehe dachte. ... Er wollte zu einem Rechtsanwalt, um ihn zu fragen, wie er sich aus solcher Lage als ehrenwerter Mann zu erlösen habe. ... Er wollte vor allem fort! Das war das Wichtigste, das Richtigste, das Einzige, fort von ihr! Fort aus diesem Hause! Nur fort! Auf Nimmerwiedersehen fort!

Er schob, was von dem Mädchen mit der Maske noch übrig war, mit dem Fuß beiseite, sprang auf und griff nach einem Hute.

Er sah sich noch einmal im Atelier um, ob er nicht etwas, das unzweifelhaft sein war, mitzunehmen vergäße. Seine Bilder konnte er später holen lassen. Mochte sie auch diese zerstören, es lag ihm in diesem Augenblick auch an ihnen nichts. Er fühlte Galerien von ungemalten Bildern in seinem Kopf, die nur seines Pinsels harrten, um in die Wirklichkeit hinauszuschreiten. Also schneidet und zerschneidet, was ihr wollt! Ade, und nun hinaus auf Nimmerwiedersehen!

Er eilte der Thüre zu ... da hört' er ein sanftes, respektvolles Klopfen an derselben. Er stutzte, ärgerte sich über die Verzögerung und war entschlossen, jede Störung kurz abzuweisen. Barsch rief er: „Herein!"

Da flog die Thüre sperrangelweit auf, und über der Schwelle sah er zwei ungleiche Gestalten stehen.

Es war die Amme seines Kindes im kurzen, roten, wendischen Faltenrock, mit schneeweißem Busentuch und nackten Armen, die sie tief nach vorne beugte. In den Händen hielt sie die beiden Zipfel eines langen, weichen, weißen Flortuches, daran, über das Brüstchen und durch die beiden Achselhöhlen gehalten, Roberts Töchterchen die ersten, linkischen und doch so gutgemeinten Gehversuche machte.

„Na, zeig einmal deinem Papa, was du kannst! Zeig ihm, wie schön Klein-Erna laufen kann! Zeig ihm, wie man die Zuckerbeinchen setzt! ... Eins ... und zweie! ... So! ... Eins ... und zweie! ..."

Und das Kleinchen schwankte so putzig an seinem Gängelband und reckte die Beinchen so possierlich in die Höhe und stellte das eine Füßchen über die Schwelle, und stellte das andre ins Zimmer und watschelte dann mit lauten Wonneschreien so stolz und selbstbewußt, so drollig und so entzückend auf den staunenden Papa los, daß dieser sich tief in die Kniekehlen bückte, seinen Hut von sich warf und in beiden weit ausgestreckten Armen das winzige taumelnde Menschlein auffing, das zum erstenmal die Tragkraft seiner Knochen prüfte.

Während der Vater seinen Liebling in langer Umarmung auf dem Boden kauernd herzte und küßte, ward die Spreewälderin nicht müde zu reden.

„Ist das nicht eine Leistung für ein elf Monat altes Göhr? Was? ... Na, unser Kind steht eben auch in gutem Futter! Nicht wahr, Herzkäferchen! Und wie sie sich geplagt hat, und wie sie stolz ist! Wir haben eben unser Kunststückchen der guten Mama vorgemacht. Und da mußten wir doch gleich zum lieben Papa herauf, um ihm zu zeigen, was wir können!"

Robert hörte nicht weiter, was die Amme noch schwatzte. In seinen Ohren klangs: Mama, Papa! ... Papa, Mama! Das gehörte so zusammen und die Kinder lallten's hintereinander weg und verwechselten noch eins mit dem andern, wenn sie reden lernten: Pama, Mapa! Papa, Mama! Wird das Kind je lernen, sie zu trennen! Und wenn es die Trennung lernen muß ... das arme Kind!

Robert saß auf dem Estrich seiner Malerwerkstatt zwischen

seinem Malergerät. Der blaue sonnige Himmel lachte durch das breite Fenster in der Decke und durch die offenstehende Balkonthüre herein. Und er hielt sein Kindchen in den Armen, das müde von seinen ersten, ach, so anstrengenden Bestrebungen lachend und juchheiend an seinem Herzen lag.

Konnte er das Kind verlassen? Durfte er es verlassen, das arme Kind, das eine so boshafte, so schlechte Mutter hatte?

Sein Kind! Das einzige Gut, was er noch sein nannte auf dem weiten Erdenrunde! Das einzige Menschenleben, an dem er hing, mit allen Fasern seines liebenden Herzens hing? Sein Glück, sein Stolz und seine Freude! Sein Eins und Alles, wofür zu leben und zu schaffen noch der Mühe wert war!

Er neigte seine Stirne herab auf die blonden Löckchen des Kindes; er küßte es langsam, ja feierlich auf Stirn und Augen und gelobte sich und ihm, er wolle es nie verlassen, wolle es dieser Sippe nicht überlassen, die er verachtete, und die ihn haßte! Komme, was da wolle, sie sollten das Kind nicht Lügen lehren über einen Vater, der ihm fern blieb! Sie sollten ihm das Herzchen nicht stehlen und abwendig machen. Er wollte sein Kind, sein einziges Kind lieben und erziehen, diesen allen zum Trotz, und sich als Vater und Herr darüber behaupten, mochten sie ihn anfallen im Angesicht und im Rücken!

Die alte Elastizität seines Gemüts kam ihm zu Hilfe. Wer so ein Kind hatte, war nicht unglücklich! Wer solch ein Kind hatte, der konnte der Neigung eines launischen Weibes entraten! Wen solch ein Kind liebte, der konnte auf andre häusliche Freuden verzichten! Ja, verzichten auf die Freuden, auf das Haus, auf die Frau ...

Auf die Frau verzichten? ... Ging das an? ... Wär's möglich, das Kind zu behalten und der Frau Valet zu sagen?

Das kam vor. ... War er dazu berechtigt? In seinem Herzen, gewiß! Vor Gott nicht minder! Aber vor der Welt und ihrem geltenden Rechte? ... Schwerlich! Das ging ihm jetzt jählings durch den Sinn.

Wenn er zum Richter und zum Anwalt lief und sagte: Trennt mich von dem argen Weib, aber laßt mir das Kind! er sah's voraus, wie sie ihn als kaum geheuer anstarrten, er hörte voraus, wie sie ihn fragten: Warum?

Warum? Weil ihm sein Schatz nach einer lustigen Ballnacht in etwas bösartigem Katzenjammer ein Bild entzweigeschnitten? ...

Durft' er Richter und Anwalt sagen, was ihm und ihr dies Bild bedeutete? Wollt' er sein süßes Geheimnis preisgeben? ... Er nicht!

Er sah und hörte es, wie sie ihn da auslachten, der Anwalt und der Richter, und wie sie ihn heimschickten mit seiner Klage. Für solch ein gar zu intimes Vergehen gab's keinen Paragraphen. Wer ungezogene Kinder erziehen will, muß ungezogene Weiber zähmen können. Ein Eisenbahnbillet in die weite, weite Welt konnte ihm der Richter freilich nicht absprechen, aber das Kind würde er ihm nun und nimmer zusprechen, wenn er sein Weib böslich verließ — wegen etwas bemalter und dann zerschnittener Leinwand — haha! und noch dazu in einem Hause, wo Leinwand so reichlich und so billig bemalt wurde, wie bei Leichtfußens!

Er gefiel ihm nicht, der Richter, den er im Geiste sah; aber sein Kind gefiel ihm, das er in seinen Armen vor Zärtlichkeit schier erdrückte, so daß es, über den zärtlichen Papa erbost, zu zetern anhub.

„Ei, ei, ei!“ begütigte die Spreewälderin: „wer wird so ungeduldig sein! Freilich wir sind sehr pünktlich, sehr ordentlich, sehr genau! Wir wissen, daß es unsre Zeit zum Spazierengehen ist. Ja, die Stunde hat längst geschlagen. Gelt ja, Ernachen? Komm, komm, komm, machen wir uns auf die Strümpfe-bümpfe! Wägelchen ist schon eingespannt, hoto!“

Robert ließ es geschehen, daß die Amme den süßen Schreihals aus seinem in ihre Arme nahm, wo er sich alsbald beruhigte.

„Wohin gehen Sie denn, Hedwig?“ fragte der Maler, jetzt erst vom Fußboden sich erhebend.

„In den Tiergarten, auf den Spielplatz. Nicht wahr, mein Engel? Wo die vielen Kinderchen im Sande buddeln und schippen und reifenspielen, was Ernachen so gerne sieht. Kußhändchen! Sag Ade, Papachen, ade!“

„Nein, nicht adje!“ rief der glückliche Vater. „Ich gehe mit euch! Kommt!“

Damit stülpte er sich den weggeworfenen Hut auf den Kopf, griff sich ein Skizzenbüchlein, das er bequem in die Tasche stecken konnte, und folgte der Amme, die breitspurig und sorgsam das Kind die schmale Ateliertreppe und dann die große Stiege vom Oberstock in den Hausflur hinabtrug.

Vor der Thüre von Leichtfußens Wohnung stand schon das silberlackierte Weidenwägelchen, darein die Amme das Kind bettete, um dann darüber eine seidengestreifte, spitzenbesetzte Decke zu breiten, die zu beiden Enden des kleinen Schiebgefährtes zierlich herabhängen mußte.

Während Robert noch halb spöttisch die Vornehmthuerei der Wendin betrachtete, die selber wie eine Operettenbäuerin

ausstaffiert war, mit ihrer langflügeligen Haube, ihrem kurzen roten Rock, ihren roten Strümpfen und weißen Puffenärmeln, ging neben ihm die Thüre auf, und Emma, den Kapothut auf dem Haar, den Handschuhknöpfer zwischen Hand und Handschuh, blieb sichtlich betroffen auf der Schwelle stehen. Sie hatte die Begegnung mit ihrem Mann offenbar nicht gesucht; aber sich zurückziehen vor ihm, wollte sie auch nicht, schon der Mägde wegen nicht. So blieb sie denn wie angewurzelt stehen und wartete, was er thun werde. Ein schadenfroher Ausdruck zuckte kaum merklich um Augen und Mundwinkel.

Robert ließ sie nicht lange warten. Der ganze, kaum eben gedämpfte Groll dieses Morgens brodelte bei dem Anblick des Weibes wieder in ihm auf. „Es ist mir lieb, daß ich dich treffe," sprach er. „Bitte, komm für einen Augenblick hinein. Ich habe dir etwas zu sagen." Dann wandt' er sich zu Kind und Amme zurück und hieß sie auf ihn warten.

Emma, die sich vor der Dienerin keiner Zurechtweisung aussetzen wollte, gehorchte ohne Widerrede dem Wunsche des Gatten, so wenig ihr gerade heute der Sinn nach einem Zwiegespräch mit Robert stand.

Im ersten Salon angelangt, wandte sie sich dem Nachfolgenden zu und fragte, nur einmal flüchtig von den Handschuhen aufsehend, mit deren vielen Knöpfen sie noch immer beschäftigt war: „Du wünschest?"

Robert drückte die Fingernägel in seine Handflächen, um den Zorn, der in ihm kochte, nicht übersprudeln zu lassen, und brauchte einige Sekunden, um seiner Stimme Herr zu werden.

„Du hast mir heute meinen ... unsern alten Liebling, das Bild des Mädchens mit der Maske, das ich nach unsrer ersten Begegnung in Paris aus dem Gedächtnis gemalt habe, in Fetzen geschnitten ins Atelier gestellt?"

Emma gab nicht sofort Antwort, entweder weil sie keine Antwort wußte, oder weil ein widerspenstiges Knöpfchen am linken Handgelenk ihr wieder einmal mehr zu denken gab als ihres Gatten Rede.

Erst als das Knöpfchen riß und ihren Unmut so steigerte, daß sie mit dem Fuß aufstampfte, schien sie sich zu besinnen, es stünde jemand vor ihr und fragte sie was.

Sie sah mit dem plötzlichen Augenaufschlag, der ihr eigen war, in ihres Mannes Gesicht. Dasselbe kam ihr erstaunlich vor, etwas unheimlich sogar. Und nicht ohne Unbehagen sagte sie: „Nun ja, das Bild ... was soll's weiter?"

„Ich frage, warum du mir das Bild verdorben hast?"

„Das Bild war mein Eigentum. Du hattest es mir geschenkt,“ entgegnete sie trotzig. „Ich kann mit meinem Eigentume anfangen, was mir beliebt!“

„Und ich frage dich, warum beliebte dir diese Herzensrohheit?“

„Oho!“ rief Emma und wich einen Schritt zurück; aber Robert ging ihr den Schritt nach und wiederholte mit rollenden Augen und bebenden Lippen das Wort „warum“.

Emma war nicht von den feigen Weibern. Sie warf den Kopf ins Genick und sprach: „Weil mich das Bild ärgerte. Und es ärgerte mich, weil es ein Zeuge meiner Narrheit, meiner Schwäche war.“

„Deiner Schwäche? ... Deiner Pflicht!“

„Meiner Pflicht? (Sie lachte hell auf.) Je m'en moque pas mal!“

„Emma!“ rief Robert außer sich.

„Schrei nicht so laut!“ sagte jene, „die Dienstleute merken sonst, daß du mir einen Skandal machst. Was ist auch weiter daran? Ich hab's gethan aus Laune, aus Dummheit, aus Bosheit, wie du willst! Einerlei! ... Du weißt ja, daß ich manchmal wunderliche Launen habe. In solch einem launischen Anfall habe ich mir dich eingebildet, in einem solchen dich geheiratet. Warum nahmst du mich, wenn dir meine Launen greulich waren? ... Ich muß verbraucht werden, wie ich bin. Und ich bin nun einmal nicht anders!“

„Du bist klug und bewußt genug, Emma, um überlegt zu haben, was du mir angethan hast, und wie es auf mich wirken muß. Warum also diese Kränkung und an diesem Tag?“

„Warum und immer warum?“ ... antwortete sie und wiegte sich ungeduldig in den Hüften, ohne ihn anzusehen. Auf einmal wie von einem andern Gedanken oder bloß von der Lust, diesem unleidlichen Gespräch ein Ende zu machen, bewegt, schlug sie die Augen wieder hoch auf und die sorgfältig beschuhte Hand ihm entgegenstreckend, rief sie: „Verzeihe mir!“

Es klang wie ein schlechter Spaß. Robert fand kein Wort der Antwort. Es war still im Salon, so still, daß man durch mehrere Thüren hindurch das Greinen Ernas vernahm, der das Warten im Hausflur gegen Gewohnheit und Gefallen ging.

Ihre Mutter ward es müde, die Hand noch länger ausgestreckt zu halten, die der Beleidigte doch nicht ergriff, und unmutig sich wendend, sagte sie: „Was ist das für ein Unsinn, das Kind in den Flur zu bannen, statt es an die frische Luft zu lassen, das arme Kind.“

„Das arme Kind!“ wiederholte Robert, und mit diesen Worten faßte er sie, aber nicht an den dargereichten Fingern, sondern am Handgelenk und sprach: „Des armen Kindes wegen müssen wir zusammen weiterleben, müssen auch nach dem, was du gedacht und gethan, zusammen weiterleben. . . . Mach mir's nicht unmöglich, Emma! Sonst zerbrech' ich dich mit diesen meinen Händen. Denn von dem Kinde kann ich mich nicht trennen.“

Emma, die ihren schönen Handschuh unter seiner umklammernden Faust gefährdet fühlte und auch sonst diese Unterhaltung nicht geheuer fand, schrie auf. Robert ließ sie fahren und wandte sich zum Gehen. Da stand er Heribert Meyer gegenüber, der wohl schon vorher in der Wohnung gewesen sein und sich nur vor dem Schwiegersohn nicht gern blicken lassen mochte, auf den Schrei seiner Emma jedoch in den Salon gestürzt war.

„Was geht denn hier vor?“ rief der Kommerzienrat so laut und hoch er's vermochte. „Was bilden Sie sich denn ein, Herr Schwiegersohn? Ich glaube gar, Sie mißhandeln mein Kind!“

„Niemand mißhandelt Ihr Kind,“ antwortete Robert, dem keifenden Alten gegenüber ganz gelassen. „Der Mißhandelte in diesem Falle bin nur ich. Sie können sich beruhigen!“

„Ich will und werde mich aber nicht beruhigen, mein Herr!“ entgegnete Heribert außer sich und zögerte nicht, seiner Galle freien Lauf zu lassen und sich in häßlichen Redensarten zu ergehen.

Robert sah sich das schimpfende Herrlein des Genaueren an, das wie ein Hampelmann mit allen Vieren vor ihm zappelte. Er fand es so komisch, daß er trotz des Ingrimms, der ihn noch vor wenigen Minuten so sehr erregt hatte, lachen mußte. Aber was sollten Worte hier noch fruchten! „Gute Unterhaltung miteinander! Ich gehe zu meinem Kinde!“ Das war alles, was er sagte. Lachend ging er zur Thüre hinaus, und während er neben dem Wägelchen, das die Spreewälderin dem Tiergarten zuschob, einherschritt, dachte er, daß er in dieser Stunde mit jenen beiden abgerechnet habe, daß der Traum, mit einer gleichgestimmten Familie einträchtig und gleichberechtigt zu leben, vorüber, und ihm wirklich nichts von diesem Faschingstraum geblieben sei, als sein Kind und seine Kunst.

Es that ihm weh. Denn, ob er es auch selbst empörend und unbegreiflich fand, er liebte sein Weib noch immer. Sein Herz und seine Sinne konnten nicht so rasch vergessen, als sein Verstand und sein Ehrgefühl es verlangten. Es that sehr weh, aber er glaubte, mit jenen beiden fertig zu sein; glaubte, daß

ihm kein Leid, das sie ihm anthun möchten, noch zu Herzen gehen könnte, und glaubte, das Leid, was sie ihm bereits angethan hatten, bald zu verwinden.

Robert und Emma lebten nun zwar unter einem Dach, aber jedes ging seiner Wege, und keines von beiden sah mehr auf die Wege des andern. Der Maler hauste oben unter dem Dach in seiner Werkstatt und schlief auf dem Notbett im Nebengelaß; in seine Wohnung im Erdgeschoß kam er nicht öfter, als er mußte; in die Wohnung seiner Schwiegereltern im ersten Stockwerk kam er gar nicht mehr. Heribert sah, so auffallend als er konnte, an seinem Schwiegersohn vorbei, wenn ihm dieser wider Willen einmal begegnete; Hermione fand Roberts Benehmen, wie es ihr Gatte berichtet hatte, so unvornehm wie möglich, aber zu sagen hatte sie ihm nichts. Er ihr noch weniger. Es waren Menschen, die ihm von Herzen immer fremd geblieben waren. Er merkte es erst jetzt, denn er merkte, sie waren es nicht, die er entbehrte; wohl aber sein Weib, an das er öfter dachte, als ihm lieb war, wenn auch nicht immer mit freundlichen Gedanken.

Sein ganzer Trost, seine Liebe, sein Glück war nunmehr sein Töchterchen. Im Gemüte zu sehr verstört, um den ganzen Tag vor der Staffelei schöpferisch thätig zu sein, war es ihm bald zur liebsten Gewohnheit geworden, das Kind aufzusuchen, wenn man es ins Freie brachte.

Da saß er stundenlang neben den Spielplätzen und guckte zu, wie die kleinen Dinger im Sande gruben und bauten und sich tummelten und sich zankten. Er verglich die andern Kinder mit seiner Erna und fand, daß es ihresgleichen nicht mehr gäbe. Nun war sie schon über ein Jahr alt und konnte schon des Gängelbandes entbehren, wenn sie auf ihren feisten Beinchen hin und her stampfte, immer kecker, immer sicherer, immer drolliger.

Die Spreewälderin war als Kindsfrau bei Erna verblieben. Sie hatte das kleine Wesen liebgewonnen, und da es nicht schwer war, herauszufinden, daß der Vater weit zärtlicher an ihm hing als die Mutter, so war Hedwig, so wenig Gedanken sie sich zu machen liebte, im Innersten auch dem freundlichen Herrn mehr ergeben als der launischen Frau, die sie oft ohne Grund rauh anließ und aus eitel Rechthaberei kränkte, wo sie's doch redlich gut gemeint hatte.

Robert redete nicht viel mit der Wendin, und ließ sich um so geduldiger von ihr erzählen, die nicht müde ward, an ihrer Pflegebefohlenen Geist und Gaben zu entdecken.

Im Tiergarten neben dem spielenden Kinde sitzend, zeichnete er in sein Skizzenbuch Bäume, Gebüsche, Wasserufer und was sonst an landschaftlichen Motiven ihm vor Augen lag. Kinder zu zeichnen, hatte er bald aufgeben müssen, denn Mütter und Wärterinnen pflegten ihn dann zu umringen und zu bitten, auch ja noch dies und jenes Köpfchen aufs Papier zu werfen und es ihnen dann zu schenken. Für Gras und Blätter, totes Holz und stehendes Wasser hatten sie kein Interesse, und als sie merkten, daß er sich nur mit der unbelebten Natur abgab, ließen sie ihn in Ruhe.

Auch Emma schien ihres Daseins zufrieden, solang der Sommer dauerte. Aber der Herbst ließ nicht lange mehr auf sich warten, und mit dem Anfang des Winters kehrten Brigitte und ihr Gatte von ihrem Rittergute zurück in die Hauptstadt. Zu großer Freude der Eltern, zu geringerer Freude der Schwester, die trotz ihrer älteren Würden und Rechte mit einemmal auf den zweiten Platz hinunterrutschte und in den Augen der Baroninmutter einen vornehm verschleierten, aber doch für ihr Verständnis deutlichen Vorwurf las: Warum nicht auch du?!

Ueber diesen stillen Vorwurf der Mutter hätte sich Emma bei den lang ausgeprobten elegischen Gewohnheiten der eitlen Frau leicht hinweggesetzt. Aber Brigitte, die sonst in allen Stücken vor der älteren und klügeren Schwester gelehrige Rücksicht, ja eine gewisse aufblickende Verehrung an den Tag gelegt hatte, war wie ausgewechselt vom Lande zurückgekehrt. War es die Schule ihres Gatten oder der Umgang mit einem Haufen toller Landjunker, denen das schlaue Berliner Kind zu imponieren verstanden hatte, Brigitte war voll von einem schnippischen Hochmut, der sich wie selbstverständlich und vollberechtigt gab, und sie war vom ersten Tag ihrer Rückkehr auf nichts andres bedacht, als ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und der alten Freundschaft — Madame Leichtfuß mit eingeschlossen — den Beweis zu liefern, daß sie in der aristokratischen Welt festen Fuß gefaßt habe, und es die reine und überflüssige Gutmütigkeit sei, wenn sie noch mit irgend jemand aus ihrer früheren bürgerlichen Bekanntschaft verkehrte.

Gern that sie's nicht. Man sah's ihr an. In ihrem Salon war's nicht behaglich, wenigstens nicht für Leute, die sich nicht gleicherweise aufspielen konnten wie Frau von Wolkenfels.

Hermione thronte inmitten dieses Salons mit stiller unnahbarer Vornehmheit, ohne irgend jemand oder irgend etwas zu bemerken, was ihr nicht zu Gefallen stand. Sie redete weniger und leiser als je, aber sie fühlte sich wie neugeboren.

Endlich hatte sie das Leben und den Kreis gefunden, für den sie, der ihr paßte. Sie war mehr in der Wohnung ihrer Tochter als in ihrer eigenen, und beide Wolkenfels hatten keinen Wunsch zu äußern, den sie nicht durch lauten Machtspruch oder heimliches Ränkespiel bei Heribert zu fördern und zu erfüllen wußte.

Emma war im Anfang entschiedenen Willens gewesen, sich recht eng an die Schwester anzuschließen. Sie führte ja in der Verstimmung mit ihrem Gatten kein sehr lustiges Leben und hätte sich ganz gern in diesem Winter durch alle Lustbarkeiten mitschleppen lassen, mit welchen die Neuvermählten sich das Leben in der Großstadt angenehm machten. Allein sie konnte schon nach den ersten Versuchen jene gesellschaftliche Eifersucht nicht beschwichtigen, die zu erregen Brigitte bewußt und unbewußt nicht müde ward.

Es kam zu Szenen zwischen den beiden Schwestern, zu Auseinandersetzungen, zu Verdruß, Schmollen und Versöhnungen, wiederholten Versuchen, miteinander intim zu verkehren und immer neuen Kränkungen eines wunden Ehrgefühls, welches Emma wie eine Krankheit mit sich in all die fremden Salons schleppte, nachdem das Feuer auf dem eigenen Herde nicht mehr ausreichte, zwei still an sich zufriedene Herzen zu erwärmen.

Je kälter die Luft, je lustiger die Saison, je vergnügungssüchtiger Schwager und Schwester wurden, desto unleidlicher fand Emma die Menschen, die Stadt und das Klima; und Vater Heribert, der manchen langen Abend neben ihr unter vier Augen verbrachte — denn gar so wohl, wie er heuchelte, war auch ihm nicht in dem freiherrlichen Hause — Vater Heribert hatte manchmal arge Launen auszustehen und bittere Thränen zu trocknen. Emma begehrte durchaus nach Luftveränderung.

Sein Labsal war dann immer, auf Robert zu fluchen und zu schimpfen, denn dieser Farbenklexer war an allem schuld.

Da erkrankte Klein-Erna, die bis dahin es an Gesundheit und Frische jedem Baby des Berliner Westens zuvorgethan hatte, an Scharlach und Diphtherie und lag in bösem Fieber. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Die Spreewälderin hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Vater, der sein Kind so abgöttisch liebte, von der Gefahr in Kenntnis zu setzen.

Emma hatte Hedwig nicht darum gebeten, aber sie fand es natürlich, und es überraschte sie auch nicht, da sie ihren Mann alsbald trotz der ungewohnten Stunde bei ihr eintreten und mit kurzem Gruß am Bette seines Lieblings Posto fassen sah.

Der Tag verstrich bang und sorgenvoll. Robert schaltete und waltete in der Wohnung, als hätt' er sie nie verlassen, er

gab alle Befehle streng und genau und sorgte dafür, daß was der Arzt angeordnet pünktlich erfüllt werde. Eine Krankenwärterin aus dem Diakonissenhaus stand ihm bald zur Seite.

Mit seiner Frau sprach er wenig, aber das wenige unbefangen. Sie war ja die Mutter und hatte das gleiche Recht auf Angst und Sorge wie er.

Es ward Nacht. Er hieß die Krankenpflegerin nun die ersten Stunden ruhen und ihn dann ablösen, wenn er sie wecken würde. Die Lampe war beiseite gestellt, durch das Zimmer warf nur ein Nachtlicht einen dünnen fahlen Schimmer. Robert saß in einem Stuhl unfern des kleinen Lagers und betrachtete, die Arme über der Brust verschränkt, das unruhige Haupt, dessen goldige Löckchen sich von dem weißen Linnen kaum merklich abhoben.

Emma kam ab und zu auf die Schwelle und sah herein und rief ihren Mann ganz leise an, wie es stünde, und ob er nichts brauchte. Er antwortete mit einem Nicken oder Schütteln des Kopfes und stand zuweilen auf, um den Rachen der kleinen Patientin nach Vorschrift des Arztes vom quälenden Belage zu befreien.

Langsam verrannen die bangen Stunden. Da, Robert glaubte, sie schlief schon, kam Emma auf den Zehen an das Bettchen heran und sah lang und nachdenklich auf ihr Töchterchen. Sie klagte sich an, daß sie in Handreichungen so ungeschickt sei. „Und dann,“ fügte sie hinzu, „offen gestanden, ich habe eine Art Ekel vor jedem Kranken. Ich weiß, es ist schlecht und thöricht, und ich würde es zu überwinden trachten, wenn ich damit etwas helfen würde; aber ich würde mit dem Ekel nicht auch meine Unbeholfenheit ablegen und dem Kranken mehr schaden als nützen.“

„Du kannst dich beruhigen. Die Wärterin ist zuverlässig,“ antwortete Robert, ohne das Gesicht von der schlafenden Erna wegzuwenden.

Seine Frau stand unbeweglich und sah ihn an und sah das Kind an und dann wieder den Mann, der keinen andern Gedanken hatte, welcher nicht Liebe zu dem kleinen Ding da war.

Wenn es jetzt stürbe! Der Gedanke fuhr auf einmal durch Emmas Kopf. Wenn es zerrisse das einzige Band, welches die beiden einander Widerstrebenden noch so fest zusammenhielt, dann wären sie frei! Emma wäre ganz frei und könnte bald danach über ihr Herz und ihre Hand verfügen nach Gutdünken.

Ihr Auge blitzte in der Dunkelheit, und sie stand wie der erbarmungslose Todesengel am Bett ihres eigenen Kindes.

Robert sah auf, er wußte nicht warum. Er faßte seine Frau fest ins Auge. „Sagtest du etwas?“ fragte er. „Mir war so.“

„Nein!“ antwortete Emma betroffen. Dann lächelte sie gezwungen: „Hörst du Gedanken?“

„Nein!“ versetzte Robert und wendete seine Aufmerksamkeit wieder ganz dem Kinde zu.

Aber der Bann des frevelhaften Einfalls war gebrochen. Sie staunte über den verworfenen Gedanken, der sich wie ein beschämter Versucher von ihr entfernte, entgegengesetzten Gefühlen Raum gebend, ehrlicher Besorgnis und mütterlichem Ernst, dessen Anwandlung sie sich mit bewußter Freude hingab. Nach einer Weile kniete sie sachte neben Roberts Stuhl an die Erde, faltete die Hände am Rande der Lagerstatt und schaute die Schlafende an. Es war, als betete sie.

Robert betrachtete sein Weib und fand, daß es jetzt ganz anders als vorhin, daß es sanft und schön aussah. Aber bereits war ein andrer Gedanke in Emmas Nachsinnen erwacht, der die mütterlichen Empfindungen wieder ein wenig dämpfte. Sie gab ihm vorsichtig Worte: „Wenn Erna gesund wird — Gott gebe es! — sollten wir dem harten Berliner Winter nicht entfliehen und mit dem Kinde irgendwohin nach dem Süden gehen, wo es sich leichter erholen wird?“

„Wir?“ fragte Robert unwillkürlich, denn es klang ihm doch zu befremdlich, daß er mit Emma sich einträchtiglich, zufrieden, wie ein Mann mit seiner besseren Hälfte, auf eine Reise machen sollte. Und wiederholt, als fürchtete er falsch verstanden zu haben, fragte er: „Wir?“

„Ja,“ versetzte Emma. „Du willst dich doch nicht von deinem Kinde trennen!“

„Nein!“ antwortete Robert, und dann war wieder alles still um die drei.

Emma hatte sich die Sache rasch, aber genau überlegt. Fort wollte sie von Berlin. Denn dies Berlin, in dem jetzt Brigitte die große Dame spielte und alle Welt von ihrer Superiorität überzeugte, war ihr unleidlich. Der Vater konnte die Stadt und seine Geschäfte nicht verlassen. Robert war ihr Gatte vor der Welt — mochte er dann auch ihr Reisemarschall sein! Er würde sich dem Kinde zu liebe darein fügen, alles Weitere würde sich schon finden. Die Hauptsache war nun, daß Erna gesund und reisefähig wurde! Emma hatte jetzt keinen sehnlicheren Wunsch als diesen.

Sie redete fürs erstemal nicht weiter davon. Aber mit dem echten weiblichen Instinkt erriet sie, daß Robert dem Kinde

zu liebe, und um dessen Genesung zu fördern, sich mit dem Gedanken der Reise schon befreunden werde.

Nur ihrer Besorgnis um Ernas Befinden gab sie oft und mit leidenschaftlicher Ungeduld Ausdruck. Im Uebrigen wartete sie schweigend ab, daß der Widerwille, sich von seinem rekonvaleszenten Kinde zu scheiden, ihren Gatten mehr und mehr zu einem Entschlusse bewegen werde, der ihm vor Ernas Erkrankung undenkbar erschienen wäre.

Mit der Idee, selbdritt mit Emma auszuziehen, machte sich Robert nicht so rasch vertraut, sondern erst nach und nach, da es dem Mädchen besser ging. Solang sein Herzblatt nicht außer Gefahr war, dachte er an nichts als an das Kind, und wie er es vom Tode retten könnte. Weil er aber Emma treulich neben ihm ausharren und sogar ihrem physischen Widerwillen zum Trotz mit Hand anlegen sah, wo er ihrer bedurfte, vergab er ihr viel, wenn auch nicht alles, was sie gegen ihn gesagt und gethan hatte. Die alte, nie ganz ausgerottete Liebe saß ja ohnehin noch, ein Verräter, in seinem Herzen. Dieser Verräter redete ihm ein, daß Emmas Verdienst größer wäre als das seine, weil sie erst einen körperlichen Schauder und die Seelenangst überwinden mußte, um einen Kranken, einen gefährlichen Kranken zu pflegen, während er, der derbere Mann, irgend welchen Ekel nicht niederzukämpfen brauchte und an Gefahr für sich selbst gar nicht dachte. Er setzte alles, was sie that, auf Rechnung ihrer Mutterliebe. Und daß sie das Kind so liebte, that ihm wohl. So hatten sie denn doch wieder ein starkes Gefühl miteinander gemein!

Daß es Mütter geben könnte, die ihre Kinder nicht leidenschaftlich liebten, vermochte sich ein Mensch wie Robert nicht vorzustellen. Daß man Liebe heucheln oder doch in ihren Aeußerungen weit übertreiben und dabei Hintergedanken hegen könnte, die ganz andre Ziele verfolgten, war seiner geraden Natur unverständlich. Seiner bisherigen Erfahrung zum Trotz, hatte er Emma noch lang nicht ausgelernt.

Sie war eben auch ein unberechenbares, willkürliches Wesen, das, um den Teufel einmal bei Lichte zu besehen, sich mit lautem Gelächter in die Hölle gewagt und hinwiderum vor der Himmelsthüre kehrt gemacht hätte, bloß etwa weil der Gesang der Engel gerade nicht im Walzertakt ging.

Sie hatte nur eine sehr kurze Jugend gehabt, eine Glanzzeit der Seele, in der sie für alles Gute und Schöne geschwärmt und ein kostbares und begehrenswertes Wesen hatte sein wollen nur durch ihren inneren Wert. Das war lang vorbei;

ihr Ehrgeiz hatte gewechselt, und ihre wünschenden Gedanken bohrten sich andre Wege, als sie vordem sich hatte träumen lassen.

Daß ihr Mann noch immer in seinen altmodischen Idealen befangen blieb, daß er nach allem, was er in den letzten Zeiten erfahren, noch immer nicht recht zu merken schien, wo sie hinaus-wollte, daß immer wieder ein bißchen Gemütlichkeit genügte, mehr oder weniger sein Herz zu rühren, daß er, neben ihr sitzend in seiner väterlichen oder vielmehr schon mütterlichen Besorgnis um das Kind, die Mutter dieses Kindes nicht denken hörte — das erhob ihn nicht in ihrer Wertschätzung. Sie zuckte die Achseln über ihn und empfand ein gewisses Mitleid mit diesem Gemüts-menschen. Entschieden nein, er war nicht von ihrer Stärke! Geringschätzung stimmt nicht rücksichtsvoll, besonders keine Natur, wie Emma eine war. Für jetzt zog sie wohlweislich die Krallen ein, denn ihr lag vor allem daran, aus Berlin zu kommen.

Sowie Klein-Erna nur einigermaßen wieder wohl war, drang sie auf schleunige Abreise. Da sie ihre Ungeduld mit dem Befinden des Kindes und mit der Sorge um dessen rasche und völlige Genesung begründete, so gab Robert seine Ein-willigung zur Abreise, und da er es nicht übers Herz brachte, seinen kleinen Liebling aus den Augen zu verlieren, da das falsche Weib sein Bitten mit so inniger Betonung vorbrachte, daß man an eine völlige Wandlung seines Innern glauben konnte, so kam Robert auf den Glauben, der Schrecken über die Krankheit Ernas und die Sorgen um deren Genesung hätten Eindruck auf seine Gattin gemacht. Viel Erwägen und Bedenken war nie seine Sache gewesen. Er schnürte sein Bündel und reiste mit Kind und Mutter ab.

Die Aerzte hatten Frau Leichtfuß einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Venedig empfohlen. In der stillen Lagunenstadt würden sich ihre angegriffenen Nerven erholen, in der feuchten Seeluft würden ihre Atmungswerkzeuge, die sie für sehr leidend hielt, gesunden. Auch der kleinen Rekonvaleszentin sollte das weiche milde Klima wohl thun. Robert hatte nichts gegen diese Wahl einzuwenden. Welches Künstlerherz zöge es nicht immer wieder in jene wundersame Märchenstadt! Und überdies war ihm jeder Ort recht, wo er sich seines Kindes völlige Genesung versprechen konnte.

Ueber dem Pflaster des Markusplatzes lag eine dünne Schneeschichte, nicht dicker als ein kleiner Finger, aber es war doch wirklicher, weißer, nasser Schnee, eine Seltenheit, die sich

dort nicht jedes Jahr ereignet. Die Tauben flatterten in unruhigen Scharen her und hin, schrieben dort und da mit trippelnden Füßchen ihre Hieroglyphen in die kühle Decke, schlugen mit den nassen Fittichen um sich und huschten dann in einem Saus unzufrieden wieder empor, um auf den Dächern der Prokuratien ein behaglicheres Unterkommen zu finden. Die erwachsenen Venezianer gebärdeten sich nicht viel anders, als wäre ihre sonst so sonnige Stadt über Nacht an den Nordpol versetzt worden; die Schulkinder dagegen jubelten und scharrten mit roten Händen den Schnee zusammen. Aber er ballte sich nicht und das gehoffte Vergnügen floß ihnen alsbald als trübes Wasser zwischen den Fingern davon. Da machten auch sie verstimmte Gesichter. Die Fremden schauten auch nicht heiter drein. Da, wo der Schnee vom Wind in Ecken und Fugen gejagt, sich etwas massiger ansammelte, wie in den Winkeln zwischen den bunten Säulchen der Markuskirche, in den Ornamenten an den bronzenen Fußgestellen der drei Kirchenmaste, in der Ecke neben dem Eingang zum Dogenpalaste, wo im Relief sich byzantinische Kaiser in die porphyrenen Arme fallen, standen in tiefsinnige Betrachtung verloren, die roten Nasen, die blauen Schleier, die gewürfelten Plaids mit schmelzenden Flocken betupft, die Engländer und Engländerinnen und prägten sich das außerordentliche Phänomen ins Gedächtnis, daß sie in Venedig schneien sahen.

Auch Emma Leichtfuß war wenig erbaut von dieser Ueberraschung. Um solch ein Wetter zu finden, war sie nicht über den Karst und die Adria gefahren. Uebellaunig, wie sie abgereist, war sie angekommen. Italien zeigte bei dieser Temperatur seine verdrießlichen Seiten. Man war aufs Hotel angewiesen, wo man wenigstens der internationalen Erscheinung eines warmen Ofens froh wurde. Aber das ewige Kommen und Gehen in dem vielbesuchten Gasthof, das immer wiederkehrende Chorsingen größerer Liedertafeln vor den Thüren während der Mahlzeiten, die ungewohnte Tageseinteilung, der Mangel an Raum und Komfort und hundert andre Dinge wirkten eher schlimm als bessernd auf ihre angegriffenen Nerven, und sie zweifelte daran, daß sie sich hier eingewöhnen und lange ausdauern werde.

Aber schon am andern Tage schien die Sonne und am dritten nach ihrer Ankunft mieteten Leichtfuß' ein möbliertes Stockwerk in einem der kleineren Palazzi, der als maison meublée für Fremde eingerichtet war, und nur ein wenig weiter hinauf am großen Kanal, nahe beim Ponte Serra lag. Dort konnte sich die kleine Familie bequemer ausbreiten.

Ueber Robert kam es wie ein unverhofftes Gefühl des Behagens. Er stöberte den halben Tag in Kirchen und Palästen, auf Straßen und Plätzen herum und verbrachte die andre Hälfte mit seinem Kind in den giardini pubblici oder in seiner Gondel.

Emma machte zu diesem Treiben anfangs gute Miene, sie ließ sich von ihrem Gatten, der über dem Entzücken seiner Künstlerseele beim Wiedersehen alter Bilder und Häuser sich selbst zu vergessen schien, geduldig bald dorthin, bald dahin schleppen; aber man sah's ihr an, daß sie sich dabei langweilte und ihre gewohnte Berliner Geselligkeit je länger, desto empfindlicher vermißte. Die Theater boten wenig Erfreuliches, immer dieselben oft genug gehörten Opern von Bellini, Verdi oder noch Schlimmeres. Und die Abende daheim im tête à tête mit ihrem zeichnenden Gatten dünkten sie noch weniger ergötzlich. Was ihr nur eingefallen war, in dieser Saison ihre gewohnte Gesellschaft und deren Vergnügungen zu fliehen!

Erna? ... Das Kind hätte sich im Berliner Tiergarten gerade so gut erholt. ... Ihre Nerven? ... Als ob Langeweile, Kunstgenuß und Gondelfahren für das, was ihr fehlte, helfen konnten!

Sie seufzte. Sie wußte, was ihr fehlte. Die Freiheit und eine Freiherrnkrone über dem Monogramm in ihren Taschentüchern, auf ihrem Briefpapier, an ihrem Wagenschlag.

Nun fing Robert noch gar an zu malen! ...

Trotz alle dem befreundete sich Emma merkwürdigerweise nach und nach mit dem venezianischen Leben. Sie machten Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden, ließen sich erst ein wenig, dann immer mehr in das anregende gesellige Treiben ein, und was mehr als alles dazu beitrug, die milde Luft, die Stille, die ruhige vernünftige Lebensweise wirkten kräftigend auf Emmas ganzes Wesen. Sie mußte sich eines Tages wider Willen gestehen, daß ihr trotz aller Langeweile kaum jemals so behaglich in ihrer Haut gewesen war, wie seit den vier oder fünf Wochen, die sie in der Dogenstadt so mißliebig verbrachte.

Auch der Karneval übte seine aufheiternde Wirkung aus. Emma machte gute Figur auf einigen Bällen. Ihr Kreis erweiterte sich, ihr Behagen wuchs. Sie wünschte nur immer dringender, daß jemand aus der Heimat, Vater oder Mutter, oder selbst die Schwester mit ihrem guten Jobst käme, damit sie selbst mehr von der Geselligkeit genießen könnte, als an der Seite ihres Gatten möglich war, welcher derlei Vergnügungen bald überdrüssig wurde und sich endlich nach gewohnter Weise in einer improvisierten Werkstatt einspann, wo er den unteren

Teil des halben Fensters grün verhängt und eine Staffelei davor aufgestellt hatte.

Es war aber nicht bloß die Arbeitslust und die Scheu vor geselligen Festen, welche Robert mehr und mehr zurückhielt, dem Vergnügungstriebe seiner Gattin tagtäglich zu Diensten zu stehen: er konnte sich, so sehr er dagegen sich sträubte, der Wahrnehmung nicht entziehen, daß es mit seiner Gesundheit nicht ganz nach Wunsch bestellt war.

Je besser sich Emma in Venedig akklimatisierte, je wohler der jungen Frau hier wurde, desto unbehaglicher empfand sich Robert. War's, daß er sich während Ernas Krankheit zu viel zugemutet hatte, war's, daß die aufregenden Erfahrungen, die sein Familienglück untergraben und die Liebe zu seinem Weibe vergiftet hatten, sich nachgerade auch in Rückschlägen auf seinen Körper fühlbar machten; war's das italienische Klima, dessen er sich lang entwöhnt hatte, und das ihm nun schlecht bekam, oder war es, was das wahrscheinlichste, ein Zusammenwirken dieser drei Ursachen auf die sonst so widerstandskräftige Maschine und den sonst so leichtfertigen Geist, der diese bewegte: Robert fühlte sich unbehaglich, fühlte sich ungesund.

Es wird mich nicht umwerfen, meinte er. Er war nicht gewohnt, krank zu sein, und dachte sich auch diesmal solchen Anwandlungen nicht zu ergeben. Er schleppte sich gewaltsam von Akademieen zu Kirchen, von Kirchen zu Palästen, und als ihm das denn doch durch wachsendes Unbehagen verleidet wurde, ließ er sich wenigstens nicht ausreden, in den Mittagsstunden neben seinem Kind in den öffentlichen Gärten zu sitzen und abends seine Frau auf den Markusplatz zu begleiten, wo die Militärbanden Musik machten und unter den Arkaden das bunte Gewimmel von Menschen aller Art, aller Stände, aller Nationen sich herumtrieb.

Emma, die allmählich sich mit diesen und jenen Familien befreundet hatte und Tags über von ihnen viel in Anspruch genommen wurde, war mit diesem Ritterdienst ihres Gatten zufrieden; sie hatte das Köpfchen voll Toilettenfragen, Ballprojekten und ähnlichen Scherzen, die ihr so viel zu denken gaben, daß sie gar nicht zu bemerken Zeit fand, ob etwa das Aussehen ihres Robby sich verschlechtert und sein Verhalten sich verändert habe.

Hedwig, die Spreewälderin, die sie mitgenommen hatten, weil das Kind bei ihr gedieh und an das Biederweib gewöhnt war, hielt es zwar einmal für geboten, die Frau darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr so elend aussähe und nun auf der Bank im Garten immer zusammengeknickt und kurz-

atmig dasäße, wie es sonst gar nie seine Art gewesen wäre. Aber Emma lachte die Kindsmagd aus: was sie sich nicht einbilde, der Herr brüte wohl über einem neuen Bilde, über einem Entwurf zu einem Konkurrenzprojekte oder sonst einem brotlosen Kunststück; das mache ihn nachdenklich und einsilbig; und Nachdenken über schwere Probleme verderbe wohl auch ein wenig die Frische der Gesichtsfarbe und der Augen. Das habe nichts zu bedeuten. Und sie flatterte die Treppe hinunter ans Wasser, wo ihr Gondolier, der immer große Augen machte, wenn sie, zierlich die Füßchen setzend, in sein Gefährt hüpfte, sie mit den schmachtenden Blicken eines lyrischen Tenors erwartete und dann flink vom Ufer stieß.

Desselben Tages machten ihr Briefe, die aus Deutschland kamen, ganz besondres Vergnügen. Sie trällerte wie ein Frühlingsvogel in den hochgewölbten Zimmern des alten Palastes herum, ohne ihrer glücklichen Stimmung Worte zu geben.

Erst am Abend auf dem Markusplatze sagte sie, am Arm des Gatten hängend, der langsam und wortkarg sich durch die Menge nach dem Café Specchi schob: „Denk dir, Papa hofft in einer oder zwei Wochen sich von Geschäften frei machen zu können und hegt die Absicht, uns zu besuchen! Wie mich das freut!“

Robert hatte nichts darauf zu antworten. Das Sprechen war ihm heute mühsamer als sonst, und dazu empfand er bei dem jubelnden Klang der wenigen Worte, welche seine Frau in die Nachtluft rief, ein mißtrauisches Gefühl, das sonst nicht zu seinen Gewohnheiten paßte.

Es lag wohl an seinem krankhaften Zustande, sagte er zu sich selbst, aber er ward es trotzdem nicht los, und er hatte die deutliche Empfindung, als ob ihm Emma den besten Grund ihrer Freude verschwiege und daß des Vaters Kommen allein sie nicht so zwitschern machte vor Lust, wie es eben geklungen hatte.

„Laß uns niedersitzen. Mir wird das Gehen schwer!“ war alles, was er erwiderte.

„Fühlst du dich unwohl?“ fragte die Frau und wieder mit einer Hast und Erregung, die mit der geringen Aufmerksamkeit, die sie seit Monaten für ihn an den Tag legte, nicht stimmte.

Robert schüttelte den Kopf und antwortete: „Es hat nichts zu bedeuten. Ein Schnupfen wahrscheinlich, der mir in den Gliedern steckt. Weiter nichts! Sorge dich nicht!“

„Um so besser!“ versetzte Emma rasch und blickte mit strahlenden Augen vor sich hin, ohne einen Gegenstand fest zu betrachten,

als träume sie von lustigen Tagen der Zukunft, die sie im Geiste schon vor sich sah.

Robert wunderte sich noch ein Weilchen über ihr Gebaren, dann nahm er ein deutsches Zeitungsblatt und versuchte zu lesen, während die Fußgänger an ihm vorüberrauschten und von der Mitte des Platzes die Militärmusik eine Verdische Ouvertüre zu schmettern begann.

So saßen sie auch einige Tage später im Februar in einer Vollmondnacht, die sich schon frühlingshaft anfühlte, beim Schall der Posaunen und Pauken unter den Bogen der Prokuratien, als Emma, wie aufs ehrlichste betroffen, ausrief: „Alle guten Geister! Sind Sie hier in Venedig! Das nenn' ich eine schöne Ueberraschung! Willkommen! Willkommen!"

Robert, dem vor Müdigkeit die Augen unmerklich hinter seinem Zeitungsblatte zugefallen waren, hob jäh den Kopf wie ein aus dem Schlaf Geschreckter und sah nun zu seinem bittern Erstaunen den Freiherrn Horst von Wolkenfels im Reiseanzug vor seinem Tischchen stehen, den Hut in der rechten Hand, das linke Ende seines schwarzen Schnurrbartes in der andern, die Stiefelhacken höflich aneinanderschlagend und sich dann tief vor ihm verbeugend. Uebermut und Unternehmungslust blitzten aus des Junkers schönen Augen.

Robert erwiderte den Gruß und bat den Herrn an seinen Tisch und fragte was so der Brauch, wenn zwei Landsleute sich unerwartet an fremdem Orte begegnen.

Die langsame Art zu sprechen, das ganz und gar veränderte Aussehen des Malers, die unbeholfene Müdigkeit seiner Bewegungen und besonders die seltsam glänzenden Augen überraschten Horst. Emma, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, Emma, die ihn voll Neugier, Mutwillen und Erwartung beobachtete, merkte, daß in ihrem Anbeter etwas vorging bei Betrachtung ihres Mannes. Und wie um ihrer Befangenheit Luft zu machen und ihn wieder auf andre Gedanken zu bringen, fing sie hastig an, zu plaudern und zu fragen, daß ein Wort das andre überstürzte. Auch wie lang er in Venedig zu bleiben gedenke, fragte sie den Freiherrn.

Horst schien ihre Reden zu überhören. Er beugte sich näher zu Robert und erkundigte sich: „Fühlen Sie sich nicht wohl, Herr Leichtfuß?"

„Je nun, es muß schon gut sein!" antwortete dieser.

„Vielleicht bekommt Ihnen die Nachtluft nicht," versetzte jener. „Haben Sie einen Arzt befragt?"

„Einen Arzt? Für mich? In meinem Leben noch nicht!"

„O mein Mann hat eine eiserne Gesundheit!“ hielt Emma für gut hinzuzufügen. „Er arbeitet nur eben etwas angestrengt, und das gibt ihm diese Zimmerfarbe. Es hat nichts weiter zu sagen.“

Robert sah die Sprechende mit einem seltsamen Blick an. Horst schwieg. Man hörte die Blechinstrumente in ihrer vollen Macht von der Mitte des Platzes herüberschmettern.

Nachdem das Stück zu Ende gespielt war, nahm wieder Emma das Wort. „Wir finden es hier in Venedig wunderschön, Herr von Wolkenfels. Sie sollten sich gleichfalls zu längerem Aufenthalt entschließen.“

„Ich gestehe, es war das eigentlich meine Absicht!“ erwiderte Horst langsam, als formulierte er sich selbst erst beim Sprechen einen Gedanken, der in diesem Augenblick in ihm entstand. „Aber —“

„Kein Aber! . . . Sie führen Ihre Absicht eben aus!“ rief Emma und lachte dazu.

„Nicht doch, gnädige Frau! Es geht nicht! Veränderte Dispositionen meiner Freunde . . . allerhand Verbindlichkeiten . . . daheim . . . die Absicht, in Rom Bekannte zu treffen . . .“ Der Freiherr schien denn doch dem jungen Gedanken die rechten Worte nicht geben zu können. Er geriet über seine Ungeschicklichkeit in Verlegenheit, und, darüber ungeduldig, schloß er hastig und bestimmt: „Enfin, es geht nicht; ich bin gezwungen, schon morgen diese schöne Stadt wieder zu verlassen.“

„Ach was!“ rief Emma und sah ihn mit redenden Augen vorwurfsvoll an, als wollte sie sagen: Warum quälst du mich oder warum lügst du so?

Horst log aber nicht.

Wohl war er mit der kecken Absicht auf die Reise gegangen, der spröden schönen Frau, die in Venedig müßig ging, die Zeit zu vertreiben, gält' es dabei auch ihrem kunstverbissenen Eheherrn eine Nase zu drehen, so lang wie der Kampanile hier nebenan. Horst hatte verdammt wenig Respekt vor Ehemännern im allgemeinen und keine Neigung für Robert Leichtfuß insbesondre. Er war ein wilder rücksichtsloser Lebemann, der sich um die Hörner, die er andern aufsetzte, nicht die geringsten Skrupel zu machen pflegte. Zudem war er in Emma verliebt, und hatte sich im stillen versprochen, ihr für den großen Korb, den er während der Hochzeitsfeier seines Vetters von ihr erhalten, einen Streich zu spielen. Aber seit er Robert wiedergesehen, war das alles anders.

So war der Freiherr Horst nicht geartet, daß er einen

kranken Mann betrog und Hörner auf eine Stirn setzte, die das Fieber in Schweiß badete. Wehrlosen Mann schlägt man nicht. Das wäre ihm als Feigheit erschienen. Der Frau, die einen Kranken pflegen soll, sagt man keine verliebten Possen ins Ohr. Damit war für ihn die Sache entschieden, sein Abenteuer mißglückt und seine Abreise beschlossen.

Emma sagte, was ihr in den Sinn kam, um diesen Entschluß, an dessen Ernst sie schlechterdings nicht glauben wollte, lächerlich zu machen.

Robert, der den Feind in Horst erkannte, von dessen vornehmer Anwandlung aber nichts ahnte, glaubte, daß jener seiner Frau zu liebe hierhergekommen sei; an seine baldige Abreise glaubte auch er nicht. Der Zorn hatte trotz der Krankheit, die er fühlte, noch Macht über ihn, und sein Wille zwang den widerstrebenden Körper. Er dachte: sie sollen ihrer Lust nicht froh werden, die beiden, und der Schwäche nicht froh werden, die mich anfiel.

Er raffte sich auf und schritt mit Horst und Emma den Markusplatz entlang und verbrachte den Rest des Abends im Speisesaal des Hotels Barbesi, wo Baron Wolkenfels Wohnung genommen hatte.

Sein Blick war glänzend und unstät, seine Rede überlaut und atemlos, die Bewegung seiner Hände hastig und zitternd; aber der Entschluß, sich aufrecht zu halten und den Frevlern das Spiel zu verderben, stand fest in ihm.

Emma schien von alle dem nichts zu merken, sie lachte jedesmal, wenn auf Horsts Abreise die Rede kam, und während die Gondel die beiden Gatten heimwärts brachte, kramte sie vor Robert allerhand gesellschaftliche Projekte aus, wie sie diesem Landsmann das Leben in Venedig angenehm machen wollten.

Horst kam am andern Mittag, wie er geladen war, zum Frühstück zu Leichtfuß. Robert war ein aufmerksamer Wirt und plauderte und beobachtete, obwohl ihm das Blut in den Schläfen hämmerte, ein wachsender Druck wie ein eiserner Reif den Schädel umspannte und eine Schwäche in allen Gliedmaßen ihn jeden nächsten Augenblick auf den Teppich seines Zimmers der Länge lang hinzuwerfen drohte.

Er sah, wie jene heimlich miteinander zischelten. Er hörte nicht, was sie sagten.

„Sehen Sie denn nicht, daß Ihr Mann sehr krank ist?"

„Er denkt nicht daran."

„Das Fieber schüttelt ihn ja. Seien Sie nicht leichtfertig. Sie sind in Italien. Rufen Sie einen Arzt."

„Er will ja keinen haben.“

„Es ist Ihre Pflicht, einen zu rufen, auch gegen seinen Willen.“

„Stille! Er achtet auf uns. Ich werd' es thun, weil sie es wollen. Aber Sie können glauben, er ist oft so. Es bedeutet nichts. Sie bleiben doch hier?“

„Nein! Ich reise in zwei Stunden. Mein Koffer liegt gepackt in der Gondel, die vor Ihrer Hausthür auf mich wartet ...“

So war es. Nachdem unter etwas gezwungenen Gesprächen der drei Tischgenossen, von denen keiner dem andern traute, das Frühstück langsam sein Ende erreicht hatte, nahm Horst Urlaub von der Frau des Hauses. Diese glaubte noch immer nicht an den Ernst seines Vorsatzes. Auch Robert, der sich nur mehr mit größter Mühe aufrecht hielt, drückte gelinden Zweifel aus.

Da Horst aber auf seiner Aeußerung bestand und die Zeit zur Abreise drängte, schlug der Maler vor, seinen Gast nach dem Bahnhof zu begleiten.

Mehr als einmal meinte Robert, während er die Treppe hinabstieg, er solle sich auf die Stufen werfen und da liegen bleiben, werde was wolle. Während die Gondel über den Kanal glitt, verging ihm des öfteren Hören und Sehen. Er aber wollte nicht krank sein, jetzt nicht!

Sie stiegen aus. Wie er in die Bahnhofshalle gekommen, wußte er nicht. Er sah, wie Horst den Arm lang aus dem Koupeefenster streckte, er fühlte, wie dieser seine Hand heftig preßte, und hörte, wie er dazu sagte: „Ich bitte Sie, Herr Leichtfuß, schonen Sie sich, pflegen Sie sich und machen Sie mit dem verfluchten heimtückischen italienischen Klima keine Scherze. Jedem taugt die Luft über den Lagunen nicht.“

„Mir taugt sie. Aber ich danke herzlich für Ihre Teilnahme,“ sagte Robert und verzog zu einem bittern Lächeln seine Lippen. Da hörte er den langgezogenen Pfiff der Lokomotive, der ihm wie nie zuvor durch Mark und Bein ging, und fühlte, wie die Hand des seltsamen Samariters aus der seinigen gezogen wurde, obwohl er sie eben noch fest zu halten vermeinte. Der Zug rasselte die lange Halle hinaus.

Es war Robert auf einmal, als wankten alle Waggons durcheinander und winkte man mit hunderttausend weißen Taschentüchern aus den Fenstern. Alles drehte sich mit ihm im Kreise. Er taumelte hinterwärts und fiel mit dem Rücken an die Wand, wo er hilflos hängen blieb und mit weit aufgerissenen Augen vor sich hinstarrte.

Seine Kraft war nach der übermenschlichen Anstrengung erschöpft, erschöpft bis auf den letzten Tropfen, den der strenge Wille aus seinem zuckenden Herzen gepumpt hatte. Er fühlte, daß er schwerkrank und hilflos sei wie ein kleines Kind. Aber der Feind war fort!

Das war sein Gedanke, der ihm selbst den elenden Zustand, welchem er sich verfallen fühlte, nicht ganz erbärmlich erscheinen ließ.

„Was hast du?“ rief jetzt Emma, die sich endlich nach Robert umsah, nachdem sie, bis der letzte Wagen verschwunden war, ihr Battisttüchlein im Winde hatte flattern lassen und nun nicht wenig erstaunt war, ihren Gatten nicht mehr dicht an ihrer Seite, sondern etliche Schritte weit weg an der Wand lehnend zu finden, bleich wie diese und ohnmächtig sich aufzuraffen. „Bist du wirklich krank?“

„Es scheint so. ... Und kränker, als es scheint. ... Ich komm' nicht vom Fleck. ... Rufe den Gondolier, daß er mich wegträgt. ... Es wird ihm schon einer oder der andre helfen.“

Emma lief hinaus, und es geschah, wie Robert verlangte. Sie legten ihn in das schwarze sargartige Häuschen der Gondel und fuhren ihn zurück nach seiner Wohnung. Es schien ihm eine endlose Fahrt.

Emma saß neben ihm und fragte ihn dies und das.

Sie merkte kaum, daß er nicht antwortete. Ihre Gedanken waren nicht bei ihm.

In der Nacht war es Robert, er hätte die Krankheit als eine dunkle massige Gewalt personifiziert bald neben, bald unter, bald über sich, und er ringe mit ihr aus allen Kräften, daß ihm vor Anstrengung die Luft versagte und der Schweiß aus allen Poren flösse. Zwanzigmal glaubt' er sie, wie schon am Tage, abgeschüttelt, gebändigt, erwürgt zu haben. Aber gleich darauf entwälzte sich das hundertarmige Scheusal seiner Kraft und schlug ihn in den Nacken und drosselte ihn am Halse und warf sich mit Zentnergewichten auf seinen Kopf, auf seine Brust, auf seine Beine, daß er meinte, nun wär's ganz aus mit ihm und er trüge solche Last keine Sekunde länger. Aus und tot! Aber im nächsten Augenblick schnellte die elastische Willenskraft den dunklen Koloß doch wieder an die Decke, und Robert glaubte aus dem Bett zu springen und heiler Haut gerade noch zu entrinnen. Aber nein, der Unhold fing ihn schon wieder ein, bald bei einem Bein, bald bei den Haaren, und zerrte ihn zurück ins Bett und warf sich mit zehn Pferdekräften über ihn und hielt den Röchelnden fest mit fünfzig von

seinen Armen und that ihm mit den andern fünfzig allen Schabernack, Spott und Schmerz an, dessen er sich in seiner geknebelten Ohnmacht nicht erwehren konnte.

Ja, mit dem Wehren und Erwehren war's vorbei! Er hatte alle Kraft ausgegeben am Tage. Er wußte gar nicht, wo er all die Kraft hergenommen, die er ausgegeben hatte. Denn es war eine so fürchterliche Anstrengung gewesen, deren er sich noch nachträglich mit Schaudern erinnerte. Dafür war er nun ganz ausgeleert und ausgehöhlt, und da lag er hilflos, atemlos, hoffnungslos unter der höhnischen Gewalt, die mit aller Grausamkeit riesiger Ueberlegenheit ihn mißhandelte und nicht mehr aufkommen ließ.

Als es Tag wurde, wich das Scheusal nicht, es machte sich nur unsichtbar vor den Menschen. Robert aber fühlte, wie es ihn an allen Gliedern festhielt. Kein Gedanke mehr an Widerstreben. Heute war nicht gestern. Die Anspannung aller Kräfte hatte sich gerächt. Er hätte nie zuvor für möglich gehalten, daß man so zu Schanden werden könnte, so hinfällig, und so preisgegeben jeder fremden Willkür. Wie tapfer er sich gesträubt, er war doch erlegen. Immer wieder dachte er den einen Gedanken: ich bin schwächer als ein ganz kleines Kind, und ein jeder kann mit mir anfangen, was ihm beliebt.

Fahlen Lichtes schaute der Morgen durch die hohen Spitzbogenfenster. Langsam mühte sich der Blick des Kranken die vier Wände seines Gemaches hinauf und hinab und wieder zum Fenster zurück. Wo war er denn eigentlich? Er mußte sich besinnen ... richtig in Venedig! Was er jetzt in der Stille der ersten Frühe sachte rauschen zu hören vermeinte, war die Lagune, die trägen Schlags gegen die Ufersteine vor seinem Hause anwallte, wenn einer der langen Kähne sie durchschnitt.

Es war ein ekelhaftes Wasser die Lagune, trüb und stinkend und grau, wenn sie des Südens lügenhafte Sonne nicht färbte und vergoldete. Es muß ein scheußlich Ende sein, in dieser vielbesungenen Lagune zu versinken.

Und damit fiel ihn ein klägliches Heimweh an und eine klägliche Angst vor dem Kranksein in der Fremde, vor dem Sterben in der Fremde.

„Wirst du nicht aufstehen, Robby?“ fragte Emma, die auf einmal neben seinem Lager stand. Er hatte sie nicht eintreten hören und sah sie erst, als sie mit überraschten Blicken ihn betrachtete.

„Ich kann nicht!“ sprach er leise. Auch das Sprechen that ihm weh und ging über sein Vermögen.

„Wirklich nicht?“ sagte die Frau und sah ihn noch schärfer und staunender an als zuvor.

Sie hatte gestern noch nicht an ein ernstes Unwohlsein ihres Gatten geglaubt. Sie war trotz allem, was Horst gesagt, und was sie an Robert gesehen hatte, der stillen Ueberzeugung, daß sich dieser nur aus Eifersucht und Bosheit also verstellte, um ihr die Freude des Beisammenseins mit dem Vetter ihres Schwagers zu verderben.

Wie hatte sie sich gefreut, als ihr der Vater geschrieben, Horst sei im Begriffe, nach Venedig zu reisen und sie heimzusuchen. Was hatte sie sich nicht für Aufsehen und Vergnügen versprochen, wenn sie an der Seite des schmucken schneidigen Kavaliers sich überall da zeigte, wo der Fasching die lustigen und neugierigen Leute der guten Gesellschaft zusammenführte!

Ja, sie hatte sich Wunder und Zeichen, sie hatte sich ein ganz neues Leben, sie hatte sich weiß Gott was von dem überraschenden Erscheinen Horsts versprochen — Und kaum war er erschienen, war er auch wieder verschwunden! Er, der doch ihretwegen die Reise gemacht und den Vorsatz, ihr das Dasein in Venedig zu erleichtern und zu verschönern, deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, war, kaum daß er ihr einmal „Guten Abend“ und „Guten Tag“ gesagt, davon gefahren. Er war davongegangen plötzlich, wie ein Mann, der auf fröhlicher Bahn ein Gespenst auftauchen sieht, das mit knöcherner Hand ihm umzukehren gebietet.

Was war's denn, das ihm entgegengetreten war? Robert, ihr sonst so flegelhaft gesunder Mann, der, um ihr die Freude zu verderben, sich auf einmal wie ein siechender Spitalbruder zu geberden beliebte, in dessen Gesellschaft kein lautes Wort geredet und keine andre Zerstreuung als Wannenbäder und Latwergen angebracht werden durfte. Rein ihr zum Possen, aus tückischer Eifersucht hatte er sich derartig aufgespielt ...

Emma war überzeugt davon, daß ihrem Gatten heute nicht mehr fehlte als ihr, wenn sie vorgab, nervös zu sein. Und wie viel das bedeuten wollte, brauchte ihr niemand zu erklären.

So sah sie ihn denn mehr spöttisch als mitleidig an, wie er in seinen Kissen lag, und sie konnte sich die Bemerkung nicht versagen: „Mach uns doch nichts weis! Du und krank! Wovon denn? Du warst immer einer der gesündesten Menschen auf der Welt. Rühmtest dich selber dieses Vorzugs. Ruh dich aus; ich bin überzeugt, schon heut abend stehst du wieder frisch auf deinen Beinen.“

Robert antwortete nicht gleich. Nie im Leben war ihm

das Sprechen eine so mühsame Arbeit gewesen. Langsam brachte er's heraus: „Schicke nach einem vernünftigen Arzt ... und vor allem schick mir das Kind!“

Emma ging lächelnd hinaus. Ihr sollt' er so leicht nichts weismachen! Aber so sind diese Männer: so lang ihnen nichts fehlt, bramarbasieren sie mit ihrer unanfechtbaren Gesundheit; aber fliegt sie dann wirklich einmal ein Schmerzchen, irgend ein Unbehagen an, aus dem eine Frau noch lang kein Aufhebens machen würde, gleich gehaben sie sich, als wären sie des größten Mitleids würdig!

Robert heischte kein Mitleid. Robert achtete nicht auf Emmas Worte. Er hatte jetzt nur den einen Gedanken: sein Kind sehen! Er fühlte, wie es ihm von Minute zu Minute schlechter ward, er merkte, wie ihn auf Augenblicke die Besinnung verließ. Wie lange konnte das noch so fortgehen? Vielleicht war's bald mit allem aus. Da wollte er seinen Liebling noch einmal mit seinen Augen sehen und mit beiden Armen ans Vaterherz drücken.

Es dauerte nicht lange, bis die Wendin sich blicken ließ. Aber es dünkte doch den Kranken sehr lange.

Seine Augen gingen wieder die Wände auf und ab und ans Fenster hin. Nach und nach ward ihm zu Mute, als hätte alles nur dieselbe graublaue Farbe, die Wand und das Fenster, das Bett und die Luft. Und weiter meinte er, die Lagune drunten an die Uferquadern klatschen zu hören. Und dann war ihm, als seien Luft und Wasser nur ein Ding, und zu den Fenstern herein strömte die Lagune, grau wie die Luft und unausweichbar wie diese, und sein Bett höbe sich auf dem Wasser, höher und höher, bald werde es die Decke erreichen und mit ihm durchs Fenster schwimmen, hinaus auf die Lagune und weiter hinaus ins offene Meer. Es war nur noch eine Rettung, daß die Thüre aufginge beizeiten und das Wasser durch sie einen Abfluß fände. Dann war er gerettet! Aber die Thüre ging noch nicht auf und die Wendin mit dem Kind auf dem Arm kam noch immer nicht!

Wie er sich nach seiner Erna sehnte! Selbst die Fieberhitze konnte ihm diese Sehnsucht nicht wegbrennen, sondern mußte sich ihrer bedienen.

Aber da drehte sich doch endlich die Thüre in ihren Angeln und von drallen Armen hob sich ein juchheiendes Kind, die feisten Händchen nach dem guten Papa ausstreckend, bald Worte, bald unartikulierte Rufe von sich jubelnd.

Die Erscheinung des winzigen Mädchens wirkte in der That

befreiend auf ihn, wenn auch nur für kurze Weile. Der Fieberwahn trat zurück, wie der Kranke das holdselige Ding betrachtete, das von den Armen der Amme herab zu ihm verlangte.

Da, wie er schon die Hände zu erheben versuchte, um nach dem Schätzchen zu greifen, kam ein erschreckender Gedanke über ihn: „Wie,“ rief es in seinem Bewußtsein, „wenn es eine ansteckende Krankheit wäre, die dich befallen hat, und du sie deinem Kinde mitteiltest in Anhauch und Umarmung?“

Davor sei Gott! dacht' er, und ehe die Spreewälderin ihm das Kind in den Arm gebettet hatte, rief er so rasch, als er mit aller Anstrengung es hervorstoßen konnte: „Nein, Hede! Nicht in mein Bett legen! Ich weiß nicht, was mir fehlt! So, tragen Sie Erna wieder hinaus. . . . Ade! Baby! Auf Wiedersehen, mein Herzblatt! Mein süßer Schatz! Ade! — Und vergessen Sie nicht, Hedwig, daß ich einen Arzt brauche. Holen Sie mir gleich selbst einen! Aber gleich! . . . Ade, Herzchen!“

Robert war wieder allein. Das Wiedersehen des Kindes, so kurz es gewesen, hatte ihm unsagbar wohl gethan. Er fühlte das Fieber nicht. Er schloß die Augen und sah im Geiste das süße kleine Geschöpf noch vor sich. Er war sich des Glückes, so ein Kindchen sein zu nennen, selbst in dieser Lage bewußt und erquickte sich daran.

Von einem nahen Turm begann jetzt ein heftiges Läuten. Jeder Glockenschlag schien auf seinen Kopf zu treffen. Das Fieber kam wieder. Wenn sie dich mit den Füßen vorantragen, dacht' er, werden sie auch an den Glocken zerren, damit die Nachbarsleute wissen, man läute einem zum letzten Gang und damit sie ein Vaterunser beten. . . . Je nun, dacht' er, werd' es, wie's will! Du hast es dann überstanden! . . . Die Todesangst war von ihm gewichen. Die Gleichgiltigkeit des Schwerkranken war über ihm ausgebreitet wie ein Leichentuch, das ihn von Haupt zu Füßen bedeckte. Sorglos und still lag der entkräftete Mann in den Kissen und erwartete mit halbgeschlossenen Augen den Arzt und sein Schicksal, bis auf einmal das Fieber ihn wieder in seiner Heftigkeit anfiel, und Wahnvorstellungen und Schmerzen ihm ein leises Stöhnen erpreßten.

So fand ihn der Arzt, der endlich auch erschien. Es war ein vernünftiger Medizinmann, ein Deutscher, der seit langen Jahren in Venedig praktizierte und die Tücken des Klimas kannte.

Er trat mit jovialer Geberde ein, denn Emma hatte ihn mit liebenswürdiger Beredsamkeit darauf vorbereitet, daß er keinen schweren Fall und, genauer gesagt, nicht viel mehr als

einen eingebildeten Kranken vorfinden werde. Sie sah auch nicht sehr besorgt, sondern schon mehr schadenfroh aus, wie sie hinter dem Medikus auf den Spitzen der Modeschuhe in die Krankenstube hüpfte. Gleich werde der zimperliche Herr die Sentenz hören: Stehen Sie auf und wandeln Sie nach der Piazzetta, denn es fehlt Ihnen nichts als eine leichte Indigestion und etwas schwere Eifersucht.

Allein es kam anders. Was der Arzt nach längerer Betrachtung des armen Mannes aussprach, klang sehr besorgt und betroffen; er gab genaue Vorschriften über Diät und Behandlung und bat Emma mit ziemlich derber Ehrlichkeit, alle falschen Vorstellungen jetzo fahren zu lassen und sich des Ernstes der Lage bewußt zu werden, darin ihr Mann schwebte. ... Er habe schon schwereren Fällen zur Genesung verholfen, fügte er, wie um die besorgte Gattin etwas zu beruhigen, hinzu, es sei genug Hoffnung vorhanden; aber verdammt ernst sei der Fall, des solle Emma jede Stunde des Tages eingedenk bleiben und nichts versäumen und seine Vorschriften aufs genaueste befolgen. Jedenfalls müsse eine Wärterin ins Haus, die dem Patienten ganz zu Diensten stehe, es wäre denn, daß die gnädige Frau die Uebung hätte. —

„Ist das eine ansteckende Krankheit?“ war ihre erste Frage.

„Das eigentlich nicht; allein sie liegt vielleicht in der Luft,“ antwortete der Arzt, und nachdem er noch einmal das Rezept, das er geschrieben, mit prüfenden Augen überflogen und der Dame, die ihm sehr unangenehm überrascht gegenüberstand, nochmals alle Vorsicht empfohlen hatte, ging er.

Robert lag still und ruhig, in sein Schicksal ergeben, zu schwach, um sich zu regen, zu müde, um zu denken.

Emma stand noch eine Weile stumm und starr vor ihm, die Stirn in Falten, die Hände geballt im Schoß.

Also Robert war wirklich krank! Schwer krank!

Sie hätte mit den Zähnen knirschen und mit dem Fuß aufstampfen mögen vor Zorn über diese Thatsache. ... Am Ende übertrieb der Arzt. ... Die Aerzte in Italien sollten alle Quacksalber sein mehr oder weniger. Ja wohl, er übertrieb, um sich wichtig und unentbehrlich zu machen! Je schwerer die Krankheit, desto verdienstlicher die Rettung, desto ansehnlicher die Rechnung!

Ja! ... Emma öffnete die Augen weit, wie wenn sie genauer sehen wollte als der Arzt. Aufmerksam betrachtete sie ihren liegenden Gatten. Ihr ward dabei, als hätte sie ihn lange, lange nicht betrachtet. Ihr ward, als hätte sich sein

Gesicht verändert. ... Ja, ja, der Mensch, der da vor ihr lag, war wirklich krank und ganz entsetzlich krank!

Und ein Widerwille gegen den kranken Mann bemächtigte sich ihrer, wie sie so vor ihm stand, daß ihr ein Graus den Rücken hinab und die Haare hinauf und über die Ellbogen in die Fingerspitzen fuhr; ein Widerwille, der sie starr machte und schüttelte.

War ihr Robert in den letzten Zeiten nur unbequem gewesen, jetzt erschien er ihr abscheulich, unerträglich, entsetzlich.

Sie wandte sich ab. Sie hätte ihm jetzt nicht die geringste Hilfeleistung gewähren können. Nein, sie war das um keinen Preis im stande. Sie lief hinaus, um irgend jemand zu finden oder suchen zu lassen, der für Geld und gutes Zureden die Pflege des Kranken übernähme. Es mußte doch auch hier solche Leute geben, die derartiges für Geld besorgten.

Nun, so ein Menschenkind war bald gefunden. Michelina, die Frau des Gondoliers, der in ihren Diensten stand, ein dralles, ungekämmtes Frauchen, das immer auf Schlappschuhen ging und in ein blaßgrünes Umschlagtuch gewickelt war, wartete ohnehin schon mitsamt dem Gatten in der kleinen Fremdenwirtschaft auf und leistete alle die gröberen Verrichtungen, für die Ernas Hedwig zu schade war.

Von ihrem Manne nun mit bedeutsamem Ellbogen in die Seite gestoßen, versicherte sie, daß sie schon einmal bei einem Pfarrer gedient, der drei Brüder an der Cholera krank liegen gehabt, und daß sie vier Wochen lang sogar im Ospedale civile die Treppen gefegt und den Boden gescheuert und überall eine sichere und leichte Hand bewiesen habe, die sie zur Krankenpflege besonders befähigen möchte. Den guten Sior Roberto wolle sie Tag und Nacht nicht aus dem Auge verlieren, und die gnädige Frau werde gewiß mit ihr zufrieden sein.

Die gnädige Frau verlangte gar nicht mehr und war zufrieden. Da hatte sie ja für den Augenblick, was sie brauchte, um ihren Gatten zu besorgen und seinen Arzt und ihr Gewissen zu beruhigen.

Es war ein eigen Ding Emmas Gewissen. Nie im Leben dazu verhalten, ihren Launen Zwang anzuthun, hatte sie nach Willkür gelebt von Anfang bis heute, gethan, was sie freute, und gelassen, was ihr zuwider war, ohne jemals die Frage, ob sie dazu berechtigt sei, auch nur einer Antwort zu würdigen. Nach Belieben und Gefallen, und wär's auch seinen lieben Mitmenschen zum Trotz, leben! Alles andre schien ihr dummes Zeug. Wenn ihre Mutter sich durch ihre Vornehmthuerei bald

rechts, bald links Schranken zog, so war Emma lang darüber hinaus. Das erste Gebot der Vornehmheit war ihr, keinen Herrn und kein Gesetz über sich fühlen und rücksichtslos sich nach souveränem Gutdünken bewegen und bescheiden. . . . Jemand etwas zu liebe thun? Vielleicht. Aber sie liebte ja niemand. . . . Pflichtgefühl? Sie fühlte nichts dergleichen und meinte lange, Pflicht sei auch nur so eine Schulmeisterserfindung, um die ein Mensch, wenn er erst über die Konfirmandenzeit hinaus, sich weiter nicht zu kümmern brauchte.

Trotzdem war ihr heute wunderlich zu Mut. Ein drängendes Unbehagen, das sich fast wie Unzufriedenheit mit sich selbst erklärte, trieb Emma von einem Zimmer ins andre und litt sie nirgends, wo sie verweilen wollte. Schon zweimal war sie so vor ihres Gatten Kammerthüre gewesen. Einmal hatte sie sogar die Thüre geöffnet und die Schwelle überschritten.

Da lag er, die weißen Hände krallenartig auf der Decke ausgestreckt, die Stirnhaare feucht, im Gesicht so blaß, die Nase stand daraus so seltsam hervor, sie schien ihr größer und spitziger als gewöhnlich. War das, was man ein hippokratisches Gesicht nennt? Ihr ward so greulich zu Mute, daß sie nicht länger hinsehen konnte. Neben dem Bett auf einem Strohstuhl hockte die gute Michelina und flickte an einem bunten Lappen. Das verschossene grüne Tuch hing nachlässig malerisch von der einen Schulter zur Erde hinab, die Ringel des losgegangenen schwarzen Haares nickten in die frühgerunzelte Stirn, und auf der großen Zehe des übergeschlagenen Fußes ließ sie ihren Schlappschuh baumeln — alles ganz wie sonst — daß sie nicht laut vor sich hinträllerte, war die einzige Veränderung an ihr. Erregt von der Krankheit, die sie pflegte, war sie sicher nicht.

Hat das Volk Nerven! Aber dafür bezahlt man es! dachte Frau Leichtfuß, sich überwindend und sich auf den Zehen streckend, um dem Liegenden noch einmal und besser ins Gesicht zu schauen.

Da schlug Robert die Augen auf, zwei große traurige, gläserne Fieberaugen, und diese schienen Emma zu fragen: Was willst du hier?

Ja, was wollte sie hier? Sie nickte ihm hastig zu und lief hinaus und die Treppe hinunter, bis sie unter dem Portal auf den Stufen stille hielt und aufs Wasser sah.

Tonin, der Gatte Michelinas, kauerte in halbsitzender Stellung auf den unteren Stufen, nahe bei seiner Gondel und schien zu schlafen. Jede Thätigkeit außer dem Ruderführen

und bei Tische bedienen, dünkte ihn heute frevelhaft, denn es war Sonntag, und Fastnachtsonntag dazu.

Emma holte tief Atem. Und jetzt wußte sie auf einmal, daß es durchaus nicht Unzufriedenheit mit sich selbst war, was sie nicht ruhen ließ, sondern unüberwindlicher Ekel vor aller und jeder Krankheit, mochte damit behaftet sein wer immer, Ekel und Furcht vor dem alten Hause, darin vielleicht die Luft verpestet war und jedem, der in demselben atmete, Keime desselben Leidens einflößte.

Sie wollte andre Luft atmen, frische, freie! Fort von hier! Sie stieß Tonin, der auf ihren Ruf nicht gehört hatte, mit der Fußspitze an, bis er aus seinem Mittagsschläfchen aufwachte. Sie hieß ihn das Kind und die Amme aus dem Hause holen und dann die Gondel zur Fahrt bereit machen.

Es hatte sich ein milder, sonnendurchglitzerter Tag aus dem Morgennebel geschält. Ueber dem Wasser blinkte das Licht wie ein silbernes Schuppennetz auf blauem Grunde, und das blanke, breite, hellebardenartiggeformte Metall am Schnabel der Gondel warf so blendenden Glanz, daß man kaum hinsehen konnte.

Emma lehnte sich in die Kissen des schwarzen Kämmerchens zurück und sann nach, was nun werden sollte.

Erna und die Amme saßen draußen vor dem Kämmerchen im Sonnenschein, denn es war heute viel Leben auf den Kanälen. Alles schien sich des lustigen Tages zu freuen, und hier und dort konnte man vermummte Menschen in allerhand bunter Verkleidung wahrnehmen, die schon am lichten Tag anfingen, sich zu vergnügen. Meist Handwerker und kleine Leute, welche diese Gelegenheit lang erwarten.

Emma gefiel das Getriebe nicht. Es störte sie in ihren Gedanken, wenn die Amme vor Erstaunen immer wieder aufschrie und das Kind desgleichen that, weil es die Amme schreien hörte.

„Hinaus, hinaus ins Freie!“ rief sie dem Gondolier zu, als ob auch hier noch, wo der Kanal sich verbreiterte, die Nähe des Hauses ihr den Atem benähme.

Tonin ruderte die Barke an der Piazzetta vorüber, wo es heute von Menschen wimmelte, und dann im Bogen rechtshin gegen die Insel Giudecca.

Die schweigende vor sich hinbrütende Frau fuhr aus den schwarzen Lederkissen auf. Es war zu toll, was ihr hier einfiel. Es sagte fortwährend etwas in ihr: sie müsse bleiben

und den kranken Mann pflegen. Das gehörte sich so und die Leute würden sie tadeln, wenn sie's unterließe.

Welche Leute? Und seit wann fragte sie nach den Leuten?

Sie trat hinaus und setzte sich zu dem Kinde.

Die Gondel fuhr die Insel entlang. Die mächtige Kuppel und die beiden spitzen Türme des Redentore hoben sich stolz über die niedrigen Dächer empor und die gewaltige Treppe bewegten sich muntere Menschen hinauf und hinab, die aus der Kirche kamen oder in die Kirche gingen.

Ein seltsamer Gedanke bewog die Frau, hier auszusteigen. Auch sie möchte in das Gotteshaus eintreten, rief sie dem Ruderer zu. Erna und Hedwig könnten sich derweilen noch weiter auf dem Wasser ergötzen. Denn für das Kind sei es in dem Steinbau noch zu kalt. In einer halben Stunde sollten sie sie wieder abholen.

Die Spreewälderin wunderte sich, denn sie wußte, daß Emma nicht katholisch war. War Emma selber klar, was sie drinnen suchte? Wollte sie im Tempel Palladios eine fromme Stimmung auf sich niederbeten? Wollte sie in stiller Sammlung Pflichteifer und Selbstverleugnung erfassen lernen?

Sie wollte allein sein und zu einem Entschluß kommen.

Sie drückte sich ins Gestühl und sah vor sich hin. Sie redete mit sich selbst, so ehrlich, so eindringlich, wie nie zuvor im Leben. Etwas von der Macht des erhabenen Raumes ging denn doch in ihre Gedanken ein. Der heilige Ort in seiner schlichten Größe, der sie umfing und von der Welt abschloß, wirkte wie ein Zauber auf ihre ratlose Seele. Nein, sie durfte, sie konnte sich nicht von Robert trennen! Und jetzt weniger denn zuvor. . . .

Der Gottesdienst war eben vorüber. Noch hallten die letzten Töne der Orgel mit gellender Aufdringlichkeit durch den weiten Raum an ihre Ohren. Und dann ward es feierlich still, daß der Gegensatz zu dem kurz noch vernommenen Geräusch fast unheimlich wirkte. Man hörte nur das Scharren der Füße, die über die Steinfliesen gingen, und hier und da das dumpfe Auffallen des schweren Pfortenholzes auf das Lederpolster über der Kante des andern Thürflügels, wenn Gläubige aus und ein gingen. Noch einmal stieß eine der Orgelpfeifen einen vergessenen kurzen Ton aus wie einen überzähligen Seufzer, und dann ward's ganz still ringsum.

Es waren nur noch wenige Beter in der Kirche und nur Leute aus dem niedern Volk, Fischer, Handwerker, Hökerweiber und Bettler. In die Nähe der vornehm gekleideten Frau, die

zu beten schien, wagte sich von diesen niemand. Kaum daß einer über die gefalteten Hände weg hinüberblinzelte, ob etwa da was zu erbetteln sei.

Emma saß unbeweglich. Die Leute gingen an ihr vorüber und hinaus. Drei oder vier knieten noch weitverstreut im großen Schiff des Redentore. ... Durfte sie Robert verlassen? ...

Eine Bauersfrau in blauem, grobem Kittel fiel ihr auf. Sie hatte einen löcherigen, uralten, gelben Shawl um ein kleines Kind und die eigenen Schultern geschlagen. Während sie den Rosenkranz in rauhen Händen hielt, sah sie bald auf den Heiland am Altar und bald auf das kleine Wesen, das sein Köpfchen müd und blaß an ihren Hals legte, also zwischen Hoffnung und Besorgnis ihre Aufmerksamkeit teilend.

Das Kind war sicher krank, und die Mutter mochte sich wohl zu einer Anzahl von Vaterunsern und englischen Grüßen verlobt haben, damit ihm der himmlische Vater helfe, wo Menschenwitz nicht ausreichte. Das Weib merkte, daß die fremde Frau es beobachtete, da betete es nur um so inbrünstiger drauf los.

Der blindergebene Glaube hatte etwas Störendes, Beunruhigendes für Emma, der das nur Lippendienst und Gedankenlosigkeit zu sein schien. ... Aber um wieviel weiter war die Köhlergläubige, die vielleicht nicht lesen konnte, als die mit allen Wassern moderner Bildung gewaschene Dame, die sich, der einfachsten Erfüllung menschlicher Pflicht gegenübergestellt, ratlos und widerspenstig befand und jetzt mit geckenhaftem Grauen die Wahrnehmung machte, daß das Kind, welches die Bäuerin an Hals und Gesicht drückte, mit daumenbreiten Pusteln und Geschwüren bedeckt war, wo immer die Lumpen seiner Kleidung das nackte Fleisch durchschauen ließen.

Die Mittagsglocke dröhnte mit hellen, gleichmäßigen Schlägen. Es war, als fielen die Töne drall aus der hohen Kuppel nieder und vibrierten langhin durch die Schiffe des Tempels. Die Bäuerin schlug ein Kreuz über Stirn und Brust und bekreuzte auch das Kind. Dann sah sie sich mit ängstlichen Augen rechts und links um, wie wenn sie nach einem Almosen suchte, und schickte sich endlich doch zum Gehen an, denn es mußte wohl so sein, weil irgendwo der Mann ihrer und des Kindes wartete.

Ihr Blick streifte flehend Emma.

Diese legte etliche Kupferstücke auf den Rand des Betstuhles und rückte dann weit davon weg in die Bank hinein, als fürchtete sie eine Berührung, wenn jene sich bedankte.

Die Arme begriff das. Ohne sich zu erbosen, strich sie

die Kupfermünzen mit zitternden Fingern ein und nickte nur, die Brauen kläglich in die Stirn hinaufziehend, als wollte sie sagen: Ja, ja, so traurig steht's mit meinem kleinen Engel. Ich aber bin doch seine Mutter!

Dann zog sie das gelbliche Tuch noch sorgfältiger um das blasse Geschöpf zusammen und schlich auf ihren Schlappschuhen hinaus aus der Kirche.

Aber Emma würgte nun auch die Luft in diesem hohen Raume, die ihr durch den Atem der Aussätzigen verpestet schien. Sie stand hastig auf und ging am andern Ende der Bank hinaus und verließ durch eine andre Thüre die Kirche, noch ehe das Zwölfuhrläuten aufgehört hatte.

Tonin war mit der Gondel noch nicht zur Stelle. Und wie Emma oben auf den Stufen des Redentore stehen blieb, und mit vorgehobener Hand über die Lagune hinspähte, drängte sich allerhand bettelhaftes Gesindel, wie es die Kirchthüren in Italien zu umlagern pflegt, an sie heran und hob Hände, Krücken und Rosenkränze gegen sie und flehte in kläglich aufdringlichen Tönen durcheinander.

Sie kaufte sich mit den etlichen Centesimi, die sie bei der Hand hatte, von den immer dreister Winselnden nicht los; sie stieg, so eilig sie konnte, die Stufen hinab; allein rechts ein schäbiger Greisenkopf, links drei unglaublich schmierige, weitausgestreckte Hände kleiner Tagediebe begleiteten sie zu ihrem Widerwillen bis an den Uferstein hinab, von dem sie endlich, ohne umzusehen, in die just anlangende Barke Tonins sprang.

Sie spuckte ins Wasser und fand, Venedig sei eine abscheuliche Stadt, in der ein reinlicher Mensch vor Ekel umkommen müsse. Was ihr eingefallen war, sich an einen solchen Ort zu verbannen! Und zu welchem Zwecke, grundgütiger Himmel!

Tonin stand, mit der Mütze in der Hand und halbgesenkten Hauptes ihres Befehls harrend, auf dem Hinterteile des Schiffes.

„Zum Telegraphenamt!“ herrschte sie dem verdutzten Fergen zu.

Und der eiserne Schnabel der Gondel drehte sich gegen San Marco.

Die Depesche, welche Frau Leichtfuß an ihren Vater aufgab, war kurz und bündig: „Komm sofort und hole mich! Emma.“

Daß Heribert nichts Eiligeres in der Welt zu thun haben würde, als sein verzogenes Kind zu holen, dessen war sie sicher. Aber wie die entsetzlich langen Tage hinbringen, bis der Alte kam!

Ihre Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde.

Am Montag morgen sprach sie im nahen Grand Hotel

vor und bestellte Zimmer für sich und das Kind. Am Dienstag mittag glaubte sie es doch noch bis zu des Vaters Ankunft im alten Hause auszuhalten. Wie ihr aber der Arzt biedern Angesichts die Mitteilung machte, daß er Robert von dem schlimmsten Ausgang nun wohl gerettet glaube, doch werde die Krankheit nur langsam abziehen und die Genesung nur zögernd sich einstellen, da war sie entschlossen, noch heute fortzugehen.

Sie ließ am Nachmittag ihre Koffer packen, schickte diese voraus nach dem Gasthof und trat, als es dämmerte, bei Robert ein.

Sie wollte ihm sagen, daß sie des Kindes wegen fortgehe, um dieses vor Ansteckung zu bewahren. Der Arzt möge dagegenreden, was er wolle. Sie glaubte Aerzten nicht. ... Sie wollte ihm sagen, daß sie ja doch nichts helfen könnte, sie hätte ungeschickte Hände und wäre durchaus zur Krankenpflegerin verdorben, während er ja in der besten Obhut der vortrefflichen Michelina bliebe. ... Sie wollte ihm sagen, daß sie nur wenige Minuten entfernt wohnen und täglich wiederkommen werde. ...

Aber sie sagte nichts von alle dem. Es log sich so ungeschickt einem Schwerkranken gegenüber. Und die Wahrheit, daß sie seiner überdrüssig sei und das Leben an seiner Seite satt habe und ihn nie wiedersehen wolle — warum sollte sie diese Versicherung dem siechen Menschen auf sein Schmerzenslager hinwerfen, wo er doch ihrer und alles dessen, was um ihn vorging, nicht achtete!

„Ich freue mich zu hören, daß es dir besser geht, Robby," sagte sie und zwang sich, näher heranzutreten.

Der Kranke schlug die Augen auf und sah sie an, als wunderte er sich nicht wenig, denn ihm war nicht zu Mut, als ging' es erfreulich mit ihm; aber er zog die Lippen, als wollt' er lächeln.

Sein Schweigen war ihr peinlich. „Lebe wohl!" sagte sie und entfernte sich. Er sah ihr, nur die Augen bewegend, nach, und sein Blick hing an der Thüre, bis diese sachte wieder ins Schloß gedrückt wurde.

Es war niemand mehr bei dem Kranken als die Frau des Gondoliers, die an einem Stück zweifelhaften Flitterstaates nähte, und es sehr nötig zu haben schien, denn sie hob keinen Blick von Hand und Arbeit empor.

Man hörte manchmal den widerspenstigen Stoff unter der Nadel knistern. Sonst war es mäuschenstill in der Stube. Mäuschenstill, wie wenn der Mensch und alles um ihn herum in banger Erwartung lauschend, leiser zu atmen trachtete.

Das Fenster ging nach einem kleinen Seitenkanal hinaus und stand noch offen. Die lange Dämmerung war in Dunkelheit übergegangen. Ein Licht blinkte draußen auf und warf einen Schimmer über die Fensterscheibe und die rechte Fensterwand. Man hatte auf der Straße die Laternen angezündet.

Michelina erhob sich nun, betrachtete das bunte Stück noch einmal, das sie in ihrer ausgestreckten Hand hin und her drehte, und ging dann, das Fenster zu schließen.

„Laßt offen!" sagte ganz leise der Kranke.

Sie sah ihn an und zuckte dann die Achseln, als wollte sie sagen: Meinethalben! Mir wird die Nachtluft nicht schaden.

Dann beugte sie sich etwas zum Fenster hinaus und blieb in dieser Stellung, mehr als einmal mit dem Kopfe nickend wie zu vertraulichem Gruß.

Von draußen hörte man sachtes Geräusch, wie wenn Leute in eine Gondel steigen und die Ruder sich in Bewegung setzen.

Man hörte ein Kind weinen, und dann eine Frauenstimme, die beschwichtigend dazwischen redete.

Der Kranke hob ein wenig das Haupt vom Kissen. Es sank sofort wieder zurück. „Erna?!" klang es verwundert und besorgt von seinen Lippen.

Das Venezianerweib am Fenster seufzte.

„Was ist denn?" fragte er. Es klang wie ein leises Wimmern. Denn er wußte, daß es Erna war, die er eben draußen weinen gehört hatte.

„Nun sind sie fort!" antwortete Michelina und hielt sich abermals zu einem kleinen Seufzer verpflichtet.

„Wer?" fragte der Kranke.

„Alle miteinander!" versetzte jene ohne sich vom Fenster abzukehren. „Die schöne Frau und das liebe Kind und die gute Hedwig! Fort sind sie! ... Wie schade! ... Wir zwei beide aber bleiben noch bei einander. Eccellenza brauchen sich nicht zu fürchten. Es wird alles nach Wunsch gehen. Ich bin da!"

„Fort? Wer ist denn fort?" fragte der Kranke nochmals, der nicht begriff, was Michelina plapperte, und er sah sie jämmerlich an, darauf die Venezianerin ihre Litanei noch einmal von vorn begann.

Roberts Denkkraft war durch das kaum überstandene Fieber sehr gelähmt. Die Worte, die er gehört, lagen gleichsam noch unbegriffen in seiner Ohrmuschel. Nur ihr Klang war ihm bisher ins Hirn gegangen, nicht ihr Sinn. Nun nahm er mühsam eines nach dem andern und fügte sie sachte, sachte seinem Verständnis zu.

Während sich der kranke Mann also abmühte, ward es draußen auf den Kanälen immer lebendiger und lauter. Wiederschein von Fackeln, die auf vorüberfahrenden Gondeln brannten, warf flüchtigen rötlichen Schimmer gegen die Decke. Lautes Necken, Kichern und Lachen und verschiedene Gesänge wurden hörbar, tauchten auf, wuchsen an und verschwanden in der Ferne.

Dazwischen tönten die langgezogenen Rufe der Gondoliere: „sta li . . . sta li! . . .“ Sie haben eine gar eigentümliche Art, sich zum Ausweichen anzumahnen. Es klingt melancholisch, wie so mancher Ruf in Venedig und könnte einen traurig machen.

Aber die scheinbar traurigen Rufe wurden bald wieder von tosender Lustigkeit überschrieen und übersungen.

„O wie schön! Wie schön!“ rief Michelina am Fenster ein übers andre Mal aus, da sie ganz Ergötzliches gesehen haben mußte.

Der Kranke ward unruhig und ließ es merken. Da klärte ihn die Wärterin auf, daß heute Fastnacht und alle Welt auf den Beinen und guter Laune sei!

„Und Erna?“ fragte Robert noch einmal.

„Fort!“ war alles, was Michelina erwiderte. Sie erwiderte es mit lachendem Munde und war nun wieder ganz in ihre Nähterei vertieft, die sie, aufrecht stehend, beim Schein einer Kerze und des einfallenden Gaslichtes vor dem Fenster gar emsig betrieb.

Robert begriff nicht, was es heißen wollte: Erna fort! Er schwieg und mühte sich sachte zurecht zu grübeln, was eigentlich diese verkehrten Redensarten bedeuten sollten.

Darüber war Michelina mit ihrer Hände Arbeit zustandegekommen. Es war eine spitze steife Haube von altem dunkelroten Samt gefertigt, die sie aus dem Trödel irgend einer früheren Herrschaft aufgelesen haben mochte. Darum war nun eine breite, brüchige, alte Goldborte genäht. Und an der Spitze baumelte eine gelbe Messingschelle, die ein bißchen klingelte, wenn sie geschüttelt wurde, was Michelina jetzt mit einer Beflissenheit that, als sollte das dem Kranken die größte Freude machen.

Robert begriff um so weniger, was sie wollte, als sie jetzt mit liebevoller Vorsicht die Haube sich auf den ungekämmten Scheitel probierte, die Bindebändchen über den Hinterkopf fest in eine Schleife zog, neben ihr also närrisch geziertes Haupt die brennende Kerze hob und sich wohlgefällig im Spiegel betrachtete.

Die Schellenkappe auf dem Haar, das Licht in der Hand und ein süßsaures Lächeln auf den Lippen, trat sie an Roberts

Bett und begann zu reden, wie sie sich's während der Nähterei ausgeheckt und eingelernt hatte.

„Liebster Herr Roberto, es ist heute Fastnacht und alles auf den Beinen! Diese Nacht kehrt nur einmal im Jahre wieder. Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin. Um keinen Preis der Welt möcht' ich meine übernommene Pflicht verletzen! Bei Gott, niemals! Die ist mir heilig! Aber verschnaufen darf sich der treueste Wächter auch einmal ein halb Stündchen. . . . Nicht wahr, geliebtester Herr, die arme Michelina darf auf ein halbes Stündchen hinunter, und Sie geben ihr in Gnaden Urlaub? Sie kommt gleich wieder. Sie brauchen sie ja nicht. Und ist sie erst wieder da, dann wird sie Sie warten und pflegen mit verdreifachtem Eifer, wie eine richtige barmherzige Schwester! Wahrlich wie eine barmherzige Schwester! . . . Nicht wahr, ich darf? . . . O tausend Dank, tausend Dank, gnädigster Herr, ausgezeichnetster Herr! . . . Ich geh' und bin gleich wieder da! Tonin wartet schon drunten! . . . Ich komme!“

Robert folgte ihr mit den Augen. Er hatte ihr keinen Urlaub gegeben. Er hatte gar nichts gesagt als ein leises: „Auch Michelina fort? . . . Wer bleibt dann bei mir?“ Sie hatte des nicht acht und sprang davon, daß die Schlappschuhe auf den Backsteinen des Flurs wie ein hölzernes Gelächter klapperten.

Von drunten Rufen, Lachen und Gesang und das Plätschern des Wassers und das Klingeln der Narrenschelle.

Robert hörte das alles jetzt recht deutlich, wie er so hilflos und verlassen in ungeglätteten Kissen lag. Und in dieser Einsamkeit besann sich sein Verstand nach und nach, und auf einmal begriff er alles, was sich ereignet hatte, und er erkannte, wie er dran war. Mit der erbarmungslosen Klarheit eines ganz und gar ernüchterten Verstandes sah er die häßliche Wirklichkeit, die Erbärmlichkeit seiner Lage, den beispiellosen Verrat des Weibes, das ihm Treue gelobt hatte fürs Leben, und das er geliebt hatte, besserer Einsicht zum Trotz, bis in diese närrische Stunde.

Zum erstenmal im Leben war er aller und jeder Illusion über Emma bar. „Erna! Arme Erna mein!“ tönte es von den Lippen des Verlassenen, und zwei große Thränen, die er seinem Liebling aus bitterem Herzen nachweinte, rannen langsam über die Wangen in seinen Hals hinab. „Arme Erna!“

Wieder ward es draußen auf dem Kanal lebendig. Aber es schien bessre Gesellschaft vorüberzufahren als vorhin. Eine anmutige Stimme ließ sich in zierlichen Ritornellen vernehmen:

„Blühende Winden!
Ich harre still in meinem dunklen Stübchen;
Weiß denn mein Schatz die Thüre nicht zu finden?"

Und eine andre Stimme folgte melancholischer im Ausdruck:

„Welkender Flieder!
Einst war ich reich an Liebe, Glück und Wonne.
Nun ging sie hin und nimmer kehrt sie wieder!"

Gleich darauf wetteiferte ein noch zarteres Organ mit den übrigen:

„Am Brunnen die Kressen!
Hast du aus Lethes Welle denn getrunken,
Daß aller Liebe du so ganz vergessen?"

Es klang schon schwer verständlich; aber eine starke Baßstimme, welche die andern alle übertrumpfen wollte, war bei der Stille der Nacht selbst aus der Ferne noch vernehmlich, als sie sang:

„Narrenschelle!
Wer sich im Schmerz berauscht der Weiber halber,
Der trinkt den Trank der Thorheit an der Quelle."

Man hörte nur mehr ein lustiges Gelächter, das fern erstarb. Dann lag der Kanal wieder ruhig. Die Masken waren nun wohl alle auf dem Markusplatz, oder wo es sonst in der Stadt hoch herging, versammelt und zerstreut. Kaum daß noch ab und zu ein Ruderschlag und das Gleiten eines Nachens im Wasser sich hörbar machte.

Robert konnte nicht schlafen. Es war ihm, als sei er selbst zum Schlafen zu schwach. Er vermochte kein Glied zu regen. Hilflos lag er da, unfähig ein Glas Wasser an die brennenden Lippen zu führen. Allein sein Geist war frisch und thätig. Seine Vorstellungskraft zauberte ihm bunte Bilder auf die finsteren Wände seines Krankenzimmers, bunte Bilder vergangener und gegenwärtiger Zeit. Aber in seinen Ohren sang das fiebernde Blut, daß er fortwährend ein Klingeln zu vernehmen meinte ... das Klingeln der Narrenschelle, wie er es nannte.

Ja, beim Klingeln der Narrenschelle, beim Drängen der Dominos, beim Springen der Bébés und der Debardeurs, auf einem Fastnachtsball der großen Oper hatte er seine Emma gefunden und ihre Liebe gewonnen ... er sah das lustige lüsterne Gewimmel im Geiste wieder vor sich ... und in einer Fastnacht hatte er sie wieder verloren! Beim Klang der Narrenschelle ging sie dahin und nimmer kehrt sie wieder!

Addio per sempre!

Es war ihm, als neigte sich Michelina, die treulose Wärterin, zum Fenster herein mit einer ungeheuer langen, spitzigen,

brennroten Mütze, daran die klingelnde, gelbe, strahlenwerfende Schelle gerade über seiner Stirne baumelte. Und dann kam alles zum Fenster hereingeschwommen, was draußen oder irgend sonst in seinem Leben Lärm gemacht hatte, Masken und Gondoliere, Zechbrüder und Tänzerinnen, Akademiker und Modelle, Debardeurs, Bébés und Dominos aller Farben! Und sie tanzten um sein Bett einen schwindligen Cancan und einen Ringelreihen, dabei sie kopfüber durcheinander purzelten, daß ihre phantastisch ausgerenkten Gliedmaßen rechtshin und linkshin flatterten. Endlich fing auch sein Bett zu tanzen an. Das war bedenklich! Und er sagte sich: „Jetzt steht es schlimm um dich!"

Und aus dem Tanzen des Bettes ward ein Schwanken und Schwimmen. Er hatte es schon immer gefürchtet: das Wasser werde zum Fenster hereinkommen und alles mit sich fortspülen. Da hatte man die Bescheerung! Steigend und neigend, wiegend auf und ab ging es hinaus zum Fenster. Es schwamm das Bett wie eine Barke den kleinen Kanal hinaus und in den großen Kanal hinein. Da staunten die Leute, die geputzten, vermummten, über das seltsame Schiff und über den Mann im Nachthemde darin und über den Fergen gar, der hinter dem Kopfende stand ohne Augen, ohne Kleider, ohne Fleisch an den Knochen, ein Gerippe, durch das alle Laternen der Stadt Venedig ihre Strahlen hindurch werfen, das aber trotzdem in kraftvollen Knochenhänden die lange Sense schwang und mit derselben statt eines Ruders das schaudernde Wasser durchfurchte.

Auf der Piazzetta schimmerten die Lichter und verschwanden hinter ihnen. An San Giorgio maggiore ging's im Flug vorüber. Das war des Malamocco weithin gestreckte Küste. Wie mit Dampfergeschwindigkeit sausten sie daran entlang. Die Lagune schwand nun zurück. Die Wogen kräuselten sich, hoben sich gewaltig und groß. Das war die hohe See, die uferlose, Himmel und Wasser ringsum, am Himmel der volle strahlende Mond und im Wasser sein schwankender in tausend Schuppen zerbröckelnder Widerglanz. Ein Meer von zitterndem Silber unter einem dunkelblauen, wolkenlosen, Friede atmenden, Kühlung hauchenden Nachthimmel. . . . Keine klingelnde Schelle mehr, kein lärmendes Gesindel mehr . . . Stille . . . Ruhe . . . Friede . . . Schlaf! . . . .

Aber es steht schlecht mit mir! Recht schlecht! Es könnte kaum schlimmer mit mir stehen! Das war der erste Gedanke beim Erwachen.

Es dämmerte noch lange nicht. Er mußte immerhin etliche

Stunden geschlafen haben. Michelina war noch nicht zurückgekehrt, sondern trieb sich unter Masken um, mochte sich der Kranke behelfen, wie er wollte.

Dieser rief ein übers andre Mal. Niemand kam. Er litt brennenden Durst und allerhand Unbehagen. Das Bettlaken, durch die unruhige Lage des Fiebernden zerwühlt, drückte ihm die Wülste schmerzlich in Rücken und Genick. Sein körperliches Uebelbefinden war kaum mehr erträglich. Wie sollt' er so genesen, ohne Wartung, ohne Pflege!

Ja, es stand sehr schlimm mit ihm! ... Auch wenn er genas. Er hatte kein Weib, kein Kind, keinen Herd, kein Heim, kein Geld mehr. Er war einunddreißig Jahre und hatte nichts erreicht, als eine verfehlte Ehe und einen Haufen mißglückter Studien und Entwürfe, von deren Ausführung kein Mensch etwas wissen wollte.

War es nicht besser, er starb hier im Elend? Weit weg vom letzten Ende schien er sich unter diesen Umständen überall nicht.

Er machte sich das recht klar. Und sein trostloses Befinden war nicht danach, um ihn rosigen Täuschungen über seine Zukunft hinzugeben.

Aber die alte Gewohnheit, sich sein Mißgeschick zurecht zu denken, siegte auch hier in dieser elendesten Verfassung seines Körpers über alle Anfechtungen. Da der Morgen graute, sah er wie ein Spatz ans Fenster geflogen kam und auf dem Brett hin und wider trippelte, piepste und den Schnabel wetzte. Robert mußte den graugefiederten Vagabunden lang anschauen und er sagte: „Sieh, auch er lebt und sein himmlischer Vater sorgt für ihn!"

Und nun das Fieber für Augenblicke seinen Geist frei ließ, sagte sich der abgemattete Mann, nachdem er einen recht tiefen Blick in seine jämmerliche Lage und seine armseligen Hoffnungen gethan hatte: „Schlechter, als es mir jetzo geht, kann es kaum mehr werden. Doch wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Und so mag es, wie mir scheint, sich nun wohl allmählich zum Besseren wenden. Ich falte die Hände über meiner zerknitterten Bettdecke und harre in Geduld des freundlicheren Schicksals, das wohl schon unterwegs zu mir ist. Vielleicht sterb' ich vorher; aber ich glaub' es nicht recht; diesen Spaß mag ich meinen Feinden noch nicht machen."

Robert täuschte sich darin, daß er das bessere Glück schon unterwegs zu ihm wähnte. Es verzögerte sich noch eine gute Weile. Und ihm sollte noch schlechter werden, als schon war. Allein die fromme Zuversicht ließ ihn die böse Schickung leichter

tragen. Die wilde Verzweiflung, die ihn mehr als einmal anfallen wollte, durfte ihm nicht an den Hals, denn am Hauptende seines Bettes, wo kürzlich noch in seinen wüsten Fieberträumen das zähnefletschende Gerippe sein mörderisches Steuerruder hantiert hatte, stand jetzt wieder die blonde lächelnde Fee des Leichtsinns und scheuchte mit rosigem Schleier die Mücken und bösen Grillen von seiner feuchten Stirne.

Der Arzt war nicht wenig erbost, als er am Mittag über Michelinas seltsame Krankenpflege Bericht erhielt. Da ihr Mann der ausgezogenen Herrschaft nach dem Hotel gefolgt war, ließ das thörichte Weib sich leichter, als es anfangs den Anschein nahm, bedeuten, sich anderswo nach bequemerem Dienst umzuthun. Schimpfend, ihre große Unschuld beteuernd, strich sie den Lohn ein und zog ab. Eine gewissenhafte stille Nonne von den barmherzigen Schwestern nahm ihren Platz ein. Von dieser waren fastnächtliche Thorheiten, wie sie Tonins schönere Hälfte begangen hatte, durchaus nicht zu besorgen.

Robert fragte nur immer wieder nach dem Kinde. Das war der einzige Wunsch, der seiner Geduld Abbruch that. Die Nonne kannte das Kind nicht und wußte nichts davon. Der Arzt hieß ihn still liegen und seine genugsam gefährdete Gesundheit nicht noch durch unnütze Aufregungen schädigen. Morgen oder übermorgen käme doch sein Schwiegervater an, und der werde ihm alle Aufklärungen geben, die er verlange.

Robert, dem die Sehnsucht nach Erna am Herzen nagte, ward von tiefer Traurigkeit umfangen. Was wollte der andre mit seinem Schwiegervater sagen?

Der Doktor gehörte jener Schule an, die etwas Brutalität für ein notwendiges Requisit hält, ohne welches ein Arzt nicht weit gedeihen könnte. Frau Leichtfuß hatte er kaum gesehen. Die Familienbeziehungen seines Patienten interessierten ihn nicht im geringsten. Was ihn wirklich bekümmerte, war die Krankheit Roberts, die sich durchaus nicht zu verschwinden anschickte, obschon der Arzt das Fieber gebrochen glaubte.

Drei oder vier Tage nach Emmas schnöder Flucht war Heribert Meyer in der That nach Venedig gekommen. Er hatte sich nicht leicht aus allerhand Geschäften in Berlin losreißen können, und seine Laune darüber war die übelste von der Welt. Wie es aber schon seine Art war, er maß die Schuld daran nicht etwa der Ungeduld und Feigheit seines Lieblings zu, sondern demjenigen, der alle diese Beweggründe durch sein Verhalten geschaffen, der seine Emma so wenig glücklich gemacht, daß diese sich zu einem solchen Gewaltstreich vor

der Welt und zum Anrufen des väterlichen Schutzes zur unbequemsten Zeit im Jahr genötigt gesehen habe.

Alte Abneigung und neuer Verdruß hatten so noch während der Reise, und ehe Heribert den wahren Sachverhalt kannte, zusammengewirkt, um den armen Robert tief und vollkommen ins Unrecht zu setzen.

Daß Emma ungleich größere Schuld an dem Zerwürfnis der beiden Gatten tragen könne, dieses Gedankens war ein Mensch mit Heriberts Grundsätzen nicht fähig. Und wenn man ihm auch einleuchtend und unwiderleglich bewiesen und immer wieder bewiesen hätte, daß Emma sich so nichtswürdig betragen habe, daß Robert neben ihr rein wie ein Lamm neben dem Wolf erschien — der alte Meyer hätte niemals dieser Thatsache den geringsten Einfluß auf sein Thun oder Denken verstattet.

Für ihn gab es ein für allemal nur zweierlei Menschen auf der Welt. Seine Familie, d. h. seine nächsten Angehörigen, und der große Rest der übrigen Sterblichen, die nur insofern in Betracht kamen, als sie seiner Familie wohl oder übel thaten, mit ihr befreundet oder verfeindet waren.

Er war der Mann, der mit fünfzehn Thalern in der Tasche auf zerrissenen Stiefeln nach Berlin gekommen war und seiner Anfänge noch genau gedachte. Sie waren ihm durchaus nicht bequem gemacht worden. Er hatte sich behauptet und emporgearbeitet. Eigene Kraft und fremde Hilfe waren die zwei Faktoren, die ihm dies Emporkommen ermöglicht hatten und die nach wie vor bei jeder Unternehmung den Ausschlag gaben. All eigene Kraft reichte nicht zum Erfolg im Leben aus. Der eine bedurfte ab und zu des andern. Wer einem half war ein Freund, wer einem nicht half ein Feind. Die Freunde, solange sie fördersam zu einem hielten, hatten immer recht; die Feinde unter allen Umständen schweres Unrecht. So lernte man's nicht in der Schule, aber so hat es das Leben den Emporkömmling gelehrt. Daß es ein unverletzliches Gesetz der Moral, daß es eine unbestechliche, über Freundschaft und Feindschaft erhabene Gerechtigkeit geben müsse, war Heribert Larifari, Kindergeschwätz.

In seinen Augen war Robert als etwas wie ein Spielzeug für Emma erschienen. Er hatte nie besondren Geschmack daran gefunden, allein weil sie es durchaus ihr eigen nennen wollte, hatte der zärtliche Vater es ihr gegeben, und war sie glücklich damit, so war es sein „lieber Robby“. Hätte sein Schwiegersohn Schwächen gehabt, die Emma nicht zuwider waren, Heribert hätte beide Augen darüber zugedrückt. Hätt'

er Schulden gemacht, Heribert hätte sie ohne viel Redensarten bezahlt. Sein Kind war ein Stück seiner selbst, sein Kind sollte glücklich sein. Er konnt' es bezahlen.

Aber von dem Augenblick an, da seine Emma kein Gefallen mehr an ihrem ehelichen Spielzeug fand, da es ihr unerträglich erschien und sie von ihm befreit sein wollte, da gab es für Heribert gar keine Frage, ob dies Gefühl berechtigt sei oder nicht, ob es etwa bloß aus bübischer Laune, aus frevelhaftem Kitzel, aus einem sündhaften Gemisch von Feigheit, Niedertracht und Eigensinn entstanden und darum von keinem unparteiisch Urteilenden zu genehmigen sei. Von dem Tag an war Robert in Heriberts Augen ein ausgemachter Schuft und überwiesener Verbrecher, von welchem Emma um jeden Preis befreit werden mußte, und den zu beseitigen kein Mittel zu schlecht war.

Ihm genügte die unbestimmte Möglichkeit, was für Geschehnisse sich ereignet haben mochten, was für Unthaten von diesem Robby vollbracht sein mußten, wenn ein Engel wie seine älteste Tochter sich zur Trennung von ihrem Gatten entschloß. Dem Kerl wollte man's zeigen! Und in diesem Gedanken ballte Heribert Meyer ein übers andre Mal im fortsausenden Waggon des Expreßzuges die Faust in die Luft und schrie jeden Schaffner barsch an, der ihm die Billets einknipste.

Er fluchte über die langsame Beförderung der Gondel, die vom Bahnhof bis zum Palazzo Ferro eine halbe Stunde brauchte. Und als er endlich ins Zimmer stürmte, wo die Tochter seiner wartete, schloß er sie ungestüm in die Arme und wehrte dem Redestrom, damit ihn Emma zu überzeugen sich einstudiert hatte, und ballte wieder die Faust und rief: „Er soll an mich denken!"

Hatte er doch schon vor Monaten in Berlin den Hilferuf vernommen, da sein Kind sich vor der Roheit jenes Farbenschmierers nicht sicher gefühlt! Da hatte dieser sich auch noch mit gröblichen Redensarten ihm gegenüber aufgespielt. Heribert hatte das nicht vergessen und von dieser Stunde an einen Bruch ... befürchtet? ei, was nicht gar! erhofft, ersehnt, herbeigebetet!

Wäre Emma nur nicht so langmütig gewesen, hätte sie nur schon früher den Mut gehabt, mit dem Tagdieb zu brechen! Doch noch war's nicht zu spät, und Emmas Zukunft konnte sich noch immer herrlich und befriedigend gestalten. Jetzt nur nicht lang mit Erzählungen Zeit verdorben! Wie's hergegangen, was den letzten entscheidenden Ausschlag gegeben, war ihm sehr gleich! Es galt nur zu wissen, ob Emma fest und zum Aeußersten entschlossen sei. ...

Das war sie! Gut! Nun also auch keine Stunde mehr verloren! Heriberts Stunden waren sehr kostbar, und sobald die eine wichtige Angelegenheit abgemacht war, hatte er in dieser verrückten Stadt, wo es keine Droschken gab, wo man nie recht vom Flecke konnte und zu allem die doppelte Zeit brauchte, rein nichts mehr zu suchen. Daheim warteten seiner ebenso dringende wie glänzende Geschäfte. Hier war nur eine häßliche Sache zu besorgen. Diese konnte nicht rasch genug abgethan werden! Vorwärts!

Heribert steckte sich eine dicke Brieftasche vor die Brust. Das einfachste schien ihm, dem Zigeuner seinen Entschluß abzukaufen. Ein klares Geschäft, eine runde Summe. Wieviel verlangst du für die Einwilligung? ... Zugestanden! Abgemacht! Hier die Summe, und wir sind fortan geschiedene Leute! Holla!

Und wenn nicht? ... Na, wir werden ja gleich sehen! Heribert hatte gewiß schon schwierigere Dinge zum Klappen gebracht. ... Nur hurtig, Tonin! Sind wir denn noch nicht bald am Ziele?

Sie waren's. Heribert stieg langsam die Treppe hinan, instinktiv noch einmal nach den Banknoten in seiner Brusttasche fühlend und die Anfangsworte überlegend, mit denen er seinem Exeidam gleich von vornherein die Kourage abkaufen wollte.

Daß Robby bettlägerig sei, hatte zwar Emma unter anderem auch vorgebracht, aber so beiläufig nur, oder Heribert hatte es in seiner Wut überhört, jedenfalls hatte er es halb und halb schon wieder vergessen.

So fand er sich doch unliebsam betroffen, als er die von Tonin bezeichnete Thür aufstieß und sich einer blassen, sehr traurig aussehenden barmherzigen Schwester gegenüber befand, einem Tischchen mit Medizinflaschen und einer Bettstelle, aus welcher nur rechts und links ein vorstehender Polsterzipfel sichtbar war.

Der Eintritt brachte Heribert zwar ein wenig aus dem Konzept; aber nur ein ganz klein wenig. Er wußte, was er hier wollte; ob ihm einer im Sitzen oder im Liegen zuhörte, ei nun, das war, genauer betrachtet, ziemlich gleichgiltig!

Gleichgiltig? Ei, was nicht gar! Nun war ja Heribert dem ungesunden Menschen da gegenüber weitaus im Vorteil! Das hatte er alsbald erkannt. Und flugs knöpfte er den letzten Knopf über dem Brustfleck zu. Mit der Brieftasche brauchte er hier nicht zu operieren!

„Wer ist?“ sagte der Kranke leise und schien unruhig zu werden.

Die Nonne ging dem Besuch sorgsamen Angesichts und mit fragender Verbeugung entgegen. Aber Heribert verstand kein Italienisch und das arme Nönnlein keine andre Sprache. Indessen kehrte sich jener gar nicht an diese, trat dicht ans Bette heran und sagte:

„Ich bin's, Herr Leichtfuß, der armen Emma Vater! Und wenn's gefällig wäre, wollte ich mich mit Ihnen aussprechen."

„Ich kann nicht viel reden!" hauchte Robert, und ein bitteres Lächeln zog über die verfärbten Lippen, derweilen er der barmherzigen Schwester zuwinkte, sie solle ins Nebenzimmer treten.

Sie gehorchte und Heribert blieb mit dem Kranken allein im Gemach.

Einer Anwandlung von Großmut war er nicht fähig. Robert galt ihm als sein Feind. Einen Feind schonen, galt ihm für Thorheit. Einen Feind kraftlos, wehrlos vor sich hingestreckt zu sehen, war ein Genuß. „Ein Fressen für sein Herz", wie er sich gewählt ausdrückte.

So hatte er sich ihn lange vor sich liegen zu sehen gewünscht. So wünschte er, Mann für Mann, seine Feinde vor sich liegen zu sehen, daß er nur die Füße heben dürfte, um den Wehrlosen in die verhaßten Gesichter zu treten. Eine tolle Freude, ein frevelhafter Uebermut stieg ihm vom Herzen ins Hirn und vom Hirn auf die Zunge. Seine Kindesliebe gestattete sich eine Orgie des Hasses.

Er überhäufte den Kranken mit einer Flut von Scheltworten, Vorwürfen und Verwünschungen; er sagte ihm, daß er seine Tochter mißhandelt, jawohl, mißhandelt habe, daß er sie unglücklich gemacht, sie zum Aeußersten gebracht habe. Er nannte ihn einen Lumpen, einen Tagedieb, einen Habenichts, einen Undankbaren, der zahllose Wohlthaten durch Rohheit, Rücksichtslosigkeit und anstößiges Betragen vergolten; einen aufgeblasenen Schwindler, den sich Emma in einer verrückten Laune auf einem Opernball aufgelesen habe, und der gerade gut genug gewesen sei, ihr ein paar Jahre die Zeit zu vertreiben, das Dasein zu verleiden und aller Welt zum Gespötte zu dienen. Aber nun sei das Ende dieser albernen Komödie gekommen! Gott sei's gedankt!

Emma habe sich genötigt gesehen, die Gemeinsamkeit mit ihm aufzugeben und sein Haus zu verlassen. Gesegnet und gebenedeit habe Heribert diesen weisen und gerechten Entschluß seiner Tochter, und tausendmal fröhlicher, als damals vor Jahren von Paris nach Berlin, habe er jetzt die Reise von Berlin nach Venedig unternommen, wo es die dumme Ehe

zu lösen galt, die damals geschlossen werden sollte. Ob Robert sich denn einbilde, daß Emma je wieder zu ihm zurückkehren werde? Ob er sie jemals wiederzusehen hoffe? ... Nein! Nie mehr! Und wenn er wie ein Bettler die Nächte vor ihrer Schwelle läge und winselte wie ein Hund im Frost, nicht einen Fingerbreit würde man ihm die Thür öffnen, nicht weiter als eben notwendig wäre, um ihm ein paar Groschen Almosen zuzuschmeißen.

Er solle doch gleich sagen, wieviel er wolle, damit er das Haus Meyer ein für allemal in Ruhe lasse, das er durch Mißhandlung einer Tochter, wie Emma sei, aufs schändlichste gekränkt habe. Er solle doch endlich gerade heraus sagen, was er verlange. Heribert sei bereit, es ihm hier auf den Tisch zu legen. Für die gerichtliche Bereinigung der Sache werde schon gesorgt werden! Oh, sofort nach der Heimkehr! In wenigen Wochen und Tagen! ...

Heribert schrie, bis er heiser wurde, bis er den Atem verlor.

Robert antwortete nicht. Er lag auf seinem Schmerzenslager wie ein Mann, der vor Ekel sterben soll. Er fragte sich, ob er wieder im hitzigen Fieber träume, daß ihn ein Wahnsinniger beleidige. Und dann mußte er sich gestehen, daß das doch Wirklichkeit sei, was er sah und hörte. Jedes Wort fiel wie ein Schlag in sein Gesicht, und er, der fleckenlos Ehrliche, er, der schnöde Verlassene, der Betrogene und Gekränkte, mußte widerstandslos dulden, daß ein Wütender ihn beschimpfte, ein Gottloser, den die Schwäche des Gegners nur zu immer größerer Ausgelassenheit berauschte.

Roberts Augen gingen hin und her, seine Hand versuchte auszugreifen und die Finger auszuspannen, um irgend etwas zu packen, das er dem Frevler an seiner Ehre auf den Mund werfen könnte, aber die Hand sank alsbald schon ermattet wieder auf die Bettdecke und in ohnmächtigem Groll kratzten die Nägel an dem Laken, ohne etwas zu finden und zu fassen.

Beleidigung auf Beleidigung ergoß sich über ihn. Der schamlose Schurke da vor ihm zappelte vor Wonne mit Armen und Beinen; er tänzelte ordentlich vor der Bettstelle hin und her mit seinem Schmerbauch und seinem kahlen blutroten Kopf, dieser würdige Vater seiner unvergleichlichen Frau, und er überschrie und überschlug sich aus eitel Glückseligkeit, weil er straflos sein Mütchen kühlen durfte.

Und Robert mußte es dulden und konnte sich nicht rühren.

Er hatte ein Gefühl, wie nie zuvor ein ähnliches im Leben. Es war ihm, als löste sich eine Last, die während der letzten Minuten, seit dieser Narr in dieser Stube sein Wesen trieb,

geschwollen und gewachsen wäre, als löste sich ein Haufen eitel Bitternis in ihm los und durchströmte alle Adern mit Galle. Unsäglicher Ekel hob ihm das Herz, ein ekler Geschmack trat auf seine Lippen, seine Augen gingen über, und alles, was er vor sich sah, seine Hände, sein Bett und der Peiniger daneben erschien wie mit schmutzigem Schleier überzogen.

War das der Tod? Wie lange sollte er dieser empörenden Mißhandlung ausgesetzt bleiben? Er tastete wieder um sich, als könnte er sich aus all dem gelben gallbitteren Ekel aufraffen. Mit größter Anstrengung gelang es ihm, eine kleine Klingel zu fassen, die von ihm herangeschoben, nun auf der Marmorplatte seines Nachttischchens einen häßlichen schrillen Ton abschliff. Aber dann sank die Hand auch wieder herab, und die Klingel schlug mitsamt der Hand, die sie hielt, gegen die Bettstelle und schellte so nur einmal und ein wenig.

Allein die besorgte Nonne, der die Unterredung, wenn sie auch kein Wort davon verstand, schon des argen Lärmens wegen, nicht für ein Krankenzimmer geeignet schien, hörte doch das Klingeln und ward besorgt davon und fragte hinter der Thüre laut, ob sie eintreten dürfte.

„Ja!“ rief Robert, so deutlich er's im stande war.

Aber noch ehe die Thüre sich in ihren Angeln drehte, war der wütende Vater Emmas ganz dicht an das Bett herangetreten, die kurzen Finger zuckten in der Luft, er wollte den Liegenden schlagen ... da trat die Nonne staunend ein. Heribert erschrak; das letzte Schimpfwort blieb ihm in der fetten Kehle stecken; er packte mit beiden Händen seine Rockschöße und mit einer unsagbaren Geberde sprang er zur Thüre hinaus und warf dieselbe so heftig ins Schloß, daß man nach dem lauten Knall noch eine Weile den abbröckelnden Mörtel an der Verschalung herunterrieseln hörte. ...

Die Nonne bekreuzte sich und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Welch' ein Unmensch! ... Oder war es der Leibhaftige selber?!“

Dann sah sie den ihrer Pflege befohlenen Kranken genauer an und schlug abermals die Hände über der weißen Haube zusammen und bekreuzte sich abermals und fing zu weinen und zu jammern an.

Ein Glück, daß bald darauf der Arzt ins Zimmer trat! Allein auch dieser erschrak sichtlich, da er seines Patienten ansichtig wurde. Und sich mit bitterem Lachen über ihn beugend, rief er aus: „Corpo della madonna! Das also war's! ... Unglücksmensch, nun hat er auch noch die Gelbsucht!“

Roberts Erkrankung war schwer. Seine Genesung vollzog sich langsam, sehr langsam.

Sobald er einigermaßen verbracht werden konnte, verließ er das teuere Stockwerk am Kanal Grande und legte sich in ein billiges Stübchen bei ehrlichen Leuten, die hinter dem Fondaco dei Tedeschi an Fremde mit bescheidenen Ansprüchen kleine Zimmer vermieteten. Der Arzt, der den von aller Welt verlassenen Patienten in sein Herz geschlossen, hatte ihn dorthin empfohlen.

Heribert Meyer war viel zu erregt gewesen, um sich in die Privatverhältnisse des verhaßten Schwiegersohnes zu mischen. Emma gab sich nie mit dergleichen Kleinigkeiten ab. Robert Leichtfuß hatte sich in Berlin und überhaupt als Schwiegersohn eines reichen Mannes keine Schätze gesammelt und während seines Aufenthalts in Venedig fast nichts verdient.

Die teuere Miete, dann was an Rechnungen für seine Frau, die dort und da stehen geblieben waren, bezahlt werden mußte, endlich die lange Krankheit hatten Roberts Barschaft vollkommen aufgezehrt. Als er ungefähr nach Monaten so weit war, wieder ohne Schmerzen und Gefahr aufrecht stehen und gehen und auch seine Hände wieder brauchen zu können, war er arm wie ein Bettler.

Die gute Spreewälderin hatte aus Versehen sogar einen Teil der Garderobe Roberts in die Koffer gepackt, die mit nach Berlin genommen wurden. Nachdem er, was etwa Wertvolles in seinem Besitz geblieben war, zu Gelde gemacht hatte, hieß es sich nach Verdienst umsehen.

Für einen Künstler, der sich nach und nach auf allen möglichen Gebieten, mehr um sich zu erproben, als mit glücklichem Erfolg versucht hatte, und dessen Ruf bislang über eine beschränkte lokale Berühmtheit nicht hinausgedrungen, war das eine schwere Krise und hier in Venedig doppelt schwer.

Und selbst wenn die Verhältnisse günstiger gewesen wären, Robert war noch nicht im stande, wieder selbständig frei zu schaffen. Seine Seele, die so hart betroffen worden, erholte sich noch ungleich langsamer als sein Körper.

Venedig hatte keine große Industrie wie die deutsche oder französische Hauptstadt. Hier erschienen keine Witzblätter oder illustrierten Zeitungen, bei denen ein geistvoller Zeichner, wenn auch ein kärgliches, so doch sein Brot verdienen konnte. Mit Etiquetten, Einladungskarten und derlei kleinen, armselig bezahlten Diensten war auch nichts zu machen. Es blieb Robert nichts übrig, als vor irgend einem der populärsten Bilder in

der Accademia degli belli arti eine Staffelei aufzuschlagen, und es geduldig zu kopieren und dabei zu hoffen, daß irgend ein vorübergehender Engländer oder Heide ihm über die Schulter sehen und nach dem Preise fragen würde.

Es wäre für den arg geprellten, durch die Schlechtigkeit der Menschen und lange Krankheit niedergedrückten Mann vielleicht ein Glück gewesen, wenn er die Gelegenheit hätte wahrnehmen können, alle seine Gedanken in die großen Schöpfungen der alten Maler zu versenken und sich in Betrachtung, Studium und Nachahmung eines Tizian, eines Palma, eines Giorgione, eines Paolo Veronese oder Gian Bellin wieder aufzurichten.

Das Rezept, welches der zusammengebrochene Künstler sich zu seiner Wiederaufrichtung selbst verschrieben hatte, war gut. Oh, es war sogar ausgezeichnet. Nur schade, daß seine Natur vorderhand noch nicht im stande war, es zu vertragen, und er darum noch lange keinen rechten Nutzen daraus zu ziehen vermochte.

Robert war ja gewohnt, alles, was über ihn kam, leicht zu nehmen.

Er hätt' es auch diesmal gern gethan. Da sollt' er erst merken, wie empfindlich ihm mitgespielt worden war. Er konnt' es nicht ablegen, wie man ein schmutzig Hemd ablegt, kopfüber, um es hinter sich zu werfen; es saß ihm inwendig, und er konnte nicht, wie er wollte, er konnte die Folgen nicht so rasch verwinden. An Leib und Seele war er siech.

Ein gallenbitterer Geschmack ließ sich von seiner Zungenspitze nicht wegwischen. Gallenbitter schmeckte sein Brot, gallenbitter erschien ihm das Weib und die ganze Welt. Bitter, eitel und ekelhaft. Die Lust am Leben war ihm vergällt und die Freude am Schönen ganz erschlafft. Der Farbensinn in seinen Augen war getrübt.

Und das war das schlimmste, darüber er nicht hinwegkam. Er glaubte gelb zu sehn.

Hatte Robert vordem die ganze Welt und selbst die mißlungensten Geschöpfe in allzu rosigen Farben geschaut, jetzt stellte sich ihm alles Geschaffene wie hinter einem schmutzigen, ockerfarbenen, gallegelben Schleier dar: Gebäude, Wasser, Luft, Menschen und Kunstwerke.

Die Lagune, die noch vor kurzem ihm geradewegs aus dem Märchenlande der Poesie über diese Erde ergossen geschienen, war ihm jetzt nichts als eine trübe, stinkende Lache, mehr Unrat als Flüssigkeit, darauf in ihrer Form veraltete, in ihrer Armseligkeit geckenhafte Kähne von ungewaschenen moorfarbigen Spitzbuben mühsam hin und her geschoben

wurden; ein Pfuhl voll fauler Gärung, dessen ekelhafter Oberfläche die wunderwirkende Sonne Hesperiens keinen goldenen Schimmer mehr anzulügen vermochte.

Die Wunderwerke jener einzigen Architektur, die Paläste Sansovinos, die Staatsbauten Bramantes, die Gotteshäuser Palladios, davor er in glückseligem Staunen Tage verschlendern, Wochen verträumen gekonnt, sie waren nunmehr in allen Bogen und Winkeln, sie waren in jeglicher Kontur von einer schmutzgelben Linie umzogen, die seine Augen um alles legten, worauf sie sich hefteten.

Er fürchtete zu sehen.

Den Blick auf die Steine des Weges gerichtet, dazwischen vergilbte Grashalme unschön und armselig emporstachen und wie mit spitzen Fingern auf die Faulheit und Armut dieser heruntergekommenen Städter hinwiesen, mit niedergeschlagenen Wimpern drückte er sich scheu an diesen Fassaden vorüber, deren Herrlichkeit zu bewundern, zu preisen und zu erklären er noch jüngst nicht müde werden wollte.

Und erst die Menschen! Wie oft hatte er geschworen, daß der große Künstler, den die Schöpfung anbetend ihren Herrgott nannte, unter all seinen Wundern doch nichts Schöneres geschaffen habe, als das Menschenangesicht! Jetzt aber sah er gar keine menschenwürdigen Angesichter mehr, nur Fratzen, und, ach, von so scheußlicher Farbe.

Die berühmte Morbidezza, die feine blasse durchsichtige Hautfarbe der Venezianerinnen, die er sonst mit mattem Elfenbein, mit Perlmutter und solchen köstlichen und subtilen Dingen verglichen hatte, sie ward ihm ein Greuel. Die armen Leutchen kamen ihm vor, als wären sie eben aus einer Beobachtungsstation für ansteckende Krankheiten entlaufen, und er hütete sich im Vorübergehen, auch nur an ihre Kleider mit den seinigen zu streifen.

Ach, der Arme, er mochte sich selbst nicht mehr sehen!

Es war nur ein kleiner, unauffälliger, schlechter Spiegel, der in seinem armseligen, selbst für italienische Begriffe — und das will was sagen — armseligen Stübchen hing; aber seit er sich selbst einmal darin wieder gesehen und nicht wieder erkannt und dann eine lange greuliche Stunde in dieser gallegelben Karikatur mit braunen Wangen und greulich injizierten Augäpfeln sich selbst gesucht und endlich in seinem Abscheu auch gefunden hatte, seitdem hatt' er das Spiegelchen von der Wand abgenommen und hinter den Schrank in den Winkel gestellt, wo es keiner suchte und dicker Staub sich über dem Lieblingsinstrumente menschlicher Eitelkeit lagerte.

Er schämte sich, zu sehen — und er sollte malen!

Er fürchtete sich, zu denken, und er wollte doch nicht wahnsinnig werden.

Einmal, da er elend und müßig, ohne recht zu wissen wie, nach dem giardino pubblico geschlendert und dort auf einer Bank gegenüber dem Meere hocken geblieben war, sah er plötzlich im Geiste ein kleines Kind vor sich. Es schwebte wie eine Fata Morgana zwischen Luft und Lagune vor seinen aufgeregten Sinnen. Er meinte, es greifen zu können, wenn er die Hand danach ausstreckte. Es hatte ein vergilbtes Kleidchen an, das liebe Gesichtchen war von Zitronenfarbe und die Augen, die ihn mit argloser Zärtlichkeit anlachten, sahen aus wie die armen Augen, welche ihn jüngst in seinem Spiegelchen erschreckt hatten.

„Erna, mein armes Kind, Erna!“ rief er aus und begrub sein Haupt in seine beiden Hände, während ihm die Thränen über die Backen schossen und Kummer und ohnmächtiger Zorn ihn ganz und gar überwältigten.

So saß er lange schluchzend auf der Bank über dem Meere. Das Bewußtsein seiner ebenso jämmerlichen als hilflosen Lage, die Sehnsucht nach dem Kinde, der Ekel vor seiner eigenen krankhaften Vorstellungskraft, und der Haß gegen diejenigen, deren niederträchtigen Handlungen er all das verdankte, zerrten an seiner Seele wie Folterknechte an einem Preisgegebenen.

Er ging nicht mehr wieder nach dem giardino pubblico, wohin er vordem so oft mit seinem Kinde gegangen war, wo er so oft mit seinem Kinde gespielt, gelacht und geträllert hatte. Er wollte sich der Gedanken an das kleine Wesen entschlagen, das sie dem Vater weggestohlen hatten, noch ehe es gelernt hatte, sich Gedanken zu machen und Erinnerungen festzuhalten.

Was er über alles auf Erden liebte, was er nunmehr allein auf der Welt noch lieben konnte, das mußte aufwachsen ohne Liebe zu ihm! Das war von Anfang an der Möglichkeit beraubt, ihn, seinen leiblichen Vater, lieben zu lernen!

Waren sie nicht Verbrecher, gemeine, nichtswürdige Verbrecher, die ihm das anthaten, die das dem Kind anthaten!

Wie er sie haßte, diese beiden, die ihm das gethan, die beiden und ihre ganze würdige Sippschaft!

Seine Fingernägel krampften sich in die Handflächen, seine Zähne schlugen knirschend aufeinander, und er fühlte, wie eitel Bitternis ihm wieder reichlich auf die Zunge und in die Augen trat, so oft er dieser Menschen gedachte.

Und er mußte ihrer oft gedenken!

Hätt' er ihrer vergessen können, es wär' ihm leichter geworden, zu genesen.

Aber daß sie teil hatten an seinem Kinde, berechtigten Anteil vor Gott und Menschen, daß sie, die dem Vater das Kind, dem Kinde den Vater gestohlen hatten, von diesen seinem Kinde, niemals loszulösen waren, das verbitterte ihn nur immer mehr und mehr, und er zergrübelte sich das Hirn mit Rachegedanken, und sein Haß heckte Märchen aus, wie er ihnen Gleiches mit Gleichem — nein, das gab es nicht, denn jene hatten kein Herz — aber wie er ihnen empfindlich vergelten möchte.

Dann verlacht' er sich selbst. Er sich an jemand rächen! Er, der sich so widerwillig von Ort zu Ort schleppte, der arm wie ein Bettler und außer stande war, sich trocken Brot zu verdienen! Er war kein gefährlicher Feind, und keine Katze brauchte sich vor ihm und seinen gelbangestrichenen Luftschlössern zu ängstigen!

Heisa, der feiste Vater Heribert und Schön-Emma, seine süßere Hälfte, sie streckten sich so gemächlich auf bequemen Stühlen, sogen Champagner aus geschliffenen Kelchen und sagten dem Kinde: „Dein Vater ist ein Lump, der unterwegs irgendwo verloren gegangen ist; du brauchst dich weiter nicht mehr um ihn zu kümmern!“ Und sie lachten gemeinschaftlich über den unbequemen Tölpel, den sie einst in einer Karnevalslaune sich aufgesackt, nun aber glücklicherweise in einer andern Karnevalslaune wieder abgeladen hatten, und das endgiltig und entscheidend! . . .

Wenn ihn diese Gedanken packten, da lief er wie gehetzt die alten Mauern entlang, bis er irgend nicht weiter konnte, weil der Weg zu Fuß aufhörte, oder weil die Müdigkeit seines Leibes ihn nicht länger trug, oder weil eine Kirche gerade gegenüber die weiten Thore offen stehen hatte und ihm aus der Tiefe des Innern zuzurufen schien: Mühseliger, komm herein und beruhige dein beladenes Herz!

Da saß er dann wohl in der falben, kühlen Gotteinsamkeit vor einem Dogengrabmal und lernte nach und nach wieder sehen. Der alte Stein vertrug die gelbliche Beleuchtung, die Roberts krankes Auge darüber ausgoß, eher als all andres Gebilde. Lange bevor Architektur und Malerei wieder anregend auf seine Sinne wirkten, vermochte die Skulptur zu seinem alten Adam verständlich und beschwichtigend zu reden.

Der kühle Stein in seiner glatten Abrundung hatte etwas seltsam Anheimelndes und Beruhigendes für sein krankhaftes Gefühl. Und arm an Gedanken, wie er durch Krankheit und

immer dasselbe Leid wiederkäuenden Kummer geworden war, sprach er dann gern die Verse vor sich hin, die Michelangelo, der große Marmorbildner, einmal gedichtet hatte, da die Flut der Bitternis ihm bis an die Lippen gegangen war.

„Süß ist zu schlafen oder Stein zu sein,
Solang das Unglück dauert und die Schande!"

Ja, die Schande! Sie hatten Robert Schande angethan und nach Kräften. ... Da war es wieder das nagende Leid, das ihm in alle Adern die Galle goß! ... Wie sollte der Sieche dabei gesunden!

... Krank oder gesund, die Not fragt nicht danach. Sie macht vor dem Kranken schon gar keinen Umweg. Und sie lehrt mehr als beten, sie lehrt allerhand Geschick und Kunst, sie ist erfinderisch und von zwingender Kraft.

Sie zwang auch Robert Leichtfuß — nicht zur Freude, nicht zum Vorteil seiner Seele. Er kam sich in der Bitternis, darein er vom Schicksal getaucht war, als Mensch verunglückt, als Künstler entadelt vor.

Und er war es auch. Aber Hunger that weh. Auch das ärmlichste Stübchen will endlich bezahlt sein. Und diese Wahrheit läßt sich auf die Dauer auch einem heruntergekommenen Fremden nicht verhehlen, dessen Hände schlaff in den Schoß hängen, dessen Gedanken abirren und dessen Hoffnung auf Genesung und Glück durch nichts berechtigt erscheint.

Robert mußte endlich malen, gleichviel ob ihm die Welt rot oder gelb vor Augen stand; er mußte, war's auch nur, um die gemeinsten Lebensbedürfnisse notdürftig zu befriedigen.

Er malte auch. ... Aber was! ... Er wollt' es selbst nicht sehen, sobald der Firnis trocknete. Er wandte die Augen ab von der kleinen Leinwand, die er mit Widerwillen bepinselt, mit Schmerzen und Ekel vollendet hatte — wenn von Vollendung bei solch flüchtigem lieblosen Treiben überhaupt geredet werden darf —. Er wandte die Augen ab von der kleinen Leinwand oder dem Holztäfelchen, darauf er am Tag etwas wie eine schnurrige Szene aus dem venezianischen Volksleben hingeworfen oder irgend eine auffallende Straßenerscheinung skizziert hatte, und die er nun des Abends, den Schlapphut tief ins Gesicht gedrückt, einen alten Radmantel über die bloßen Hemdärmel geworfen, mit heiserer Stimme, wie ein Kuppler an der Straßenecke anbot, wo ihm ein Fremder begegnete, der dumm genug und zahlungsfähig aussah.

Wenn er für solche Dinger, die er nur zu oft vergebens feil-

bot, nach viel verschluckter Scham, nach viel Beflissenheit und Worten einmal zehn, einmal gar zwanzig Lire auf die Hand bekam, so war Müh' und Selbstüberwindung eben nicht umsonst gewesen, und ein erlösender Seufzer entrang sich der beengten Brust.

Er hatte bereits den Erstgeborenen eines Schweinemetzgers für eine Mortadella in Wasserfarbe porträtiert und einen großherzigen Schneider, der ihm das Notwendigste, ein neues Beinkleid, überlassen, in Oel verewigt. Etwas gelb sahen sie freilich aus, der Schneider und der Schlächtersknabe; jedoch die Verwandten waren's zufrieden und schworen darauf, so sähen die Leutchen nun einmal aus zwischen den hohen engen Gäßchen der Lagunenstadt.

Er selber meinte nachgerade, daß auch er zwischen diesen hohen engen Gäßchen, auf den Steinen über der dickflüssigen Lagune, zu keiner andern Farbe gedeihen würde. Das einst so geliebte Venedig erinnerte ihn, er mochte sich Gedanken machen, welche er wollte, erinnerte ihn auf Schritt und Tritt an die schlechten Menschen, die ihn hier so heimtückisch verraten, so schwer gekränkt hatten, an das süße kleine Kind, das sie ihm gestohlen, an all das Abscheuliche, das ihn körperlich und seelisch so heruntergebracht hatte, wie er war.

Ach, hätt' er Flügel! ... Ach, wär' er ein reicher Mann! Nein, nur ein Mann, der sich und sein Kind redlich ernähren konnte! Ach, wär' er nur wieder gesund und im Vollbesitz seiner Kraft!

Wird er je wieder gesund werden ...?!

Hier in Venedig nicht! Das stand ihm fest, das wiederholte er sich jeden Tag, jede Stunde.

Also fort! Fort, je eher, desto lieber! Fort, sobald ihn die Beine trügen, und er sich für den erbärmlichen Schnickschnack, den er Tags über zusammenpinselte, so viele Lire nächtlicherweile erhandelt hätte, daß er etliche Wochen, ein paar Monate vielleicht, wenn auch noch so kärglich davon leben könnte! Nur so viel, daß er wieder einmal malen durfte, was der Mühe verlohnte und keine Schande wäre.

Es dauerte lange, bis er ein Dutzend Goldstücke also kläglich verdient hatte. Er war darüber geizig und mißtrauisch geworden, und er hütete sein Sümmchen ängstlich, als wär' es der Schlüssel zum irdischen Paradiese.

Es dauerte auch lange, bis Brust und Beine so weit wieder erstarkt waren, daß er eine längere Fußreise wagen durfte. Anders als zu Fuße reisen, etwa wie ein Signore im Eisenbahnwagen — und wär's auch nur dritte Klasse! — daran

durfte der Schwiegersohn des reichen Bankiers Heribert Meyer vor der Hand nicht denken!

Und am längsten dauerte es, bis er die Schlaffheit im Gemüt, den Ekel vor jeglichem Entschluß, die Trägheit des Denkens überwand, die als schlimmster Rest seiner langen Krankheit in ihm stecken geblieben war und zu seinem eigenen Verdruß nicht weichen wollte.

Er haßte Venedig und kam doch nicht davon los.

Einmal, als er sich endlich ermannt glaubte und die Abreise ernstlich erwog, warf ihn eine ärgerliche Ueberraschung beinahe wieder zurück.

Der Rechtsanwalt der Familie Meyer in Berlin hatte sich mit einem, wie er sich ausdrückte, sehr beherzigenswerten Vorschlag dieser wackeren Familie an Robert gewandt, und dies Schriftstück den Adressaten nach einigen Umwegen richtig in der Spelunke, wo er seine Schlafstelle hatte, erreicht.

Sein Schwiegervater schlug ihm durch den Advokaten vor, er möge sich eine recht artig bemessene Pension durch ausdrücklichen Verzicht aller Rechte, die er an sein Kind zu haben glaubte, sichern. Der Entschluß wollte ihm durch zweierlei Erwägungen angeschmeichelt werden. Fürs erste wüchse das Kind ja doch fern von ihm auf und wüßte kaum mehr von ihm, und es würde auch nicht in Gedanken an einen solchen Vater erzogen werden; auch wäre seine Lage, wie wohl bekannt, nicht danach angethan, Ansprüche an sein Kind durchzusetzen, noch es zu ernähren und standesgemäß erziehen zu lassen; dagegen Herr Meyer nicht wünschen könnte, daß einer, der, wenn auch nur einige Jahre, die Ehre genossen habe, sein Schwiegersohn zu heißen, dem allgemeinen Mitleiden anheimfiele oder gar — man könne nicht wissen — noch schlimmere Wege wandle. Er möge also die dargebotene Pension sich verdienen durch vernünftigen Verzicht auf eingebildete Rechte.

Andernfalls würde ihm ein „Nein“ doch nichts helfen, denn es würde dafür gesorgt werden, daß das geltende Recht selbst ihn dieser Ansprüche für verlustig erklären werde.

Vielleicht las Robert in schäumender Wut allerhand Nichtswürdigkeiten in dies Schriftstück hinein, die gar nicht im Wortlaut des beflissenen Rechtsfreundes der Meyerschen Sippe enthalten waren. In der Hauptsache hatte der halbgenesene Maler aber ganz richtig gelesen.

Er sollte auf sein Kind verzichten! Auf sein Fleisch und Blut! Auf das einzige Wesen, an dem sein Herz noch hing,

mit aller Leidenschaft gekränkter Liebe hing! Und das zu ihm gehörte von Gott und Rechts wegen!

Und für Geld! Für eine schnöde hingebotene Bettelsumme! für ein Almosen! Und aus solchen Händen!

Dieser ruchlose Schimpf hatte noch gefehlt!

Er fühlte, wie es ihn wieder mit tausend Krallen packte, und eine gallige Bitternis sein ganzes Wesen von innen heraus überströmen wollte.

Halt da! ... Diese Freude sollten sie nicht haben, ihn noch tiefer ins Elend zu drücken, ihn noch einmal in die Krankheit zurückzustoßen!

Er stemmte sich mit aller Willenskraft dagegen.

Und daß er solchen Widerstands fähig, war doch schon ein gutes Zeichen.

In derselben Zeit lernte er zufällig hinter einem Glase Cyperwein in einer Schenke an der Riva einen Schiffer aus Murano kennen, den ein Frachtgeschäft südwärts das Adriatische Meer hinabführen sollte.

Der pockennarbige Mensch, dem die Brauen in zwei dicken Büscheln wie Eulenfedern über die dunklen Augen hingen, fand an dem Skizzenbuche, das neben Roberts Weinglas auf dem Tische lag, besondres Gefallen. Er hielt sich für einen schönen Mann, und hätt' er so eine gelungene Zeichnung seines Angesichts hinter Glas und Rahmen kriegen können, er wollte sich's — Corpo della Madonna! — auch was kosten lassen ... kosten, wie man so sagt, denn er war arm wie eine Kirchenmaus, arm wie ein echter Venezianer.

Sie redeten nicht lange herum. Robert, der bereits, wie wir wissen, für eine Wurst ein Aquarell und ein Oelbild für eine Hose geliefert hatte — andrer ähnlicher Händel zu geschweigen — ward mit dem Tischgenossen bald einig. Dieser sollte ihn bis nach Porto Corsini unter dem Pinienwalde Ravennas mitnehmen in seiner Barke, dafür versprach der Maler dem Schiffer, unterwegs sein stolzes Angesicht schwarz auf weiß zu zeichnen und ihm diesen Abklatsch zur Freude und Auferbauung seiner Kinder und spätesten Enkel zu überlassen.

Es war ein eigentümlich nagendes und bitteres Gefühl, als Robert die von der aufsteigenden Sonne rot angestrahlten Säulen San Marcos und des Löwen, den Dogenpalast und die Kirche Santa Maria della Salute über der wachsenden glitzernden Wasserfläche immer kleiner und kleiner werden und nach und nach die ganze Dogenstadt, in der er so viel erlebt

und gelitten hatte, mit ihren Dächern, ihren Türmen in Wasserdunst und Ferne verschwinden sah.

Ein Stück Leben löste sich da von ihm; erst jetzt war er die Vergangenheit los. Alter Wahn, alte Liebe, alte Hoffnungen, sie lösten sich erst jetzt vollends von ihm ab. Er fühlte schier, wie seine Brust sich erleichterte, sich hob, und tief aufatmend sog er die freie befreiende Luft über der Salzflut ein, wie einen balsamischen Trank der Genesung.

Die Fahrt war glimpflich, nur etwas heiß. Er schlief am Tage da, wo das dreieckige, braungelbe, malerisch geflickte Segel der Barke Schatten gab. In den Morgenstunden des zweiten Tages war er mit der versprochenen Zeichnung zu Ende gediehen. Der Muranese war sehr erfreut darob, fand sich wunderbar getroffen, das reine Spiegelbild, und der in seinen Ansprüchen Bescheidene bedankte sich noch recht überschwänglich, als ihm sein Fahrgast das sorgfältig zusammengerollte Blatt mit einigen freundlichen Worten zum ewigen Andenken überreichte.

An den Mündungen des Po vorüber ging die Fahrt bei klarem Wetter bei mäßigem Winde nach Wunsch von statten. Mit dem Gefühl herzlichen Dankes trennte sich Robert am dritten Tage von dem langsamen Segler und betrat im Bewußtsein, nun endlich genesen zu sein und mit altem Gram und altem Schmerz endgiltig abgeschlossen zu haben, die ravennatische Küste.

Die drei Tage auf dem Meere hatten ihn wunderbar erquickt. Er hatte sich wieder auf seine Eigenart besonnen. Er fühlte, daß er genesen, daß er wieder er selber war.

Sein malerisch Handwerkszeug hatte er als schwere Fracht vorausgesandt. Was er mit sich trug, war leichtes Gepäck. Leicht war sein Schritt und leicht war auch wieder sein Sinn, fast wieder so leicht wie in früheren unbetrübten Tagen, da er, den Wanderstab in der Hand, das Haar im Wind und ein Liedel auf den Lippen den Pinienwald entlang, am Grabmal des großen Theodorich vorüber gegen die Porta Serrata pilgerte.

Er trieb sich etliche Tage mit wieder klar genießenden Augen im alten Ravenna herum. Daß die Welt wieder in ihren richtigen Farben zu ihm sprach, und ihre Schönheit wieder unvergällt und unverschleiert ihm zu Herzen redete, gab ihm ein Gefühl des Glückes, wie er es lange nicht mehr genossen hatte.

Von Ravenna bis Bologna vergönnte er sich sogar eine Eisenbahnfahrt von drei Stunden. Nachdem er in letzter Stadt über eine Woche verbracht und sich an ihren Kunstschätzen ergötzt hatte, ging er zu Fuß über die Waldhöhen des wilden

Apennins und stieg, drei Wochen, nachdem er Venedig in der Barke des Muranesen verlassen hatte, wegmüde, bestaubt und vergnügt ins fruchtbare von Weilern und Villen übersäete Mugnonethal herab, um am Ziel seiner Reise, im kunststrotzenden Florenz den Wanderstab in die Ecke zu stellen und sein Malergerät wieder auszupacken.

Er kannte die unvergleichliche Medizeerstadt schon von einem früheren Besuch. Nachdem er einige Tage lang Umschau gehalten, hatte er gefunden, was seinem künstlerischen Menschen jetzt vor allem taugte, ein ehrwürdiges geliebtes Vorbild, das er mit Fleiß und Verständnis nachschaffen wollte, um die Erinnerung an die bettelhafte Notkunst der letzten Venezianer Monate sich aus der Seele zu bannen, und zum Erprobten und Echten andächtig emporstaunend, seine Hände, die gesündigt hatten, wieder zur Uebung wahrer Kunst zu weihen.

Die Erlaubnis, die er für sein Vorhaben einholen mußte, ward unschwer erreicht, und bald saß er jeden Tag, sobald der Eintritt gestattet war, im ersten Saale der Galleria Pitti, wo er seine Staffelei vor Raffaels „Vision des Ezechiel" gerückt hatte, und versuchte mit gewissenhafter Emsigkeit dies Wunderwerk, das, wie kein anderes, erhabensten Gegenstand in kleinem Raume darstellt, getreuest nachzuahmen.

Er lebte und webte in diesem Vorhaben, das vor der Hand jeden andern Gedanken ausschließen und mit den strengen Anforderungen, die es an die Ueberlegung und das Können des Genesenen stellte, weder Erinnerungen an die Vergangenheit noch Pläne für die Zukunft aufkommen lassen sollte.

Am Feierabend lebte er, bedürfnislos und sparsam, wie er so rasch wieder geworden war, in mäßigem Verkehr mit deutschen und französischen Künstlern, die sich mehr oder weniger an ihn anschlossen.

Am Morgen ging er über den neuen Markt, frühstückte aus der hohlen Hand auf der Straße, und auch die Abendmahlzeit kostete wenig. Toscana war damals noch das gelobte Land, wo man billig und gut leben mochte, wie nirgend in der Welt.

Wie das so Malerart einmal ist, disputierte er viel herum mit seinen Genossen über große und kleine Kunst, deren Aufgaben und Mittel, schalt sich weidlich aus über diese und jene Richtung, die nicht die seine war, schloß aber keine innigeren Freundschaftsbande mit diesen vom Zufall recht bunt zusammengewürfelten Genossen, die, von einigen seiner näheren Landsleute über sein Schicksal belehrt, ihn mit einer gewissen respektvollen Zurückhaltung behandelten, als fürchteten sie, der schätz-

bare Mann möchte über kurz oder lang in berechtigte Klagen allzulaut ausbrechen und am Ende gar an ihre Zivillisten Ansprüche machen, die, je näher die Bekanntschaft, desto schwerer abzuschlagen wären.

Diese Sorgen erwiesen sich nach beiden Seiten hin als überflüssige. Robert blieb, wie gesagt, mäßig und bescheiden für sich. Das in so mühseliger und niederdrückender Weise zu Venedig verdiente Sümmchen ward von ihm mit größter Sorgfalt behandelt, er dachte nicht an fremde Hilfe. Er dachte nicht mehr daran, einen Freund auf die Probe zu stellen. Reiche Leute und Frauenzimmer mied er mit einer seltsamen Aengstlichkeit, die ihm im Innersten als letzter Rest seiner überwundenen Schicksale stecken geblieben war. Und wenn kleine Kinder seinen Weg kreuzten, sah er, so gut es ging, beiseite, und er hatte Mühe dabei, seine sonst so ruhigen Züge zu beherrschen.

Er hatte auch einmal so ein winziges, zappliges, in blendend Weiß gewickeltes, glückausstrahlendes Ding besessen. ... Er sollte nicht daran denken und wollte nicht daran gemahnt werden!

Abgesehen von also vorübergehenden, ziemlich seltenen Anfechtungen durch ganz kleine, ganz unschuldige Leute, verbrachte Robert seine Tage friedlich, still, man dürfte sagen unbekümmert. Er machte sich wenig Gedanken und entschlug sich aller Erinnerungen, so gut er konnte.

Die Kunst, die nachahmende Kunst, die sich streng an ein gegebenes Vorbild hielt und außerhalb des goldenen Rahmens, der jenes alte Meisterwerk umschloß, alles andre zurücktreten und verblassen ließ, sein mit richtiger Ueberlegung gewähltes, streng festgehaltenes Tagewerk half ihm, sich Grübeln und Sorgen und Ueberlegen fern zu bannen. Der Erhaltungstrieb des jüngst noch so gequälten Körpers mochte auch das Seinige dazu beitragen, sich instinktiv vor jeder Berührung mit der Welt so viel als möglich zu wahren. Sie konnte also aus gewisser Entfernung wenig Freude bereiten, aber auch weniger Schmerz.

Er näherte sich auf diese Weise dem Naturgefühl ursprünglicher Menschen. Er war einer unter vielen, wie eine Welle im Strom, Welle neben Wellen. Nichts eigen zu haben und nichts zu entbehren, glatt aneinander vorüberzufließen, ohne empfindliche Reibung, ohne voneinander etwas zu erwarten, ohne jenen Pflichten zu schulden, nur einem festgegebenen Ziele zugewandt, der jeweiligen Aufgabe der bildenden Kunst — dieser Zustand schien ihm nicht nur erträglich, sondern beneidenswert, und er wähnte, daß er von Dauer sein könnte.

Ruhmsucht und Ehrgeiz hatten ihn auch vordem nicht sonder-

lich geplagt. Wie sollten sie nun ihn aufregen, da er sein ganzes Können in den Dienst eines längst abgeschiedenen Meisters gestellt hatte und allem Wettbewerb weit ausweichend still für sich und mit sich zufrieden war, wenn das Gebilde da auf seiner neuen Leinwand dem drüben auf der alten immer ähnlicher und ähnlicher sich ansah.

Auch auf Geldgewinn war er nicht aus. Solch Streben lag nicht in seiner Natur. Nur eine kurze Zeit in seinem Leben war er emsig und ehrgeizig darauf bedacht gewesen, viel zu verdienen. Damals, als er der Schwiegersohn eines reichen Mannes gewesen, gleichsam durch die Ideen, welche die Luft jenes Hauses füllten, angesteckt und von dem Stolz mißleitet, von den Schächern, die seine Sippe darstellten, nicht über die Achsel angesehen zu werden.

Viel war dabei nicht herausgekommen, und nun atmete er wieder leichter auf, wenn er so in den Tag hinein schuf, ohne sich um kommende Tage zu sorgen, der Lilie auf dem Feld und dem Spatzen auf dem Dache gleich. Was er sich unter üppigen Menschen an Bedürfnissen angewöhnt hatte, war mit der Krankheit von ihm abgefallen. Er war wieder der malende Philosoph, der Gott einen guten Mann sein ließ, und der großen Stunde gewärtig, da Frau Fortuna ihn unversehens aus ihrem Füllhorn überschütten und ganz glücklich machen werde. Ja, er glaubte wieder an das Glück — aber nur um e i n e s zu erreichen ... e i n e s ... wann freilich, das wußt' er nicht, und daran denken, schwächte nur die mühsam wiedergewonnene Kraft der armen Seele. Also nicht! ...

Mittlerweile sah er wohl seine Barschaft schwinden. Allein bei seiner bedürfnislosen Lebensweise mocht' es immerhin noch eine Weile zureichen. Die Leinwand vor ihm sollte für später helfen. Er mocht's abwarten.

Und sein alter Köhlerglaube trog ihn auch diesmal nicht.

Um die Zeit, da er mit der Kopie der „Vision des Ezechiel" wie mit dem Reste des in Venedig erworbenen Sümmchens gleicherweise zu Ende gedieh, machte Robert ungesucht eine wunderliche Bekanntschaft, die auf sein ferneres Thun und Lassen nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

Er hatte erst gar nicht und nach und nach nur wenig auf einen Mann geachtet, der des öfteren hinter ihm vor seiner Staffelei stehen blieb und das Fortschreiten seiner Arbeit nachdenklich, nicht selten mit halblauten Zeichen der Anerkennung betrachtete.

Es war endlich nicht mehr zu übersehen, daß der Fremde dem Maler ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Derselbe war

offenbar von schüchterner, vielleicht nur aus Hochmut unbeholfener Natur, denn er fand nicht recht, wann und wie beginnen. Und Robert, den in seiner Gemütsverfassung Gespräch bei der Arbeit eitel Störung däuchte, und der nach Menschenrede keinerlei Verlangen trug, bot auch keine Gelegenheit zu bequemer Unterhaltung.

Doch schon dies wiederholte, dies regelmäßige Wiederkehren eines Bewunderers Tag für Tag ward schließlich als mißliebige Unterbrechung empfunden, und unwillkürlich heftete Robert das Malerauge auf den Lästigen, der das erlösende Wort nicht zu finden verstand, sondern wie ein Versucher, wie ein Gespenst immer öfter, immer enger seine Staffelei umkreiste.

„Wer ist der nervöse Herr mit dem blassen Gesicht, den schwarzen Augen, dem glänzenden Schnurrbart und dem atlasausgeschlagenen Radmäntelchen, der vorhin des längeren mit Ihnen geredet hat?" fragte eines Feierabends ungeduldig Robert Leichtfuß den Galeriediener, der ihm beim Aufräumen seiner Malergerätschaften behilflich war.

„Wunder!" rief der andre, „der Herr kennt diesen berühmten Russen nicht? den ebenso reichen wie kunstverständigen Baron von Sempach nicht? Unmöglich!"

„Ich habe diesen Namen nie gehört!" antwortete der Maler.

Und jener fuhr, die Haut über den Augenbrauen in Falten ziehend, die rechte Hand, wie wenn er eine Größe mühsam aufbaute, immer höher und höher hebend mit lauter Stimme fort: „Oh, ein Mäcenas, ein Medizeer in seinem kalten Lande! ein Mann, der sein Ahnenschloß mit guten Bildern schmücken will, ein Mann, der nur eine einzige Leidenschaft hat: gute Bilder zu besitzen! Ein seltener Vogel, ein Wundertier! ... Dessen Bekanntschaft sollten Sie zu machen suchen. ... Die verlohnte sich!"

Robert, der eben den Malkasten schloß, brummte etwas wie: „Da kann der Narr lange warten!" zwischen den Zähnen und ging davon, ohne sich weiter an das Gewäsch des Kustos zu kehren.

Im stillen wirkte das Gehörte dann doch in ihm nach. Er vergegenwärtigte sich das seltsame Gebaren dieses Enthusiasten, der die bisher an den Tag gelegte Bewunderung für sein Schaffen vielleicht in klingende Münzen umzusetzen gewillt war.

Er suchte die Abneigung zu prüfen und zu überwinden, welche dieser schüchterne Störenfried in ihm gezogen hatte. Bis zur Stunde traute er ihm keine guten Absichten zu. Aber reiche Leute sind oft wunderliche Leute, und Verschwender haben oft ein fühlendes Herz. Und Zeit für einen unerwarteten Glücksfall war's wieder bei ihm.

Robert schüttelte den Kopf dazu. Ein seltsames Werkzeug, dessen sich die Vorsehung diesmal bedienen wollte. Aber wenn schon! . . .

Eine Erscheinung voller Gegensätze. Ein fahles, langgezogenes, eingetrocknetes Gesicht und darin ein Paar Augen wie glühende Kohlen. Augen, die in ihrem Feuer sich zu verzehren schienen. Die Gestalt stramm aufgerichtet, jeder Zoll ein Feudalbaron, und doch eine rastlose, hastige Beweglichkeit in den wohlgepflegten Fingern, die bald dies, bald das, bald die Stirnlocke, bald den Knebelbart befühlten, bald an einem Knopf des Gewandes, bald an einem Glied der Uhrkette drehten, bald ein mit nervösen Lippen geflüstertes Selbstgespräch mit zuckenden Winken begleiteten.

Die Kleider nach neuestem Schnitt, fast zu stutzerhaft für einen starken Fünfziger, der er war; alle in schlichtem Schwarz bis auf eines, die violette Sammetweste, über der am Halse ein meisterhaft gefaßter, daumennagelgroßer Diamant funkelte und gegen den Leib sich eine goldne Kette von der Dicke eines Kinderfingers in einem malerischen Bogen, an van Dycks Selbstporträt erinnernd, hinabschlang.

Der Bart bis auf Kinn und Oberlippe geschoren und die kohlschwarzen Reste militärisch gestutzt. Aber über der hohen Stirne eine mit Silberfäden durchzogene, mit dem Brenneisen geförderte Locke von idealem Schwung.

Das Radmäntelchen, mit knisternder Seide gefüttert, sollte wohl der ganzen Erscheinung einen diabolischen Schimmer geben, oder es war nur ein Zugeständnis an den Geschmack des italischen Landes.

Robert hatte bei Betrachtung des Betrachtenden nicht recht gewußt, ob er einen Fürsten oder einen Kunstreiter vor sich habe. Der Mann schien sich immer in einer überlegten Pose zu präsentieren, wie einer, der durchaus porträtiert werden will. Und alte Erinnerungen an den würdevollen Thürhüter auf dem Montmartre und die verunglückten Versuche, diese Fratze zur Zufriedenheit zu treffen, durchzuckten schaudernd den nunmehr sorgfältiger strebenden Künstler.

Nein, zu einem Bildnis dieses Mäcenaten sollte keine Macht der Welt ihn bewegen! Leichtfuß war kein Bildnismaler, glaubte keiner zu sein. Er wußte überhaupt nicht mehr, ob er Eigenes schaffen könnte, ohne den Anhalt an ein gegebenes Kunstwerk. Er war kleinmütig geworden in langer Krankheit oder doch zaghaft, so daß er sich noch nicht auf die Probe zu stellen wagte. Und dies Modell nun gar sollte ihn nicht zu

andrem Entschluß bekehren. Er lachte für sich über den alten Gecken, der aussah wie ein aus der Byronschen Epoche übergebliebener Idealheld, in den die Motten gekommen waren.

So schlimm war es indessen nicht gemeint. Und da Robert am andern Tag, als sie sich wieder urplötzlich Aug' in Auge sprachlos gegenüberstanden, gutmütig, wie er war, zu lachen anfing, ward das Eis gebrochen. Nachdem ein flüchtiges Erröten über die welken Züge des Freiherrn geglitten, kam dessen annehmbarer Vorschlag zu Gehör: Robert solle für ihn in Toscana und Rom eine Reihe alter Bilder kopieren, die der zahlungsfähige Kenner ihm bezeichnen würde, und dafür die feste Summe von dreitausend Thalern erhalten, die, sobald beide handelseinig geworden, auf der Florentiner Bank für den Maler zu deponieren, jedoch im zweiten und dritten Drittel erst nach Ablieferung sämtlicher Gemälde von Leichtfuß zu erheben sei.

Mit welch andern Augen betrachtete nun der Maler den wie vom Himmel auf ihn gefallenen Gönner.

Er war im Anfang sogar in seiner leichtfertigen Weise sehr dazu geneigt, den Mann und den Dienst, den ihm jener leistete, zu überschätzen. Denn genauer betrachtet, verpflichtete sich Robert zu einer langdauernden, unendlich mühsamen Thätigkeit, die jede andre Arbeit auf zwei Jahre ausschloß, und das Entgelt war, auf fünf oder sechs große Bilder verteilt, nicht beträchtlich.

Allein der Maler sah nur eine Reihe hocherwünschter Arbeiten vor sich und an deren Ende ein kleines, festes, rundes Kapital, mit dem er Wunder wirken und das ferne Ziel seiner mühsam verhaltenen innigen Wünsche sicher erreichen wollte.

Unbedenklich schlug er in der ersten Viertelstunde dieser Unterredung in die lange, bleiche, wohlgepflegte Hand Sempachs, und als er sich nach diesem bedeutungsvollen Tage spät abends noch immer voll freudiger Aufregung zu Bette begab, war ihm nicht anders zu Mut, als hätt' er den fabelhaften Goldfluß Pactolus in sichrem Bett bis vor seine Füße geleitet und brauchte nur mit hohler Hand zu schöpfen, um einer der Reichsten auf dieser Welt zu sein.

Wenige Tage darauf trat die fertige Kopie der Vision des Ezechiel wohlverpackt die weite Reise nach Samogitien an, und Robert ließ sich von dem wunderlichen Brotgeber vor einen Tizian oder Andrea del Sarto in die Galerie der Uffizien führen, um dort für die nächsten Monate seine Staffelei aufzuschlagen und dem einen Werk seiner Hände ein zweites und drittes nachzusenden.

Daß Robert Leichtfuß in dem kunstverständigen, kunstverliebten Herrn von Sempach endlich einmal wieder einen Kenner gefunden hatte, der große Stücke von ihm hielt, ihm noch größere zutraute, und dessen durchaus kein Hehl hatte, sondern für seine Wertschätzung die gewählteste, ja nicht selten eine überschwengliche Sprache fand — nun im vertraulichen Verkehr ihm die schüchterne Poetenzunge gelöst war — das trug nicht wenig dazu bei, dem Sonderling das leicht bewegliche Herz des Künstlers zuzuwenden.

Es that dem vielverkannten, vielmißhandelten Menschen seltsam wohl, wieder einmal bewundert, belobt und verhätschelt zu werden, so daß er sich an den fremden, jüngst noch belächelten Mann voll Zutrauen und blinder Ergebenheit anschloß.

Allein es währte nicht lange, und die Enttäuschung blieb nicht aus.

Leo Ferdinand von Sempach war wie in seiner äußeren Erscheinung auch in seinem inneren Wesen aus Widersprüchen zusammengesetzt und unter allen Sterblichen wohl am wenigsten geeignet, der Freund eines einfachen und arglosen Mannes zu sein.

Der Erbe eines bereits angesehenen Namens ward er ganz erfüllt und besessen von nagender Ruhmgier. Dieser zu frönen, griff er nicht selten zu ganz phantastischen Mitteln. Er glänzte bald an Höfen verschiedener Fürsten, zog sich bald in die Einsamkeit seiner Landgüter zurück, oder machte Reisen um die Welt und ließ von seinen Stationen in den Zeitungen reden. Er baute sich mitten im Urwald ein verschnörkeltes Palästchen in einem selbsterfundenen Barockstil. Er schrieb dicke Bücher und schmächtige Verse. Er stellte Kuriositäten seines Familienbesitzes aus. Er kaufte verkannten Genies ihre Bilder und Statuen ab, von denen niemand nichts wissen wollte, vorausgesetzt daß ihr Verkanntsein ihnen noch nicht gestattete, vollwichtige Preise zu beanspruchen. Denn so reich er war, so geizig war er, und da der Ruhm viel Geld kostete, hielt er, was er von seinen Altvordern im legalen Erbgang erworben hatte, mit feindseliger Aengstlichkeit zusammen, die in jedem Mitmenschen mehr oder weniger einen maskierten Beutelschneider vermutete.

Diese Menschenfeindlichkeit im allgemeinen hinderte ihn nicht, sich ab und zu durch vergötternden Enthusiasmus gegen einen einzelnen schadlos zu halten. Aber wehe dem Idol, wenn es nicht nur beräuchert, gelobhudelt, angedichtet sein wollte, wenn es, durch seinen blühenden Wortschwall zum Vertrauen angeregt, Augen und Sprache gewann und wie einem andern Sterblichen gegenüber Meinungen, Wünsche, Stimmungen äußerte!

Der alte Feudalherr war gewohnt, zu befehlen, zu diktieren, in allen künstlerischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen Ton anzugeben. Er duldete keinen Widerspruch, auch höflich verschleierten, auch nur vermuteten nicht.

Und wie schon überhaupt der Mangel an ersehntem Ruhm und die Ermüdung nach so viel fruchtlosen Bestrebungen eine tiefe, an allem Seelenglück verzweifelnde Melancholie zur Grundstimmung seines Daseins gemacht hatten, so konnte Widerspruch gegen seine Autorität oder auch nur eine von seinen Anschauungen abweichende, wenn auch noch so ehrliche Richtung des Strebens und Denkens ihn in flammende Wut versetzen.

Er, der die schönsten Pamphlete gegen die Bevormundung in Staat und Kirche verfaßt hatte, war der unduldsamste Fanatiker seiner eigenen Ansichten. Er, der nicht müde ward, der Minne Lust und Leid in fein gedrechselten Versen zu besingen, war und blieb der einsamste Junggeselle, ein giftiger Weiberfeind, der alles, was Unterröcke trug, in weitem Bogen umging und vor Angst und Wut in Krämpfe zu fallen drohte, wenn auf irgend einem Bahnhof irgend eine fremde Dame sich seinem Koupee zu nähern Miene machte. Er, der in schwärmerischen Tiraden am liebsten Freiheit, Gleichheit und bürgerliche Tugend verherrlichte, enterbte sonder Gewissensbiß den nächsten seiner Blutsverwandten, weil dieser sich hatte einfallen lassen, aus reiner Neigung die schöne Tochter einer früheren Leibeigenen zu heiraten.

Ein hartherziger Kunstfreund, ein unerquicklicher Kumpan, ein entsetzlicher Reisegefährte.

Robert Leichtfuß erkannte das alles, da es zu spät war, die vertrauensselig aufgenommene Fessel wieder abzuwerfen. Er stand nun einmal in Pflicht. Er hatte diese und jene genau bezeichneten Bilder zu kopieren übernommen; er hing in Ordnung, Größe, Reihenfolge der Nachahmungen ganz von den Befehlen des Barons ab und er sah dabei bald ein, daß dieser mit dem Kennerauge nicht nur sein künstlerisches Vermögen, sondern auch seine Leichtfertigkeit in Geldangelegenheiten richtig gewürdigt und ihn um billigen Preis zu Leistungen gedungen habe, die unter Brüdern das Doppelte und Dreifache wert waren.

Aber wie es schon seine Art war, Robert kniff über der mißlichen Seite dieses wunderlichen Dienstverhältnisses das eine Auge lustig zu und sah mit dem andern nur die erfreuliche Thatsache, daß er in dem kunstverständigen hochfahrenden Sempach doch einen Gönner gefunden hatte, der eine Reihe guter Arbeiten mit klingender Münze bezahlte, derweil er ohne diesen

geheimen Lyriker mit der lorbeerlosen Freiherrnkrone vielleicht noch Wochen, Monate oder auch Jahre hätte warten, malen und darben und am Ende verhungern können ohne die geringste Aussicht, sein Kind ...

Doch er hing an diesem Gedanken mit so abergläubischer Inbrunst, daß er ihn niemals ganz zu Ende zu denken, geschweige gar auszusprechen wagte, um nicht voreilig daran zu rühren, ihn nicht zu einem Luftschloß zu entweihen, ihm nicht seine volle ursprüngliche Triebkraft anzutasten, ehe die Möglichkeit erschien, ihn auch rasch und rücksichtslos zu verwirklichen.

Indessen sorgte das Schicksal dafür, daß Robert, während er im blühenden Florenz und später im ewigen Rom eine Leinwand nach der andern vollpinselte, denn doch mit diesem Gedanken Aug' in Auge sich befassen und auch über ihn laut reden mußte.

Jenen eleganten Privatbrief eines Berliner Advokaten, welchen er noch in Venedig erhalten, hatte er, in hundert Fetzen gerissen, in die Lagune flattern lassen. Er war zeitlebens nie ein Freund vom Schreiben gewesen; solchen Wisch eines dummdreisten Dritten zu beantworten, das sollte einem Menschen, wie Robert Leichtfuß einer war, einfallen! ... Er lachte nur darüber und fand keinen Grund zu einer Antwort. Er hatte sein Weib geliebt ... oh, mit einer einzigen Liebe, wie nie vordem und nachher ein Gefühl sein thörichtes Herz beschlichen; er hatte um dieser Liebe willen viel ertragen, ja vielleicht Unwürdiges, was er sich besser nie hätte bieten lassen dürfen; er hatt' ihr Opfer an seinem Sein und Selbst gebracht, solang er sich in dem Glauben hatte wiegen können, wiedergeliebt, ach, nur um der heiligen Pflicht willen ertragen zu sein. Aber nach einem schamlosen Treubruch, wie er an ihm, dem Betrogenen, Hilflosen, Kranken verübt worden, war jeder Gedanke an Emma ausgerissen. Er liebte sie nicht mehr; er haßte sie auch nicht, denn das wäre in solchem Fall nur übergeschnappte Liebe gewesen; es ekelte ihn vor ihr und ihrer Sippe, und er hatte nur einen Wunsch, sie nie wieder zu sehen und nie wieder von ihr zu hören.

Um so peinlicher war er überrascht, eines Tages im Spätherbst durch den deutschen Konsul in Florenz ein Stempelpapier zugestellt zu erhalten, darin er in den üblichen gerichtlichen Redensarten zu einem Sühneversuch geladen wurde.

Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Ein Sühneversuch! Er sollte versuchen, sich mit dem schlechten Weibe auszusöhnen, das ihrem angetrauten Gatten das gethan hatte?

Gab es für das Geschehene denn Sühne, soweit auf Erden Weiber sich an Männer schmiegen und einander goldene Ringlein als sichtbar gewordene Eide an die Finger stecken!

Er hielt das Stempelpapier bald nah, bald auf Armslänge weit vor seine Augen. Wie drollig sich der Name seiner Frau ausnahm in dieser Kanzleischrift! Er stampfte mit dem Fuß und knirschte mit den Zähnen, daß er ihr diesen seinen ehrlichen Namen nicht abreißen konnte, wie vom falschen Gesicht eine Maske ... ha ha! Das war sie ja, das Mädchen mit der Larve!

Er schüttelte sich vor Unwillen, ballte das Stempelpapier in einen Knäuel zusammen und warf es beim Atelierfenster hinaus aufs Dach. Mocht' es die Katze, mocht' es der Teufel holen ... das Papier, und die es veranlaßt hatten! Er wollte nichts davon wissen!

Er redete keine Silbe über das Ding, auch mit dem Freiherrn von Sempach nicht, der überhaupt nur von ewigen und ernsten Dingen mit ihm verhandelte und den gemeinen Drangsalen dieser Welt auf Parnasseshöhen entrückt war ein für allemal. Seine Mittel wie seine Neigungen erlaubten ihm das gleicherweise.

Einige Wochen noch sah Robert, wenn er, um Luft zu schnappen, auf Augenblicke den Kopf zum Fenster hinausstreckte, den Papierknäuel in der Dachrinne liegen. Eines Tages war er weg, der Regen mochte ihn verspült haben, und die ganze Sache ging dem einsamen Maler wieder aus dem Gedächtnis.

Allein es dauerte kaum zwei volle Monate — er war mittlerweile schon nach Rom übergesiedelt — daß ihm ein neues Schriftstück, wieder durch den dortigen deutschen Konsul, übermittelt wurde, worin ihm vom Berliner Landgerichte schlicht und klar anbefohlen wurde, seine Frau bei sich aufzunehmen und zwar binnen vier Wochen.

Leichtfuß lachte unbändig über den neckischen Einfall. Er ward den ganzen Tag die Heiterkeit nicht los, die ihn beim Lesen dieses überraschenden Schriftstücks überkommen hatte. Er dachte sich Schön-Emma neben seiner Staffelei sitzen, den Strickstrumpf zwischen den Fingern, schlicht gescheitelt, mit sittsam niedergeschlagenen Augen. Er dachte sie, sein frugales Mahl mit ihm teilend und ihm zunickend den dünnen Rotwein ins Gläschen gießend. Er dachte sich an dem einen Arm die Gattin, am andern den Biedermann Heribert durchs Gewühl der Quiriten steuernd. Und er bog sich vor Lachen in seiner Werkstatt, in der kahlen Osteria und auf dem Monte Pincio.

Die Leute sahen dem einsam Lachenden erstaunt nach, und der Baron konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durch so ungeschickte Ausbrüche närrischer Heiterkeit in die feierliche Trübsal seines Weltschmerzes Dissonanzen schleudre, die weder künstlerischen Zweck noch gesellschaftliche Berechtigung hätten.

Robert behielt die Veranlassung für sich, biß die Lippen aufeinander und dachte, nun werden die in Berlin wohl nachgerade merken, daß ich mich nie wieder um sie kümmern will, und mich demgemäß in Ruhe lassen.

Als aber wieder viele Wochen später ein Brief von seiner Frau ankam, ein wirklicher Brief, zwar nicht von ihrer Hand geschrieben, aber von ihr mit ihrem vollen doppelten Namen unterzeichnet, worin sie ihn . . . Heribert Meyers leibliche Tochter ihn . . . um Reisegeld bat, auf daß sie sich zu ihm begeben könne, da war kein Ansichhalten, kein Schweigen mehr möglich, da mußt' er reden und seiner Entrüstung, seinem Ekel, seinem Staunen Luft machen, daß es für solche Heuchelei und Niedertracht, für solchen Hohn und Lug gerichtliche Formeln und schamlose Stirnen gab.

Er fing sich seinen Baron vor und übergoß ihn mit seiner ganzen quellenden Empörung und erzählte dazwischendurch die Geschichte seines Lebens und seiner Ehe.

Leo Ferdinand von Sempach fuhr sich in die byronisch frisierten Haare, zerrte an seiner fingerdicken, massiven Uhrkette, als wollt' er sie zerreißen, und streckte wie beschwörend bald die eine, bald die andre seiner wohlgepflegten Hände gegen den unerschöpflichen Redner aus.

Endlich, da so sanfte Zeichen seiner Ungeduld nicht verfingen, hielt er sich beide Ohren zu und trippelte auf seinen spitzigen Lackschuhen wie ein Verzweifelnder im Zimmer hin und wider, das durch so profane Flüche noch nie entweiht worden war.

Nun hielt Robert in plötzlicher Besorgnis, sein Mäcenas wäre verrückt geworden, wirklich inne, und der andre hub an, im Tone des Herrn zu versichern, daß er sich derlei Mitteilungen ernstlich verbitte. Sie regten ihn gemein, regten ihn pathologisch auf. Das gewöhnliche Elend gewöhnlicher Menschen habe nicht das leiseste Interesse für ihn. Derlei habe jedes Geschöpf selber genug und zuviel erfahren, er aber wollte sich alles Gemeine möglichst fern halten, um seine Gedanken nur dem ewig Großen und Schönen zuzuwenden immerdar. Seine Lebensanschauung wäre lang fertig, und das Individuum, auch dasjenige Roberts, habe in seinen Augen nur als künst-

lerische Potenz Bedeutung. Die Schlacke Schicksal streife er in seiner Wertschätzung der Persönlichkeit ganz ab. Ganz ab!

Wollte Robert seinen Verdruß produktiv idealisieren und seinen Schmerz in ein Bild, in ein Kunstwerk verwandeln, altro! ... Darüber ließe sich reden, dafür ließe sich Aufmerksamkeit und Teilnahme erwecken. ... Aber das ordinäre, empirische, realistische Faktum, dergleichen der Freiherr in jedem Tageblatt unter den Faits divers weit bildungsfähigere lesen könnte, habe nicht das geringste Interesse für ihn und der Maler möge ihn gütigst mit solchem Polizeibericht verschonen.

Indessen könne er doch nicht umhin, sich baß darüber zu verwundern, daß ein Mensch, der alsosehr am gemeinen Leben hänge, sich nicht mehr Kenntnis des gemeinen Lebens und seiner Formeln angeeignet habe, um sich über die einfachsten Vorkommnisse eines Scheidungsprozesses zu erstaunen. Roberts Frau dächte ja nicht im Ernste daran, zu dem schnöde verlassenen Gatten zurückzukehren, ganz im Gegenteil vielmehr, sich in aller Form Rechtens für immer von ihm zu trennen, damit dies aber um so sicherer und glatter geschehen könne, ihn derb ins Unrecht zu setzen. Mit jenem Briefe sei jedem Richter der Beweis erbracht, daß sie sich dem Eheherrn zur Verfügung gestellt habe. Wenn Robert nun nicht als der schuldige Teil betrachtet oder aber gar nicht von seiner schöneren Hälfte geschieden werden wollte, so brauchte er seiner Emma jetzt nur den Streich zu spielen, sie mit Uebersendung von etwa hundertfünfzig Mark nach Rom zu citieren ...

Leo Ferdinand von Sempach lachte mephistophelisch und doch so melodisch auf, als sein Hofmaler sich widerwillig von der Vorstellung abwandte, dies ehelich angetraute Gespons sich noch einmal nahe kommen zu lassen. Er ahnte kongenialen Weiberhaß in ihm, und dieser hätte sich heut eine besondre Gunst erbitten können, der Freiherr hätte sie gern gewährt.

Robert Leichtfuß aber schüttelte die Erregung, welche Emmas Brief über ihn verhängt hatte, durchaus nicht mit dem einen Schauder ab; er legte sich vielmehr des öftern die Frage vor, ob es nicht geraten sei, auf die Form einzugehen und Reisegeld nach Berlin zu schicken. Er witterte aus all diesen gerichtlichen Winkelzügen selber die Absicht heraus, ihn ins Unrecht zu setzen und die Möglichkeit, ihm noch mehr Leid anzuthun, als schon geschehen ... sollt' er dem nicht zuvorkommen, indem er in dem Mummenschanz, zu welchem hohe Gerichtsbarkeit und geltendes Recht ihn einluden, die angebotene Rolle übernahm?

Doch solch Blindekuhspiel mit der Wahrheit erschien ihm würdelos und verächtlich. Mochte sich dessen bedienen, wen davor nicht ekelte. Robert wollte klipp und klar niemals und nichts weiter mit der Sippe Heriberts zu thun haben und einem Weibe, das ihn in höchster Not boshaft und untreu verlassen hatte, die Ehre keines Worts und keines Winks mehr gönnen. Sie lebte für ihn nicht mehr, und ihre Spur in seinem Herzen sollte ausgetilgt sein bis auf das letzte Gedächtnis.

Und wozu auch dies erbärmliche Komödienspiel?! Was vermochten jene denn ihm noch anzuhaben nach dem, was bereits geschehen war?! Das Aergste, was ihm widerfahren konnte, war geschehen, sie hatten ihm sein Kind gestohlen. Kam der Tag, da er es zu holen im stande war, wer sollt' es wagen, ihm dasselbe vorzuenthalten! ... Was konnt' ihm weiter von ihnen geschehen! Mochten sie ihn vor den Schranken des Richters, mochten sie ihn vor aller Welt verleumden und die erbärmlichsten Lügen über ihn ausstreuen; mochten sie seinen guten Namen mit dem Kot ihrer Erfindungen bewerfen: was lag ihm an dieser Leute Reden! Sein Name litt am meisten darunter, daß dieses Weib ihn tragen durfte. Den aber erkannte kein Gericht ihr ab, auch wenn er mit der ganzen Wucht und Wahrheit sich gegen sie verteidigt hätte.

Unvollkommen sind der Menschen Satzungen. Mochte sich der Schlechtere, der weder Scham noch Gewissen spürte, ihrer Schwächen bedienen! Roberts Stolz war vornehmerer Art. Und darum Apage, Satanas! und fort mit euch verächtlichen Einflüsterungen einer erbärmlichen Klugheit! —

Robert malte weiter unentwegt. Der römische Winter ging ereignislos, ohne besondre Freude, ohne besondre Trübsal, rasch vorüber, wie er an emsigen Arbeitern, die Tag für Tag die gleiche Stundenzahl vor derselben Aufgabe stehen, eben vorüberzufliegen pflegt. Der frühe Lenz, der wunderbare römische Frühling kam mit grellem Licht und vorzeitigen Blüten ins Land.

In der wonnigen Stimmung, die in solchen Tagen auch den Stillsten überzieht, dachte Robert schon, alle Mahnung an alte Zeit und altes Leid sei vorüber, da erreichte ihn wieder ein kurzer Brief vom deutschen Konsul, der ihm eine ausführliche Streitschrift seiner Gattin zuzustellen verpflichtet war, darin mit allen zulässigen und unzulässigen Advokatenkniffen und Pfiffen Klage wegen böswilliger Verlassung geführt und der Antrag gestellt wurde, die Ehe zu trennen.

Es ist sehr daran zu zweifeln, daß Robert Leichtfuß jemals dieses sauber ausgearbeitete Libell ganz oder auch nur zur Hälfte

gelesen habe. Was sollte er sich noch von solchem Gesindel ärgern lassen! Nein, die Freude machte er ihnen nicht! Mochten sie belfern, was sie wollten, er war weit davon, für ihn belferten sie nicht!

Der kunstvoll aufgebaute Beweis, daß er seine Gattin böswillig verlassen habe ... wohl damals zu Venedig, als das Lagunenfieber ihn kraftlos in die Kissen geworfen hatte? ... nicht doch, richtig, als er ihr die Mittel, sich in seine eheliche Gemeinschaft zu begeben, hartnäckig schweigend verweigert hatte ... oh, der machte ihn heiter, als sähe er einer tollen Posse zu, die ihn persönlich gar nichts anginge.

Nur zu so, nur zu! Wenn's zu dem hier ausgesprochenen Ende führte, das beide Teile sehnlich wünschten, er wahrlich nicht minder als die in Berlin! Wenn er nur für immer von diesem elenden Weibe losgebunden wurde, los für immer und ewig! Dann war alles recht und gebilligt und gut! Alles!

Er meinte, weiter nichts dabei zu thun zu haben, und warf das infame Schriftstück zu unterst in seinen Koffer. Sie hatten's allein betrieben bisher, sie würden's auch ohne ihn zum gewünschten Ende bringen. Dafür waren sie ihm sicher! Nicht eine Silbe sollten sie von ihm zu hören kriegen!

Je nun, darin hatte Robert sein Weib und dessen Rechtsanwalt nicht überschätzt. Diese brachten es wirklich ohne ihn zum Ende, das sie gewünscht hatten.

Nachdem in Berlin Termin angesetzt worden, und der Verklagte auch diesmal weder erschienen noch sich durch irgend wen hatte vertreten lassen, ward bald danach — der Sommer fing eben an in Rom recht heiß zu werden, während in Berlin die ersten Spitzen an den Bäumen ergrünten — das Urteil gefällt und Herrn Leichtfuß das Erkenntnis zugeschickt.

Die Ehe Roberts mit Emma ward geschieden. Der Verklagte ward aus allerhand abschriftlich beigelegten Gründen für den allein schuldigen Teil erachtet. Auf Ehescheidungsstrafen hatte die Klägerin großmütig verzichtet, weshalb das Gericht, auch auf solche zu erkennen, keine Veranlassung nahm ...

Bis hierher hatte der leichtfertige Maler im heißen Rom mit steigender Heiterkeit gelesen; aber seine Stirne verfinsterte sich, seine Hände bebten, sein Fuß stampfte auf, da er weiterlas ...

Das Gericht sprach in Erwägung all der von der Klägerin aufgebrachten, vom Verklagten in keiner Weise zu widerlegen versuchten Gründe das Kind der Mutter zu ...

Gaukelspiel und Erbärmlichkeit! Wie kamen die Narren im Richtertalar dazu, aus solchen lächerlichen, bei den Haaren

herbeigezogenen, aus den Fingern gesogenen, aus der Luft gegriffenen Scheingründen dazu, einem liebevollen, von Gott und der Welt mißhandelten Vater auch noch sein Einziges, sein Kind abzusprechen!

Robert spuckte in das Erkenntnis und trat es mit Füßen und übersah dabei, daß darin dem Verklagten schließlich auch noch die nicht unerheblichen Kosten des ganzen Verfahrens zu tragen aufgegeben wurde, eine Last, welche in die von dem Freiherrn von Sempach versprochene Summe eine solche Bresche zu legen drohte, daß sie zur Erfüllung der Hoffnungen Roberts kaum mehr geeignet erschienen wäre.

Uebrigens wurde besagter Verklagte auch später niemals an jenen letzten Paragraph des richterlichen Erkenntnisses gemahnt. Weder Kläger noch Gericht verlangten je einen Thaler von ihm zu sehen. Und so ist anzunehmen, daß Vater Heribert in seiner Großmut und angespornt durch die Freude, den verhaßten Tochtermann endgiltig und auf so billige Weise losgeworden zu sein, in seine eigene Tasche gegriffen und die in seinen Augen geringen Kosten, durch die so Wichtiges erzielt worden war, auf den Altar des Gerichts gelegt hat.

Er hätte diesem Robert Leichtfuß ja mit einem gewissen Vergnügen eine beträchtlich höhere Summe hingestrichen, wofern dieser so viel Grütze gehabt, die Situation zu seinen Gunsten auszunutzen und einen Preis für die Entsagung auf sein rechtmäßig angetrautes Weib, auf ein Weib wie Heriberts Emma, zu verlangen.

Aber erzalbern, wie ihm dieses Menschen Verhalten während des ganzen Prozesses erschienen war, blieb er dem überlegenen Bänker gegenüber bis ans Ende, und es schlich schier wie eine Anwandlung von Mitleid über dessen Herz, als der „Farbenreiber in seinem Bettelstolz“ zu keinem Rechtsmittel griff, um dies auf so faulem Grund aufgebaute Erkenntnis über den Haufen zu stoßen.

So beschritt es unangefochten seine Rechtskraft, und jener schwieg sich aus, nach wie vor, und ließ sich alles und alles gefallen. Man hätt' ihm noch ärger kommen können, weiß Gott! Weiß Gott auch, es war so schon arg genug!

Daß er sich das Kind mir nichts dir nichts hatte aberkennen lassen, welches er vordem so affenmäßig zu lieben geschienen, das verwunderte den Menschenkenner Heribert Meyer denn doch. Das hätt' er nicht gedacht. Allein er hätt' auch nie gedacht, daß er so billig den ganzen Handel zum ersehnten Ziele führen könnte. Und nun hatt' es doch „fast nichts“

gekostet. . . . Eine schwere Bleffpartie in der „Ressource“ konnte leicht zehnmal teurer zu stehen kommen.

Na, es war gut so! Und die Dinge mochten sich nach Belieben weiter entwickeln! . . . Wie sich die Dinge weiter entwickeln würden nach Emmas Wünschen und Sehnen, darüber hegte Vater Heribert so wenig Zweifel, als sein vornehm fühlendes, vornehm ahnendes Ehegespons Hermione.

Auch wer sonst in dem schmucken Hause in der Tiergartenstraße verkehrte und die Augen nicht gerade in der Tasche trug, hielt es billigerweise nur für eine Frage der anstandsgemäßen Zeit, wann des reichen Mannes Tochter den verhaßten Namen des simplen Leichtfuß abstreifen und den volltönenden einer Freifrau von Wolkenfels-Krümelshausen sich wie eine goldene Krone aufsetzen werde.

Die vor Hoffart halb toll gewordene Brigitte sollte nicht lange mehr Namen und Titel vor der älteren Schwester voraus haben! Man traf den klugen, weltgewandten und, wie es schien, bis über Kopf und Ohren verliebten Baron Horst in Emmas Salon so ziemlich zu allen Besuchsstunden.

Mit dem alten Heribert stand er auf bestem Fuß, und dieser hatte längst die Ueberzeugung gewonnen, daß Horst von beiden Vettern der bessere und auch als Schwiegersohn vorzuziehen sei.

Es währte nicht lang, so kam es Heribert nicht mehr anders vor, als wäre seine Tochter Emma eigentlich vordem gar nie an einen andern Mann verheiratet gewesen. . . . Er sagte das auch dem stumm aufhorchenden Horst, und dieser lachte nicht einmal, wenn jener von der ersten Ehe seiner Braut nur mehr als einer „jugendlichen Verirrung“ und endlich gar als einer „Mesalliance“ sprach.

Das Kind war freilich da, jedoch Horst hatte sich niemals über dies Kind beklagt; er stand im Gegenteil im lustigsten Verhältnis zu dem allerliebsten Baby, spielte mit ihm unermüdlich und brachte ihm so viele Süßigkeiten mit, als es die Tasche seines zweireihigen Rockes und das Gewissen eines zukünftigen Familienvaters nur erlaubte.

Heribert, der Menschenkenner, sah dem zu und dachte sich sein Teil. Möglich, daß Baron Horst auch so ein Narr war. Aber er glaubte es nicht. Nach der Hochzeit, und wenn erst eigene Nachkommenschaft vorhanden wäre, mochte sich in Ton und Haltung wohl manches ändern zwischen dem hochadeligen Pflegevater und dem bürgerlichen Stiefkind . . .

Heribert überdachte das alles. Aber am Ende konnte doch ein leidliches Verhältnis auf gesunder Basis geschaffen werden.

Unter „gesunder Basis“ verstand Heribert immer Geld und des häufigeren eben mehr Geld, als wozu man ohnehin schon verpflichtet war.

Adelige Schwiegersöhne waren teuer. Diese Thatsache hatte sich dem gewitzigten Herrn schon aus der Verbindung seiner jüngeren Tochter ergeben; allein er konnte sich diesen Luxus ja gestatten, obschon er vor nahezu vierzig Jahren ... Sie wissen bereits!

Vielleicht ließ sich Horst einmal in einer vertraulichen Stunde bereden, Klein-Erna, die ein so anstelliges zierliches Wesen war, an Kindesstatt anzunehmen. ... Eine Gefälligkeit war ja freilich der andern wert. ... Gewiß, und es waren nicht alle solche Dummbärte, wie Robert Leichtfuß „seligen Angedenkens“ ... der würde sich in seinem Rom auch das noch gefallen lassen ... kein Zweifel! Und dann waren sie alle adelig und brauchten sich nicht voreinander zu schämen, d. h. die Kinder und die Enkel. Die Eltern hatten's nicht notwendig. Die konnten auch so verbraucht werden, und Heribert Meyer war darüber getröstet, nicht unter geschlossenem Helme zu sterben.

Derweilen Papa Meyer also die Zukunft von Tochter und Enkelin mit fürsorglicher Weisheit überdachte, stand Ernas wirklicher Vater einen Tag um den andern an seiner Staffelei zu Rom und mühte sich ab, den Anforderungen Leo Ferdinands von Sempach, sowie seiner eigenen Meinung gerecht zu werden.

Er arbeitete nun schon mit jener fieberhaften Ungeduld, die einen gerade in den letzten Zeiten langschaffender Thätigkeit überkommt, wo jeder Tag, den man abstreicht, wie ein Stückchen Erlösung betrachtet wird, wo man seinem Eifer kaum mehr genugthun kann, und man seine Kräfte überspannt, überreizt und des Schadens, den man sich thut, doch nicht achtet, nicht achten will.

Sempach, der idealistisch frisierte Kunstkenner, ging zwischen all der bemalten Leinwand, die er in seiner römischen Wohnung aufgestapelt hatte, mit gemilderter Melancholie, ja in wachsendem Besitzerstolz herum und ward nicht müde, seinen Besuchern die erstaunlichen Eigenschaften dieser Kopieen vorzudemonstrieren, welche von den Originalen kaum zu unterscheiden waren.

Dieselben machten in dem kleinen Kreise feinfühliger Beurteiler auch wirklich großes Aufsehen. Robert Leichtfuß bekam nicht nur manch lobendes Wort zu hören, auf das er sich im Ernst etwas einbilden durfte; er erhielt auch einige Anträge, die ein längeres Verweilen in Italien weit einträglicher als das bisherige zu lohnen versprachen. Leo Ferdinand selber wäre

wohl nicht abgeneigt gewesen, eine neue Verabredung mit dem so glücklich entdeckten Künstler einzugehen; nur scheute er noch vor der Konkurrenz der Käufer, die er selbst durch seine allzulauten Lobeserhebungen heraufbeschworen hatte, und die ihm nun die Preise der späteren Bilder Roberts natürlich verteuerten.

Indes der Maler war Italien müde. Der Sommer war wieder in den Herbst gegangen, und der Herbst verwandelte sich in Winter; er hatte die Heimat an drei Jahre nicht mehr gesehen. Er sehnte sich nach deutschem Schnee. Er hielt es kaum noch aus, das letzte Bild, zu dem er verpflichtet war, zu Ende zu malen, und er hatte auch vor dem ernstüberlegenden Sempach kein Hehl aus der Sorge, daß es nicht das beste der Sechse werden würde.

Nicht daß der Eifer nachließ, während das Heimweh wuchs, aber Robert fühlte seine physischen Kräfte nahezu erschöpft. Seine Hände zitterten zuweilen, wo er sich auf ihre Festigkeit verlassen mußte; und seine sonst so unermüdlichen, so scharfen Augen versagten auf Minuten, ja nun schon auf Viertelstunden den Dienst.

Zeichen von Ueberarbeitung, Mahnungen zum Ausspannen und Schonen!

Er bedurfte der Ruhe. Er bedurfte der Heimat. ... Und was er vor jenem mit keinem Hauch erwähnte: er bedurfte vor allem und über allem seines Kindes.

Klein-Erna war sein Traum und sein Gedanke. Und immer quälender und quälender hatte sich in dem einsam über seiner Pinselarbeit grübelnden Vater das Bewußtsein ausgebildet, daß er keiner Vorstellung mehr fähig war, wie sein Kind eigentlich aussah, daß er das Wesen, woran sein Herz allein noch hing, sich nicht in Gedanken ausmalen konnte, ja daß er keine Ahnung davon hatte, wie es nunmehr blicken, lächeln, reden mochte. Ach, es konnte reden, seit Jahren schon reden, und er hatte es nicht gelehrt, und bei dem Namen Vater dachte das Kind an nichts — oder doch nicht an ihn, von dem auch es keine Vorstellung mehr besaß!

Als letztes Bild, welches Robert Leichtfuß für den Baron kopieren sollte, war, da der Maler nicht mehr in Rom aushalten zu können erklärt hatte, und der Luftveränderung dringend und sichtlich bedurfte, wieder eines aus den Florentinischen Schätzen erwählt worden. Claude Lorrains berühmtes Meeresufer mit der Aussicht auf die Villa Medici zu Rom in der Galerie der Uffizien.

Leichtfuß hatte sich lange gegen diese Aufgabe gesträubt,

denn alles Landschaftern, auch in der Nachbildung, war ihm zuwider. Der herbe Herr von Sempach bestand aber ganz entschieden auf seinem Schein. Es war ihm, wie er sagte, nicht bloß um das an sich bedeutende Bild zu thun, sondern um eigne Erinnerungen, die mit jenem einzigen Fleckchen Erde verknüpft, beim Anschauen des Kunstwerkes anregend in ihm aufgingen. Sein Recht, die Auswahl nach seinem Belieben zu treffen, war klar, die bedungene Zahl nicht voll, und der Gebundene mußte sich fügen.

Robert Leichtfuß war von der ins zweite Jahr währenden unablässigen Arbeit und seiner Sehnsucht halb aufgerieben, er ging mit verbissenem Ingrimm an die Arbeit und malte ohne Vertrauen zu sich, ohne Freude an der Sache, vielleicht aus diesen beiden Gründen mit doppeltem Eifer und Zusammenfassen aller Kraft.

Im Verlauf that's ihm der magnetische Zauber, der aus aller konsequent betriebenen Thätigkeit auf den Schaffenden wirkt, doch an, und schneller als sonst schien er mit dieser Arbeit sich der Vollendung zu nähern.

Leo Ferdinand von Sempach war ihm bald von Rom nach Florenz gefolgt und saß manche Stunde hinter ihm, schweigend, sich am Fortschritt seines Eigentums weidend, manchmal auch mit einer seiner treffenden Bemerkungen den Künstler fördernd.

Diesem aber war es in seiner Reizbarkeit dann immer, als säße der alte Lefranc vom Boulevard des Italiens hinter ihm und höhnte ihn aus, daß er wider Willen doch zu Landschaftereien zurückkehren müsse, wenn auch der viel zu früh von ihm vernachlässigte Tiburtin sich eines andern Stils befleißige, als der hochselige Lothringer Claus, an den er nun verhandelt war.

Robert mußte sich jedesmal umwenden, wenn der andre zu sprechen anhub, und erst, nachdem er sich überzeugt, daß es nicht der Franzose oder sein Gespenst, sondern der byronische Dandy mit der dicken Uhrkette sei, beruhigten sich seine Nerven und er konnte weiterpinseln, ohne Herzklopfen.

Da traf es sich, daß eines Tages, während Sempach wieder in Anschauung des werdenden Bildes verloren in einer Fensternische unsern Roberts Rücken saß, ein andrer Gönner an dessen Staffelei trat. Ein Amerikaner, der des öftern schon in Robert Leichtfuß gedrungen, nach Ablauf des einen Kontraktes mit dem Baron seine Thätigkeit an ihn zu verpfänden. Er sollte dabei bedeutend mehr gewinnen. Aber Robert hatte dieser Fronarbeit genug und war immer den Anerbietungen

des überseeischen Nabobs ausgewichen, was diesen aber nicht abhielt, ihn nach wie vor zu bewundern und zu belästigen.

Wie der Yankee nun heute neben dem Maler vor der Staffelei stand, brach er vor Verdruß, sich derlei Meisterkopieen nicht ins eigne Haus schaffen zu können, in echt amerikanische Verwünschungen aus. Er merkte nicht die Anwesenheit des Freiherrn, der sich in seiner Menschenscheu vornehm an die Wand gezogen hatte, als er den breitschulterigen Geldsack heranwackeln gesehen, und dieser schalt nun unverfroren Leichtfuß einen Thoren und Sempach einen Geizhals, der gegen das Lumpengeld seines Kontraktes einen solchen Künstler in schnöde Pflicht genommen habe. Jede einzelne Leinwand sei mehr wert als die Summe für alle zusammen. Ja, einem Sklavenhalter des Südens sei jener zu vergleichen, um kein Haar besser, denn diese hätten doch nur gemeine Arbeit, keine Kunstleistungen gefordert. Und wenn Robert nur wollte, so könnte er dem Knicker einen Streich spielen und diese Kopie an einen andern verkaufen, der sie besser zu würdigen wüßte.

Leo Ferdinand von Sempach hörte das alles, aber er hörte auch, daß der Maler auf diese Zumutung nur ablehnende Worte hatte, und wie er vorerst seiner übernommenen Verpflichtung als deutscher Mann treu nachkommem, nachher des Kopierens fremder Bilder genug haben werde und nur mehr an freies Schaffen aus sich heraus denken wolle.

Der Freiherr näherte sich, nachdem der Amerikaner wieder abgetreten war, geflissentlich der Staffelei, so daß Robert wohl merken mußte, demselben sei keines der fatalen Worte des Neuengländers entgangen. Das war dem Maler peinlich, obschon der andre nur schweigend neben ihm stand und in der unliebsam unterbrochenen Betrachtung der Arbeit mit dem alten Gleichmut fortzufahren schien. Doch das Erlebnis spornte ihn an, trotz seines alten Widerwillens seine ganze Kraft einzusetzen und etwas in seiner Art Vorzügliches zu leisten.

Wer aber beschriebe Roberts Erstaunen, als einen Monat später, da er dem Freiherrn das fertige und gefirnißte Bild zeigen und übergeben wollte, dieser in die feierlichen Worte ausbrach: „Ich habe Sie in der Vollendung der besten Ihrer Arbeiten nicht stören wollen, sonst hätt' ich Ihnen schon an jenem Morgen, da der amerikanische Herr Ihnen seine gutgemeinten, aber etwas unartigen Anerbietungen machte, gesagt, daß ich auf diese Kopie keinen Anspruch erhebe. Sie haben da etwas geleistet, was ich und niemand, der Ihr Schaffen bisher beobachtet hat, trotz aller Hochachtung von Ihnen er-

warten konnte. Dies Bild wäre in der That mit dem Bruchteil, das nach unsrer Abmachung darauf entfiele, nicht nach Verdienst bezahlt. Ich bitte daher, es zurückzubehalten, oder vielmehr, ich bitte, da es von Rechts wegen doch das meine wäre, es von mir als Geschenk anzunehmen. Es steht Ihnen nunmehr vollkommen frei, es für die von jenem Nabob angedeutete Summe nach der Neuen Welt zu verkaufen oder es als Andenken an die in meinem Dienste, ich darf wohl sagen, an die in Freundschaft mit mir verbrachte Zeit zu bewahren. Die bedungene Summe liegt, wie Sie wissen, bei der Bank dieser Stadt zu Ihrem Empfang bereit. Die fünf Bilder, welche ich von Ihnen habe, sind so vortrefflich, daß ich mich nicht geschädigt fühle. Jenem Amerikaner aber sagen Sie bei Gelegenheit, daß ich kein Knicker, kein Geizhals, kein Sklavenhalter, sondern ein ehrliebender Edelmann bin, der noch nebenbei das Verdienst hat, Künstler mit dem richtigen Auge zu erkennen, wo Emporkömmlinge, wie er, nur dem fertigen Ruhme nachlaufen, der an der Börse bereits kotiert ist."

Robert wußte nicht, wie ihm geschah. Was ihm sonst und nicht mit Unrecht an des Freiherrn Art mißfallen hatte, war im Nu vergessen. Er sah sich nur einer unverhofften Freigebigkeit gegenüber, ja einer völlig unerwünschten Großmut, mit der er nichts anzufangen wußte, und es entstand ein Herüber und Hinüber von Bitten und Protesten, in denen keiner weichen wollte.

Am Ende behielt doch der Freiherr in seiner despotischen Freundschaft die Oberhand, und Robert entschloß sich, das Bild zu behalten, aber nur unter der Bedingung, daß er aus irgend einer Galerie des Kontinents über kurz oder lang dem Freiherrn ein andres Bild nach seiner Wahl kopieren und schenken dürfte.

Das waren sie beide zufrieden und trennten sich endlich mit lauten Versicherungen gegenseitiger Anerkennung und mit der stillen Ueberzeugung, daß sie sich schwerlich im Leben je wieder zusammensetzen würden.

Robert dachte aber bei seiner Natur auch nicht daran, den amerikanischen Kunstfreund aufzusuchen und diesem die Kopie des Bildes von Claude Lorrain anzubieten. Er fragte gar nicht danach, wo in Italien der kauflustige Mann gerade sich aufhalten möchte, erhob sein Geld, packte sein Bild und seine andern sieben Sachen so rasch wie möglich zusammen und sagte dem Land Italien lebewohl.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 2.

Robert Leichtfuß.

Roman in zwei Bänden

von

Hans Hopfen.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1888.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Robert Leichtfuß hatte Florenz in der drückenden Schwüle des italienischen Sommers verlassen. Er kam nach Berlin zu der Zeit, da noch die Fliedersträuche von violetten Blütendolden, die wilden Kastanien noch von ihren roten und weißen Büscheln überdeckt stehen und die langen Zweige der spätblühenden Akazien von den Spitzen ihrer ersten Blätter nur da und dort wie mit einem lichtgrünen wolkigen, durchsichtigen Hauch belegt erscheinen.

Feuer und Flamme war er ausgefahren. Nicht ohne Bedenken, nicht ohne Besorgnis kam er an.

Was er wollte, wußt' er nach wie vor klar und entschieden. Aber wie er es erreichen sollte, das dünkte ihn, je näher der rasselnde Zug ihn der deutschen Hauptstadt brachte, immer unklarer, immer schwieriger. Und er, der nie vordem nach irgend eines andren Meinung gefragt hatte, ward auf einmal unsicher, wie er, ohne die geltende Sitte zu verletzen und die Achtung ehrbarer Mitbürger zu verscherzen, ja seine Selbstachtung preiszugeben, sich mit jenen Leuten ins Einvernehmen setzen sollte, die ihn aufs tiefste gekränkt hatten und doch zur Zeit über Thun und Lassen seines Kindes uneingeschränkt und gesetzgemäß verfügten.

Er wollte teilhaben an der Erziehung, an der Liebe seines Kindes, an allen Freuden und Schmerzen, die ihm als Vater Ernas zukamen. Er zweifelte nicht im geringsten an seinem Rechte dazu. War es nicht von Gott und der Natur gegeben! Und wer wollte, wer konnte das bestreiten! Er dachte auch nicht daran, daß jene das bestreiten würden. Allein um zu seinem Rechte, zum Ziele seiner Sehnsucht zu gelangen, sollt' er das Weib, das ihm davongelaufen, sollt' er den Mann, der ihn im hilflosen Zustand auf gemeinste Weise beleidigt, sollt' er die Sippe, die sich mit allen Kniffen und Pfiffen von ihm losgetrennt hatte, mit guten Worten kirren? Sollt' er bittweise fragen, wann und wie es ihm gestattet werden möchte, sich als Vater zu fühlen und zu geberden?

Er ging alsbald nach seiner Ankunft zu einem Rechtsanwalt, an dessen gefeierten Namen er sich noch von früher her erinnerte.

Der Mann las das Erkenntnis des Gerichtes, welches die Scheidung ausgesprochen hatte, und zuckte die Achseln.

Danach hing Roberts Verkehr mit seinem Kinde allerdings lediglich vom guten Willen der Mutter ab, die mit Anschuldigungen und Anträgen Recht behalten hatte.

Aber wie in aller Welt hatte Robert solche Anschuldigungen unwidersprochen über sich ergehen lassen! Wie solche Anträge schweigend erdulden mögen! Der Rechtsgelehrte sah den unbegreiflichen Klienten staunend an.

Doch dieser gab ihm Staunen zurück. Er hätte doch solche Menschen keiner Antwort würdigen sollen?

„Die Partei nicht, aber den Richter!" meinte der andre und versicherte, daß es Pflicht des braven Bürgers und des ehrlichen Mannes sei, den Richter nicht in falschem Glauben sich verirren zu lassen, sondern ihm nach Kräften zur Wahrheit zu verhelfen.

Das mochte nunmehr auch wohl Robert einleuchten, doch da das falsche Urteil nun einmal gefällt war, was sollte weiter geschehen, um dessen Folgen unschädlich zu machen? Ihn verlangte nach dem Kinde!

Der Anwalt zuckte nur wieder mit den breiten Schultern und sprach von sträflichem Leichtsinn.

Leichtsinn! Leichtsinn! Das sagten sie alle; das hörte Robert, solang er auf Erden! ... Er konnte sich nicht anders machen, als er war, und er hegte auch keinen Wunsch, etwa zu sein, wie die andern waren ... und geschehen war nun einmal geschehen!

Das meinte der Anwalt auch. Aber in anderm Sinn, und darum vermocht' er ihm keinen klügeren Rat zu geben, als es denn doch vorerst in Güte zu versuchen, ob die Mutter das Kind mit ihm teilen wolle und in welcher Weise. Vor den Kopf stoßen konnte da nichts helfen. Die Zeit des Streitens hätte Robert früher wahrnehmen müssen. Nun war sie verpaßt unwiederbringlich.

Der Vater Ernas ging von diesem gerechtesten Manne Berlins wie ein von Straßenräubern Ausgeplünderter niedergeschlagen und hoffnungsbar hinweg. Er sah in den ersten Stunden wirklich nicht, wo aus, wo ein. Er irrte auf den Straßen herum, ohne zu wissen, wohin er ging, und streifte die Wände der Häuser mit seinem Ellbogen, wie ein Trunkenbold, der nicht mehr geradezu gehen kann.

Es war ein wunderbarer Frühsommermittag. Der wohlgepflegte saftgrüne Rasen leuchtete in behaglichem Sonnen-

schein, während auf den dunkleren Blättern des Unterholzes noch der Frühregen in Milliarden blinkender Perlen zitterte. Die Büschel des Farnkrautes, welche die Mäher über dem glattgeschorenen Grase hatten stehen lassen; das Nadelholz, das an den alten, fast schwarzen Zweigen die jüngsten Triebe als ganz hellgrüne Spitzen angesetzt hatte; die wie aus einem grünen Teppich gradaufsteigenden, mächtigen Waldbäume, mit kleinerem Gewächs von Weiß- und Rotdorn, Schneeball und Goldregen und allem, was da blüht im deutschen Frühling, glücklich gemischt, es sah so frisch gewaschen, duftausströmend, segenatmend aus, daß jedem das Herz aufging, der sich an solcher Pracht der Natur rückhaltlos weidete.

Roberts Herz krampfte sich noch zusammen. Aber die Wonne der Pflanzenwelt, die ihn umgab, weckte doch nach und nach seine Sinne. Jetzt erst merkte er, daß er in seine Gedanken verloren die Stadt hinter sich gelassen hatte, und — er wußte nicht zu sagen, wie lange schon — auf einer Bank im Tiergarten saß. Die Spatzen, die zu Füßen des reglosen Mannes ihr Wesen trieben, flogen piepsend von ihm fort, da er sie plötzlich durch eine Bewegung erschreckte.

Er fand einen häßlichen Gedanken in seiner Seele, der ihn, je ruhiger er denselben nun betrachtete, desto fremder anmutete. Und doch konnt' er ihn nicht sogleich abstoßen: wer weiß, ob es der Mühe wert war, sich um das Kind zu härmen und in seinem Besitze das Glück des Lebens zu suchen?

Erna war wohl jetzt über vier Jahr alt. In diesem Alter fing so ein Menschlein schon an zu denken und sich nach der Art derer, die es umgeben, zu formen. Sie war aufgewachsen, ohne den Vater zu sehen, ohne jede Erinnerung an ihn. Wenn sie sich nach ihrer Mutter, nach ihren mütterlichen Großeltern instinktiv und aus gegebenen Anlagen entwickelt hatte und weiter entwickelte, was für Gewinn war für sein Leben zu hoffen aus dem Verkehr mit einem solchen Sprößling! ... Vielleicht strebte Robert mit aller Sehnsucht nur neue Qual, Enttäuschung und Schmach an, und würde eines Tages froh sein, wenn er den Schatz, nach dem jetzt seine Seele sich verzehrte, wieder an jene schlechten Menschen abgeben dürfte, zu denen er besser paßte! ...

Robert schüttelte jähzornig das Haupt. Nein, das konnte nicht so sein! Es war ihm, als sollte er nach dem bösen Gedanken schlagen, wie nach dem Versucher.

Und wenn es nicht so, und wenn Erna wirklich das süße Geschöpf war, wie es in den zärtlichen Gedanken des darbenden

Vaters lebte, durft' er es der Mutter, dem mütterlichen Einfluß ganz und gar entziehen? Konnt' er es? — Und hieß das nicht Unrecht mit Unrecht vergelten? Denn jene blieb doch die Mutter, wenn sie auch ein schlechtes Weib gewesen war. Und sie war dem Kinde vielleicht eine gute Mutter!

Wie aber wollt' er sein Kind an seinem Herzen halten und es in seinen Gedanken und Anschauungen und Grundsätzen großziehen, wenn er den Einfluß der Frau, die er verachtete, nicht kurz und ganz abschnitt? Er sah nicht ein, wie da geteilt werden sollte. Er wandte sich ab von der ebenso lächerlichen wie entwürdigenden Vorstellung, daß er etwa auf zwei oder drei Besuchsstunden die Woche gesetzt würde, da sein Töchterchen schüchtern, mit peinlicher Verlegenheit, mit halbem Herzen, pflichtmäßig bei ihm antreten, ein nichtssagendes Gespräch mühsam unterhalten und mit dem still ersehnten Glockenschlag der Fron ein Ende machen, sich empfehlen und aufatmen würde . . .

Nein und nein! Er mochte solch Almosen nicht empfangen. Solch Almosen konnte sein darbendes Gemüt nicht bereichern, die Lücke in seinem Leben nicht ausfüllen; nur sie deutlicher, ärger, empfindlicher machen. . . . Und um solch ein Almosen sollt' er noch betteln! Und jene Frau darum anbetteln!

Und das ins Werk zu setzen, war er über die Alpen hierhergekommen! Was war er nicht bei den Welschen geblieben, wo er sich unerwarteterweise Broterwerb, Achtung und Herzensfrieden geschaffen hatte . . .

Er konnt' es in diesem Augenblick seelischer Erschlaffung nicht begreifen, und wär' ein Zaubermantel sein gewesen, er hätt' ihn ganz um sich gezogen und sich nach der heißen Stadt am schmutzigen Arno zurücktragen lassen, ohne sein Kind gesehen zu haben . . .

Er brütete stieren, stumpfen Blickes vor sich hin. Ihm war so schal, so zwecklos, so armselig zu Mut. Er hätte sich selbst aus dem Wege gehen mögen, weil ihn die Schlaffheit seines Willens anwiderte, der er sich so ganz und widerstandsunfähig hingegeben fühlte. Er wußte nicht, daß dies zeitweilige Versagen seiner moralischen Kräfte ihn nur auf die höchste Anspannung seines Willens vorbereitete, der Windstille vergleichbar, die dem Sturme vorhergeht.

Plötzlich schrak er aus seinem Grübeln auf. Er merkte, daß er, wie der Stamm der Eiche, darunter er saß, von braunen, langhaarigen Raupen überkrochen war. Er schüttelte das Gewürm ab und verließ die Bank. Er betrachtete die Gegend, und sie kam ihm bekannt genug vor. Ohne es zu wollen, ohne daran zu denken, war er instinktiv die alten

Wege gewandelt. Die Stelle, wo er eben eine Weile gesessen, lag dem Hause, das er einst mit seiner Frau bewohnt hatte, nicht fern. Er mochte wohl auch früher ab und zu nachdenkliche Stunden hier verbracht und also die Gewohnheit ihn unbewußt hierhergeführt haben.

Aufs neue fiel ihn der Ekel vor der Möglichkeit an, sein entlaufenes Weib wiederzusehen. Nein, lieber auch das Kind nicht, als dies Wiedersehen durch jenes erkaufen müssen!

Er zertrat die Raupen, die sich vor ihm auf dem gelblichen Sande krümmten, mit zorniger Hast, als wären es Erinnerungen an Emma, die just von ihm abgefallen waren und die ihn nie wieder überkommen sollten. Dann schritt er tiefer in den Tiergarten hinein, noch immer unschlüssig, ratlos und scheu.

Sandbedeckten Weg entlang wandelnd, daneben ab und zu Reiter auf trabenden Pferden ihn überholten oder ihm entgegenkamen, stieß er auf einen grünen Platz, in dessen Mitte der gelbliche Sand bald zu Hügeln geschichtet, bald zu Mulden ausgehöhlt war, mit denen sich Scharen von kleinen Kindern, Schaufeln, Kellen, Schiebkarren und andres noch winzigeres Geschirr hantierend, gar emsig zu schaffen machten.

Das grub und schlug und schichtete und klopfte rastlos auf dem Sand herum, sprang in die Tiefen, krabbelte auf die Höhen und lachte dazu und gab Befehle und führte sie gleich selber mit emsigen Pfötchen aus. Kein Mißton zwischen der munteren Schar.

Auf den Bänken daneben saßen die Bonnen und Gouvernanten, die einen schwatzend, strickend oder auch die Hände im Schoß; die andern ein Buch oder eine Reihe von der Zeitung abgeschnittener Feuilletons lesend.

Einige Kinder, die sich älter und gesetzter dünkten oder vom Spiele müde waren, ließen wohl auch ihre Beinchen von den Bänken hängen, während die ganz kleinen in glänzend lackierten Korbwägelchen von ihrer modisch gekleideten Mama oder von einer wendischen Amme in steifer weißer Haube, kurzem, über den roten Wadenstrümpfen schaukelnden Faltenrock und spitz zwischen die Schultern hinabhängendem bunten Tuch die Allee hinauf- und wieder hinabgeschoben wurden.

Robert ward eigentümlich zu Mut, als er all das lachende kleine Volk sah und die viele Lieb' und Sorgfalt, die man demselben hierzulande so reichlich angedeihen läßt unter freiem Himmel.

Er setzte sich auf einen leeren Platz und sah etlichen winzigen Pionieren zu, die mit geschäftigem Eifer, als hinge die Sicherheit des Vaterlandes von ihrer Arbeit ab, einen Wall aufwarfen, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.... Ob Klein-Erna

auch schon solche Künste konnte? fragte sich Robert ... und wie sie wohl aussehen mochte?

Vielleicht war sie unter der Schar dort drüben! Und seine Augen ruhten auf ihr! Und er wußte nicht: es war sein Kind!

Das dünkte ihn nun ein schimpflich Darben des Herzens. Es jagte ihn wieder auf und er schritt langsam fürbaß, die Kinder, besonders die kleinen Mädchen betrachtend und nach Aehnlichkeiten forschend, die ihm verraten sollten, ob er sein Fleisch und Blut aus der Menge heraus erkennen könnte.

Bald verwarf er selbst dies thörichte Forschen, setzte sich abseits auf eine andre Bank unter blühenden Kastanien, konnt' es aber doch nicht lassen, nach dem jubelnden Haufen hinüberzusehen.

„Hier wollen wir ein wenig ausruhen," hörte Robert jetzt eine herzgewinnende frische Stimme auf französisch sagen.

„Warum denn hier?" antwortete ein Kindermund, bei dessen Klang dem still Dasitzenden das Herz zuckte.

„Es ist keine andre Bank frei!" erwiderte die erste Stimme und zugleich kam hinter dem Kastanienbaum, der den Maler ihren Blicken verborgen, ein blondes Fräulein hervor, dem das lichte Sommerkleid wie angegossen an dem drallen wohlgebildeten Körper saß. Es hielt ein blondes Kind an der Hand. Und dies Kind blieb stehen und sah mit großen verwunderten blauen Augen den fremden Mann an, den es nun erst bemerkte und der es so seltsam anstierte.

„Ach!" rief das Fräulein enttäuscht aus, da es auch auf dieser Bank einen sitzen fand, den sie vorhin nicht gewahr geworden war. Das verdrießliche Wörtchen war ihr unwillkürlich von den blanken Zähnen gefallen, die wie eine Reihe gleicher glänzender Elfenbeinstückchen zwischen den lustig aufgeworfenen Lippen sichtbar blieben. Gesundheit und Frohsinn schien von jeder Bewegung des entzückenden Geschöpfes auszustrahlen.

Robert, der vorab nur das Kind sah und wie von einem Zauber betroffen sich fühlte, stand jetzt von der Bank auf, da das Fräulein mit der Kleinen sich wieder entfernen wollte.

„Nehmen Sie Platz, mein Fräulein," sprach er, „ich will Sie und das liebe Kind nicht stören."

Die Angeredete hielt inne und sah den Mann etwas überrascht an. Der eigentümliche, der bebende Ton seiner Stimme mochte sie befremden, dann nickte sie ein wenig wie zum Dank und sagte, ohne ihn weiter anzusehen: „Aber ich bitte, sich unsertwegen nicht stören zu lassen. Wir wollen nur wenige Minuten uns hier verschnaufen. Das Kleinchen war jüngst noch krank."

„Schwer krank?" fragte Robert, der sich wieder gesetzt

hatte, und er fragte so teilnehmend, daß das Fräulein, welches sich mittlerweile am andern Ende der Bank niedergelassen hatte, ihn überrascht ansah und sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Robert merkte wohl, daß er für einen Fremden etwas zu viel Eifer in seine Frage gelegt hatte; wie er aber unter dem Blick der blauen Augen, nicht ohne vor Verlegenheit zu erröten, aushielt, machte er auch die Bemerkung, daß jene Augen sehr schön waren und zu dem etwas stumpfen Näschen und den lachenden roten Lippen wohl paßten, die jetzt im Ton höflicher Abwehr sagten: „Nicht schwer krank, mein Herr!"

Es klang, als machte sich die schalkhafte Blondine über den Fragenden etwas lustig, dessen Eifer sie wohl von der Furcht eingegeben wähnte, neben einer ansteckenden Krankheit Platz zu behalten.

Robert sagte, nur um nicht durch sein bloßes Anstarren des Kindes zu befremden: „Es sieht so wohl aus, es ist ein schönes Kind!"

„Es geht uns auch recht gut jetzt," sagte das Fräulein, mit der Hand der Kleinen Gesicht und Haare streichelnd. „Nicht wahr, arme Maus?"

Und das Kind, mit innigem Augenaufschlag an dem Mädchen hängend, sagte leise: „Bei dir geht mir's immer gut, du liebe Sophie!" und dann barg es halb spielend, halb liebkosend sein Gesicht im Schoße der sorgsamen Freundin.

Das Mädchen mit dem Kinde saß an dem einen, Robert an dem andern Ende der Bank. Dazwischen war noch reichlich Platz. Das Mädchen sah über das Kind weg, dessen Locken sich in seine Hände schmiegten, geradeaus ins Grüne, als wollte es weitere Ansprache des Fremden unmöglich machen. Robert wagte sich nicht zu rühren, wagte nicht zu sprechen, ja kaum zu atmen, aus Furcht, er könnte die beiden verscheuchen. Der Gedanke quälte ihn, was er thun würde, wenn sich jene dort in der nächsten Sekunde erhöbe und das Kind von ihm wegführen wollte. Sein Puls flog wie im Fieber und seine Fäuste ballten sich unwillkürlich. Daß das sein Kind, sein und Emmas Kind war, daran zweifelte er nicht mehr und doch schrie er in der Inbrunst eines bebenden Herzens lautlos zum Himmel um ein Zeichen der Gewißheit, daß sie es wäre.

Nun hob das kleine Geschöpf auf einmal den Kopf wieder auf, als hätt' es die brennenden Blicke des Nachbars gefühlt, und sah ihn aus blauen Kinderaugen unverwandt so fragend, so ernsthaft an, und dabei öffnete sich ein wenig und dann mehr das rote Mündchen.

Robert hätte schreien mögen: Nicht wahr, du bist Erna? Du bist mein? Aber er hielt an sich und war froh, solange die blonde

Gouvernante — denn von den Anverwandten seiner Frau konnte diese nicht sein — sich gar nicht um seine Anwesenheit kümmerte.

Bald hatt' er vergessen, daß außer dem Kinde noch jemand auf der Bank saß. Er sah nur mehr das Kind, das ihn anstarrte, und dessen Aehnlichkeit mit seinen Gedankenbildern, mit halbverblichenen Erinnerungen, mit ihm selbst immer deutlicher und deutlicher zu seinem Herzen redete.

Mit Emma war kaum ein Zug von Aehnlichkeit an dem kleinen Wesen ... aber war es denn auch wirklich sein Töchterchen? Er wünschte innig, daß dem so wäre. Es war ein schönes Kind! Zart und lieb! ...

Und es starrte ihn so ernsthaft, so traurig an, als suchte es unbewußt auch in seinen Zügen etwas ... vielleicht den Weg zu seinem Herzen ...

Ach, das war Täuschung! Es ward wohl nur durch seinen starren Blick gefesselt, geängstigt. Aber jetzt zogen sich die Lippen in die Wangen und das kleine Ding neigte das Köpfchen zur Seite und lächelte ihn an.

Und er durft' es nicht ergreifen und ans Herz drücken und mit seinen Küssen bedecken! Die Wärterin wäre um Hilfe schreiend davongelaufen!

Das Kind lehnte den Kopf auf die Bank und streckte die Hand ein klein wenig von sich und jetzt weiter und weiter, bis es die Hand Roberts berührte, und dann hielt es seinen Mittelfinger fest und kicherte dabei leise vor sich hin.

Robert spürte, wie das warme Händchen ihm nahe rückte, und nun den packenden Griff desselben ... er konnte nicht dafür, er hatt' es kommen fühlen und nun rann ihm eine dicke Thräne aus den Augen und langsam über die Wange.

Wahrscheinlich merkte jetzt das Fräulein, wie ihre Pflegebefohlene weiter und weiter von ihr abrückte; es sah darum erst nach dem Kinde und sagte: „Sei nicht unartig, Erna, du fällst dem Herrn lästig!“

Robert konnte oder wollte in dieser Erregung nicht sprechen; er schüttelte nur heftig das Haupt und umspannte mit der ganzen Hand das liebe kosende Händchen.

Da wandte das Fräulein ihren Blick auch auf ihn und erstaunte ob der Thräne, die sie im wetterbraunen Angesicht des fremden Mannes gewahrte.

Sie wollte sich erheben. Aber auf eine bittende Handbewegung Roberts gewann menschliche Teilnahme oder auch frauenzimmerliche Neugier über ihr Befremden und ihre Scheu die Oberhand. „Sind Sie krank, mein Herr?“ fragte nun sie.

„O nein, mein Fräulein!“ entgegnete er und er lächelte wie ein Glückseliger unter Thränen.

Seltsam! dachte jene, die vielleicht noch nie einen Mann weinen gesehen hatte und gar an dieser robusten, wetterharten Erscheinung keiner sentimentalen Anwandlung gewärtig war.

Er brachte etliche Worte hervor: „Eine wunderliche Aehnlichkeit des Kindes ... eine Erinnerung aus alter Zeit ... ich bitte mein Betragen zu entschuldigen ... Erna heißt die Kleine? ... Ah! ... Ein schöner, ein lieber Name!“

„Erna,“ wiederholte die Gouvernante, während das Blut ihre Wangen verließ und sie sich ratlos fühlte, ob sie davongehen oder neben dieser seltsamen Begegnung noch länger verweilen sollte. Aber es war ihr, als hätte sie Blei in den Füßen, als würde sie mit Gewalt auf die Bank zurückgedrückt, so oft sie der Gedanke anwandelte, sich zu erheben.

Robert betrachtete in seiner Sorge nun auch das Fräulein. Er sah sie unruhig werden. Er fragte, um sie zu beschäftigen, dies und das, wie alt das Kind sei und ob sie schon lange bei demselben in Stellung.

„Anderthalb Jahr etwa,“ sagte jene; auch daß sie aus der französischen Schweiz, aber von deutschen Eltern sei. Den Namen des Hauses, in dem sie jetzt lebte, nannte sie nicht, wie sie denn überhaupt ihre Antworten als notgedrungene behandelte und so knapp wie möglich bemaß. Allein der Fragende hörte die Antworten kaum, denn er verlor seine Aufmerksamkeit immer wieder durch das Anschauen des Kindes.

„Aber es ist Zeit, zu gehen!“ sagte nun mit einemmale die Gouvernante zu Erna. Das Unstatthafte eines längeren Geplauders mit einem fremden Menschen mitten im Tiergarten fiel ihr trotz der wunderlichen Gedanken, die sie zu längerem Verweilen verführten, doch empfindlich aufs Gewissen.

Robert konnte sich jetzt noch nicht von dem wiedergefundenen Wesen trennen. Zu erkennen wollte er sich der Schweizerin doch nicht geben. Das widerriet die Klugheit. Sie stand im Dienst und hatte ihrer Herrin zu gehorchen. Und wer konnte wissen, in welcher greulichen Anschwärzung sein Gedächtnis im Hause Meyer bewahrt wurde, welche Vorsichtsmaßregeln gegen eine zufällige Begegnung wie diese gegeben waren. Und in dieser Vermutung war durchaus kein Irrtum.

In seiner Not kam er auf den Gedanken, sein Skizzenbuch aus der Tasche zu ziehen und zu bitten, ob er nicht mit etlichen Strichen das liebe Gesicht des Kindes abzeichnen dürfte.

„Sie sind ein Maler?!“ fragte die blonde Schweizerin

jetzt langsam, ihre Worte betonend und ihn mit großen Augen anstarrend.

„Manche halten mich dafür ... warum wundert Sie das?“ entgegnete Robert, aber ohne die Augen von seinem Kind und seinem Skizzenbuch wegzuwenden, und das war gut, denn hätt' er den Ausdruck des Erstaunens gesehen, mit dem jene ihn jetzt betrachtete, er wäre wohl in seiner Arbeit gestört und zu andern Reden genötigt worden.

In des Mädchens Kopf stürmten die Gedanken, suchten sich zu vereinigen und stießen einander wieder ab, um gleich darauf wieder Anknüpfungspunkte und wieder neue Zweifel zu finden.

Wer war der Mann, der beim Anschaun dieses Kindes in Thränen ausbrach? Und nun, ganz in sein Glück verloren, den Augenblick mit hastigem Stifte festzuhalten suchte? ... Ein Maler? ... Auch Ernas Vater war ein Maler ... das hatte sie oft genug sagen hören. Und droben in der abgesonderten Balkonstube neben dem Dachboden, die man noch immer das Atelier nannte und wo sie manchen Winternachmittag, wenn es draußen schneite und stürmte, mit der kleinen Erna verbracht hatte, hing allerhand bemalte Leinwand herum. Niemand im Hause achtete darauf. Sie hatte auch nicht viel darauf geachtet. Denn sie hatte über Ernas Vater nur das Schlechteste reden hören. Und von dem Augenblick an, da sie das Kind liebgewonnen, hatte sie diesen Vater gehaßt, der sich in der weiten Welt sorglos herumtrieb, sich um ein herziges Geschöpf, das Gott ihm zu eigen gegeben, nichts kümmerte und es Leuten, wie Emma, Heribert und Hermione, zur Erziehung überließ, von denen keines das Kind liebte, wie es geliebt und erzogen werden sollte.

Sie hatte sich ein Bild von dem verlaufenen Gesellen gemacht, der, wie sie Herrn Meyers Reden nicht anders erklären konnte, sich sein Vaterrecht für Geld hatte abkaufen und widerspruchslos aberkennen lassen, um ohne Pflichten und ohne Gewissen den ungebundenen Lebenslauf eines verbummelten Genies im Welschland weiterzuführen, und der nach niemand, auch nach seinem einzigen Kinde nichts fragte.

Ein häßliches Bild ... ein ganz andres, als diesem Manne da neben ihr glich, der ihr wider Willen gefiel, dessen bescheidenes Gebaren, dessen so gewaltsam verhaltenes und doch aus jedem Ton und Wort durchquellendes Gefühl es ihr anthat wider Willen und sie festbannte, wo sie besser fliehen sollte.

Nein, das konnte jener leichtfertige Lüdrian nicht sein, von dem niemand ein gutes Wort zu sagen wußte, jener Lump, dessen Namen vor dem armen Kinde zu nennen streng ver-

boten war...... Aber wenn er es nun doch war?! Sie meinte auf einmal in seinen Zügen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Kinde zu entdecken ... und sein ganzes Gebaren ließ sich daraus erklären ... durfte sie dann auch nur noch eine Minute länger neben ihm verweilen? ... War das mit der Pflicht, die sie der Mutter ihres Zöglings, mit dem Abscheu, den sie einem solchen elenden Menschen schuldig war, zu vereinbaren?!

Nein, nicht eine Minute länger wollte sie neben solchem Rabenvater auf einem Brett sitzen, wenn er es war ... und wenn er Ernas Vater nicht war, so hatte sie neben dem gleichgiltigen Fremden schon lange genug gesessen. Also auf und fort in jedem Fall!

„Wie, mein Fräulein, Sie brechen schon auf! ... Bitte, nur noch fünf Minuten! Nur noch zwei!“ sagte der Zeichner und seine Bleifeder strich hastiger übers Papier hin und her.

Und wie er nun die Augen von Erna wegwandte und Sophie bittend ansah mit dem lachenden seelenvollen Blick, mit welchem er der Menschen Wohlwollen gewann, da stach es der blonden Schweizerin wie mit einer Nadel durchs Herz. Ja, das war Ernas Vater! Mit demselben Blick sah das Kind sie zuweilen an, wenn es seinen Wunsch ihr vom Herzen schmeicheln wollte. Alles, was da um die Augen herumsaß, das hatte das Kind von ihm! Es war jede Linie, jeder Zug wie aus seinem Gesichte gerissen!

Wie sie mich anstarrt, als sähe sie ein Gespenst! dachte Robert und vergaß also Aug' in Auge den Stift sofort wieder in Bewegung zu setzen.

Sophiens Herz preßte sich zusammen. Sie verfärbte sich. Sie hätte in dieser Sekunde der Gewißheit dem frechen Manne, welcher sein Kind, das er nicht gesucht hatte, auf der Straße fand und sich über sein eigen Vatergefühl wie über die redliche Liebe zu dem Kind in ihrem Herzen leichtfertig lustig zu machen schien, sie hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen. Ihr war, als hätte sie noch nie einen Menschen so leidenschaftlich gehaßt, wie diesen da in diesem Augenblick.

Sie maß ihn verächtlich von oben bis unten, ohne seine Bitte einer Antwort zu würdigen, und streckte die Hand gebieterisch nach der zögernden Erna aus. „Komm, du armes Kind!“ sagte sie mit einem Blick und einer Betonung, darin der Haß nur allzudeutlich aufloderte.

Robert lächelte, ohne das Auge von der erregten kleinen Person abzuwenden. „Sie nennen das Kind arm? Warum?“

Sophie nagte ein wenig an der Unterlippe, als zögerte

sie noch ein Weilchen, das grobe Wort, das ihr auf der Zunge saß, auszusprechen. Aber ihr jäher Herzschlag ließ sie jedes Bedenken abstoßen. „Weil es einen erbärmlichen Menschen zum Vater hat!“ gab sie trocken zur Antwort.

„Sind Sie dessen so gewiß, mein Fräulein?“

„Ja!“ warf sie über die Schulter zurück und zog das Kind hastig mit sich fort, während dieses im Laufschritt neben ihr her noch ein- und andresmal das Köpfchen wandte und den Mann anlachte, der die Arme über der Brust gekreuzt wie angewurzelt neben der Bank stehen blieb. und den Davoneilenden mit leuchtenden Augen nachsah.

Es war ein reizender Anblick, wie sie dahinstürmten, das schöngewachsene Mädchen mit dem lieblichen Kind an der Hand, wie der Wind ihnen entgegenblies und sachte ihre Gewande hinter ihnen bauschte.

Das Kleinchen mochte sich wohl über die allzurasche Gangart dieser jähen Flucht beklagt haben. Denn Robert sah die Schweizerin plötzlich im Wandel innehalten, sich tief herabbeugen, das Kind, welches wohl in Thränen ausbrechen mochte, mit beiden Armen umschließen und Mündchen und Aeugelein mit heftigen Küssen bedecken. Dann gingen beide langsameren Schrittes nebeneinander weiter.

Der Wind, der von ihnen herblies, fiel in die Zweige des rotblühenden Kastanienbaumes, raufte lustig darin herum und warf eine Menge stäubender Blüten über den im Nachschauen ganz verlorenen Mann. Und dieser dachte nicht etwa daran, sich die rosigen Kelchlein, wie vorhin die langhaarigen, häßlich kriechenden Raupen, abzuschütteln, sondern er ließ sie ruhig auf Schultern, Bart und Haupthaar sitzen und trug sie mit sich fort. Eines war ihm gar auf die Lippen geweht, und er hielt es mit diesen fest, als wär's ein blütegewordener Kuß von liebem Munde, der so rosig wie es.

Er lächelte, wie die Glücklichen lächeln. Gott hatte den alten Leichtsinn noch lieb. In tiefster Trübsal und Ratlosigkeit war ihm wieder das Licht der Freude plötzlich und unerwartet aufgegangen. ... Was für ein schönes Kind er hatte! ... Und wie treu und gut es behütet war!

Der flammende Zorn, in dem die Schweizerin von ihm geschieden, that Robert nicht weh. Sie haßte ihn so heftig, weil sie sein Kind so innig liebte. Er konnt' ihr ihren Haß nicht vergelten, sondern nur die Liebe, die sie zu seinem Kinde hegte.

Nun waren jene beiden an dem Ende der langen Baumreihe verschwunden.

Da packte Robert noch einmal ein jäher Zweifel an. Wenn es doch nicht seine Erna gewesen wäre, sondern die Erna irgend jemands, der pflichtvergessen in der weiten Welt sich umtrieb! Es gab ja derlei Menschen genug.

Robert stürmte im nächsten Augenblick davon. Er wußte, wie der Weg zu Heriberts Haus in der Tiergartenstraße abzuschneiden war. Er lief und hielt erst unter den Bäumen am Waldrand inne ... Dort drüben sah er sie gehen, Hand in Hand, mit gemäßigter Eile ... sie konnten ihn nicht sehen ... noch fünf Schritte, da machten sie rechtsum, gingen durch den schönvergitterten Vorgarten und verschwanden im Thorweg der wohlbekannten Villa.

Kein Zweifel mehr! Es war sein Kind! Wann wird er es wiedersehen? ... Er dachte, bald. ...

Robert dachte, wunders wie bald er sein Kind wiedersehen werde. Aber Sophie dachte ganz anders. Nie wieder, wenn es von ihr abhing!

Sie liebte Ernas Mutter nicht, weil sie kein Herz in ihr entdecken konnte, welches mit Muttergefühlen vertraut war. Ein konventionelles Halbstündchen am Vormittag, ein konventionelles Halbstündchen am Nachmittag, und ab und zu, wenn Besuche da waren, so viel Minuten, als man brauchte, um Erna im neuesten Kleidchen zu produzieren, das war in der Regel alle Zeit, die sie auf das Kind verwandte. Man sah ihr an, daß ihr das Frätzchen unbequem war, weil es sie durch ihr Dasein an eine Vergangenheit und an eine Liebe mahnte, an welche beide sie nicht gemahnt sein wollte. Hätte Erna nicht fatalerweise auch noch ihrem Vater so ähnlich gesehen! Aber es war gar nichts Meyerisches an ihr. Sie ging in dieser Familie herum wie ein weißer Rabe in einem kohlschwarzen Nest, und manchem von der schwarzen Sippe war, er sollte den Schnabel wetzen, wenn diese leibhaftige Erinnerung an den ehemaligen Eindringling ihnen zu nahe kam.

Nicht daß es Erna schlecht gehabt hätte. Es fehlte nur die rechte Liebe, die ein Kind von nöten hat, wenn es gedeihen soll. Man ließ sie aufwachsen, ohne daß man sich zu sehr über ihr Wesen und Gedeihen die Köpfe zerbrach. Vordem war sie ihrer alten Amme, der Spreewälderin, so ziemlich allein überlassen geblieben; nunmehr war sie der Schweizer Gouvernante mit voller Verantwortung anheimgegeben. Es war ein Glück, daß man mit dieser einen guten Fund gethan. Alle

Leute im Hause lobten Sophie — einige sogar etwas zu laut und zu angelegentlich. Hätte man indessen mit Sophiens Wahl das Richtige nicht getroffen, man hätte sich weder im Erdgeschoß noch im ersten Stockwerk der Meyerschen Villa heftig gegrämt.

Manchmal sagte sich Sophie, daß Frau Leichtfuß — noch hieß sie ja so, wenn auch nicht mehr lange — mehr an dem Kinde hinge, als ihr zu zeigen beliebte. Sie hatte so Anfälle von jäher und stürmischer Zärtlichkeit; aber diese gingen vorüber und gingen regelmäßig in ein gleichgiltiges Gebaren über, wo man ihr von dem Kinde Gutes und Schlechtes berichten konnte, gleichviel, es regte sie nicht mehr auf, als ein Bericht über das Wetter in Kalkutta oder über das Erbrecht bei den Samojeden gethan hätte.

Emma fühlte sich schon ganz Baronin, und je länger sich die Verehelichung mit Horst hinausschob, desto hochfahrender, menschenfeindlicher und launischer gab sie sich. Sie war in den drei Jahren, seit sie aus Italien heimgekehrt war, nicht jünger und nicht liebenswürdiger geworden. Aber sie war noch immer eine junge, hübsche, elegante Frau, und wenn sie bezaubern wollte, gelang ihr das bei ihren körperlichen und geistigen Gaben noch ganz wohl. Die Gouvernante ihres Töchterchens zu bezaubern, fühlte sie keine Veranlassung. Sie sah in ihr nur eine bezahlte Dienerin. Und für eine solche war diese viel zu hübsch und zu auffallend nach ihrer Meinung. Ihr Vater und selbst ihr Bräutigam waren immer hinter dem Mädchen mit Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten her, welche Emma für übertrieben, ja für gar nicht am Platz erachtete, und wenn sie von dem Fräulein redeten, gebrauchten sie nur superlativische Ausdrücke. Sie hätte dasselbe am liebsten gleich am Tag seines Eintritts wieder nach Lausanne zurückgeschickt, denn sie kannte die Schwäche der Männer für hübsche Hausgenossinnen . . . und sie sah darum dem Mamsellchen gehörig auf die Finger. Indessen diese Tochter der freien Berge hielt sich streng und tadellos, Erna gedieh sichtlich unter ihrer Obhut, und da Emma denn doch in allernächster Zeit Hochzeit halten und eine Hochzeitsreise antreten wollte, war es immerhin das Geratenste, die erprobte Hüterin bei dem Kinde zu lassen bis zu ihrer Rückkehr. Mochte sich inzwischen Papa Heribert noch vollkommen in die hübsche Person verlieben! Das war Mamas Sache. Und diese dachte über die spießbürgerliche Frage der ehelichen Treue ihrer greisenhaften Hälfte sehr vornehm kühl. Was Horsts zeitweilig allzu warme Anerkennung der Gouvernante betraf, so meinte seine Zukünftige, die Hochzeitsreise ziemlich weit weg von Berlin und der

Schweiz zu führen, und fern vom Schuß war keine Gefahr. Darum wollte Emma bis zu dieser Abreise das Fräulein weder fortjagen noch verhätscheln. Und es war kein Vergnügen, ihr zu dienen.

Sophie wäre auch gleich nach den ersten Wochen im Meyerschen Hause um ihre Entlassung eingekommen, hätte es ihr nicht schon in den ersten Tagen Roberts Kind im Herzen angethan. Sie faßte bald ein leidenschaftliches Mitleid mit der von ihrem Vater, und genauer betrachtet, auch von ihrer Mutter verlassenen Kleinen. Und aus dem leidenschaftlichen Mitleid ward innige Liebe. Sie staunte selbst darüber, daß sie sich so mit dem ganzen Herzen an ein fremdes Wesen anschließen gekonnt. Allein sie hatte kaum jemand mehr auf der Welt, dem sie ihr Gefühl hätte zutragen dürfen. Ihre Eltern, die auf einer Pfarre im Waadtlande gesessen, waren beide tot; von den Geschwistern waren nur zwei übrig geblieben; sie war nach Deutschland mit dem frommen Vorsatz gegangen, sich ganz und gar ihrem Berufe zu widmen, und wenn sie eine Stellung fände, die ihrer Neigung wert wäre, mit dieser Neigung nicht zu kargen. An das reiche Haus in Berlin durch einen wohlmeinenden Freund ihres Vaters empfohlen, war sie gleich nach den ersten Stunden von all der Herzenskälte, Vornehmthuerei und abgeschmackten Steifheit peinlich in sich zurückgeschreckt worden; aber sowie ihr Erna entgegenlachte, war es immer, als stieße man in dunkler, dumpfer Stube einen Fensterladen auf und die liebe Herrgottssonne schiene mit goldigem Strahl breit herein. Erna war so ein Kind wie ein Sonnenstrahl.

Daß ihr Zögling dies lachende, herzgewinnende Wesen nicht von mütterlicher Seite, also wohl doch vom vielverketzerten Vater her hatte, war Sophie bisher nie eingefallen. Sie hatte bisher nur so gedacht, daß einer, den selbst diese Menschen als einen unwürdigen und verhaßten aus ihrer Gemeinschaft gestoßen hatten, nur noch unfreundlicher und unerquicklicher als jene und schon ganz grundschlecht sein müßte.

Den Mann, der ihr heute so unerwarteter-, so wunderlicherweise im Tiergarten nahe gekommen war, hatte sie anfangs gar nicht beachtet. Sie war nicht danach geartet und nicht daran gewöhnt, dem ersten besten, der vorüberging, irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Wie ihr aber aus dessen auffallendem Benehmen erst die Vermutung und dann die Gewißheit entgegengeleuchtet, daß das Ernas leibhaftiger Vater sei, der zu ihr und dem Kinde redete, als verstünde sich dieser unerlaubte Verkehr von selber, da war ihr nicht anders zu Mute geworden, als wenn ihr eins zugerufen hätte, der Satan

plaudere mit ihr und strecke derweilen hinterrücks die Krallen nach dem Kind aus. Sie hätte es am liebsten gleich auf ihre Arme gehoben und wäre laut betend heimgerannt.

Aber alles auffällige Gebaren war ihrer feinfühligen Seele zuwider. So meinte sie, recht gethan zu haben, wie geschehen war, und das beleidigende Wort, das sie zum Abschied dem vermeintlichen Vater Ernas zugeschleudert hatte, reute dies tapfre Herz keineswegs.

Wenn er's nicht war, ging's ihn ja auch nichts an und brauchte ihn nicht zu kümmern! Obwohl nun der Zeichner auf der Bank das Wort nicht so gleichmütig hingenommen hatte, wie einer, den es nichts kümmert, so fragte sich Sophie nun doch zuweilen, ob sie sich nicht geirrt habe. Sie hatte Augenblicke, wo sie sich über solche Gespensterseherei selbst auslachte, und andre, wo sie ihrer Sache wieder ganz sicher zu sein glaubte. In jedem Fall dachte sie viel und oft an die seltsame Begegnung im Tiergarten, öfter und mehr, als der Ruhe ihres Herzens zuträglich war. Aber den Weg, wo er sie jüngst betroffen, vermied sie. Er sollte durch ihre Hilfe oder Nachgiebigkeit sein Kind nicht wiedersehen. Es war seine Sache, Mittel und Wege zu finden, welche die Familie, der sie sich verpflichtet hatte, welche die allgemein giltige Sitte, welche ihr eigenes, ängstliches Gewissen billigten.

Mochte die Mutter Ernas sein, wie sie wollte, mochte der Mann, welcher das Kind im Tiergarten abgezeichnet hatte, Ernas Vater sein oder nicht sein, Sophiens Pflicht lag klar vor ihr: sie hatte das Kind vor jeder Begegnung, die ihm nicht im Hause der Mutter widerfahren konnte, zu hüten und zu bewahren; und sie wollte dieser Pflicht streng und gewissenhaft nachkommen, wie sie jeder Pflicht nachkam von Jugend an. . . . Daß sie einen Augenblick darüber in Zweifel hatte schwanken können, nur das verwunderte sie manchmal in aller Stille, wenn sie das kleine Wesen, das spielend zu ihr aufsah, nachdenklich betrachtete und ihr dabei die Aehnlichkeit mit jenem Mann auffiel.

Doch auch das mochte Augentäuschung sein . . . Sophie hatte den Fremden doch nur kurze Zeit gesehen. . . . Sollte sie ihrer Gebieterin von der Begegnung Anzeige machen? . . . Wozu! Mochte der Störenfried sich selber ankündigen, wenn er es für nötig fand! Daß er dem Kinde nichts anhaben sollte, dafür vermaß sich die selbstbewußte Schweizerin allein gutzustehen. Und sie hätte ihrer Herrin doch nur eine ganz leere Vermutung vortragen können, die, je mehr sie sich einen solchen Vortrag im Geist ausdachte, auf immer schwächeren Füßen zu

stehen schien. Frau Emma liebte nicht, daß man ihr mit leerem Gerede lästig fiel. Frau Emma liebte nicht, daß man sich in Dinge mischte, in Familienangelegenheiten drängte, die einen nichts angingen. Sie hatte niemals vor Sophien ein Wort über ihren geschiedenen Gatten verloren. Derselbe war also ein Ding, das Sophien nichts anging.

Gar nichts! ... Warum sie sich das nur so oft und eindringlich wiederholte?

Doch da sie's für ihre Pflicht erachtete, bei den täglichen Spaziergängen mit Erna den Tiergarten soviel als möglich und den sonst gewohnten Weg, wo jener sie betroffen hatte, ganz bestimmt zu vermeiden, war es kein Wunder, daß sie sich tagtäglich mit der Erscheinung, der sie zu begegnen fürchtete, in Gedanken beschäftigte. Gerne geschah's nicht.

Sie freute sich ordentlich, wenn ein grauer Landregen einbrach, der für mehrere Tage, vielleicht für Wochen standzuhalten versprach. Da waren die Spaziergänge im Freien beschränkt. Sie fuhr meist nur zu Wagen aus und spielte dafür, wenn der Regen auf Viertelstunden nachließ, im Garten hinter dem Hause oder, wenn's auf den Kieswegen noch zu feucht war, auf der Terrasse unter dem Glasdach vor der Wohnung.

Und wollten sich Pflegerin und Zögling einmal recht ungestört tummeln, droben im Atelier war ja Platz. Dort waren keine Teppiche, die man schonen, keine Nippes, die man nicht anrühren durfte, keine modischen Möbel, an deren Kanten man beim Herumtollen anstieß, und daneben kein Besuch, um dessentwillen man nicht laut lachen und lustig aufschreien durfte ... auch kein Vater, den man bei der Arbeit gestört hätte! ...

Erna war schon durch die Amme aus dem Spreewalde daran gewöhnt worden, die verlassene Werkstatt ihres Vaters so recht als ihr Bereich und ihren Tummelplatz zu betrachten. Sophie wußte es auch nicht anders und bevorzugte den großen, stillen Raum, wo sie das kleine Wesen so ganz für sich allein hatte, wo weder der zudringliche alte Großvater, noch der etwas zweideutige Bräutigam der Hausfrau sich hinauf verloren, denn keiner von beiden liebte es, den Erinnerungen an den verflossenen Gatten Emmas nachzugehen, und überdies wußten sie vielleicht gar nichts davon, daß Kind und Gouvernante hier oben stundenlang spielten und die eine dabei ihren Gedanken nachhing, ungestörter als anderswo in diesem eleganten, aber geräuschvollen Heimwesen.

Sophiens Gedanken waren bisher im Atelier nie bei demjenigen gewesen, der früher hier oben gehaust und geschaffen

hatte. Jetzt war dem anders. Recht wider ihren Willen. Allein wenn sich die beiden müde gespielt hatten und nun draußen der Regen unaufhörlich auf das grauüberrieselte Oberlicht klatschte, so geschah's ganz natürlich, daß eins vor irgend einer Ecke stehen blieb, wo ein Leinwandrahmen über dem andern mit dem Gesicht gegen die Wand lehnte, und daß man einen oder den andern trotz des Staubes, der auf der Kante lag, anfaßte, hochhob, vielleicht gar auf die Staffelei, die man rasch heranrückte, günstig gegen das fahle Licht stellte und daran sich in Betrachtungen und Gedanken erging.

Es waren lauter unfertige Sachen. Angefangene Bilder, meist nur Skizzen oder Kartons zu jenen monumentalen Werken, von denen Robert so viel geträumt und keines ausgeführt hatte. Sophie fand sich keineswegs angeheimelt von jenen Velleitäten. Es sprach nichts zu ihrem Herzen, nichts zu ihrem Geschmack. Sie begriff, daß ein Mann, der so war, wie ihn die Familie da unter ihren Füßen schilderte, in derlei unfruchtbaren, gespreizten Entwürfen Zeit und Kraft verzettelt haben mochte.... Ein andermal aber fand sie Mappen mit Skizzen, kleine Zeichnungen, Parkstudien, Kinderköpfe und Spielszenen, wie sie ein Freund dieser winzigen Menschen auf Spaziergängen in der Umgegend, auf einer Bank im Tiergarten hingeworfen haben mochte ... wie jener Mann neulich! ...

Aber war das ein und derselbe Künstler, der hier so innig die Natur belauschte, dort überweltliche Fratzen in überspannten Götter- und Heldenverrenkungen übereinanderlog? ... Sie hatte keine rechte Ahnung vom Werdegang eines Künstlers; in ihrer Vorstellung kam der Meister fertig zur Welt und irrte nie auf dem geweihten Pfade seines Strebens, allerwege seiner selbst sicher . . die Skizzenbücher mußten wohl von einem Freunde des Herrn Leichtfuß herrühren.

„Wer hat denn das gemacht?" fragte sie eines Nachmittags unwillkürlich das Kind, als könnte dies aus eigener Erfahrung davon Wissenschaft haben.

Erna that auch nicht anders dergleichen und antwortete mit ernster Miene mit dem Finger auf die einzelnen Blätter tupfend: „Das hat mein Papa gemacht."

„Ach, was weißt denn du davon, Schwätzerchen!" antwortete Sophie, das Kind und ihre eigene Thorheit zugleich belächelnd.

Aber Erna muckte stolz auf und sagte: „Wohl hat das mein Papa gemacht, das und das und das auch und alles, was in dieser Stube ist! Alles hat mein Papa gemacht! ... Mein guter Papa, der mich so lieb gehabt hat."

Sophie fuhr erschreckt auf, als sie das Kind so sprechen hörte. Das Kind hatte noch niemals von seinem Vater geredet in den achtzehn Monaten, die sie seiner wartete. Wie kam es jetzt dazu? Eine drückende Angst befiel sie. Hatte jemand in einer unbewachten Minute mit dem Kinde von seinem Vater gesprochen? ... Und wer?

Zornig fuhr sie den Liebling an: „Wer hat dir das gesagt, daß dein Papa gut zu dir war und dich lieb hatte?“

Erna guckte ihr mit den großen blauen Augen ganz unverfroren ins Gesicht und sagte laut: „Das weiß ich, und Hedwig hat es mir gesagt!“

Sophie schwieg und sah noch immer das kleine Ding streng an, während sie die Eifersucht, welche sich plötzlich in ihrem Herzen geregt hatte, zu dämpfen und sich einzureden suchte, daß die Spreewälderin wohl so obenhin geplaudert und von einem guten Vater erzählt habe, wie man etwa dem Kinde, das nicht einschlafen will, vorsingt, daß sein Vater ein Graf sei und in seinem Garten die Schafe gehen.

Aber Erna schien es sich in den kleinen Kopf gesetzt zu haben, ihre Pflegerin noch mehr zu erbosen und zu erschrecken. In einer unbegreiflichen Ideenverbindung fing sie jetzt an, zu fragen: „War das neulich mein Papa?“

Sophie glaubte, der Boden wanke unter ihren Füßen. Also auch das Kind hielt den Mann ... die Gedanken versagten ihr einen Augenblick. Wieder überkam sie Furcht, daß man das Kind hinter ihrem Rücken beeinflußte. Aber sie wich ja Tag und Nacht keine Minute mehr von ihm seit jener Begegnung, die sie verwünschte! Sie brachte nur ein Wort hervor.

„Wer?“

„Der Mann auf der Bank neulich im Tiergarten?“

„Wer hat dir das gesagt, Erna?“

„Niemand!“

„Und warum glaubst du, daß der fremde Mann dein Papa war?“

Das Kind sah sie lang an und lächelte nur, um Antwort verlegen. Die Augen schienen zu sagen: wie man nur so dumm fragen kann! Da aber Sophie mit ernstem, ja bösem Gesicht weiter in es drang, sprach es gelassen, nur den Kopf ein wenig schief stellend: „Weil er ein lieber Mann war, und weil er so zeichnete wie Papa.“

„Kannst du dich denn deines Papas erinnern, Erna?“ fragte Sophie milder im Tone, aber die Hand auf dem hämmernden Herzen.

Das kleine Ding machte große traurige Augen und schüttelte verneinend den blonden Kopf. Es rührte Sophien und sie schämte sich ihrer Heftigkeit von vorhin.

Und die blonden Haare streichelnd, tief zu dem verwaisten Geschöpf herabgebeugt, fragte sie weiter mit gütiger Stimme: „Wenn du dich nicht erinnern kannst, wie dein Papa ausgesehen und was er gemacht hat, dann kannst du ja auch nicht wissen, daß er so oder so gezeichnet hat. Nicht wahr, Erna?“

Da nickte die Kleine, wieder sehr wichtig thuend, mit dem Köpfchen und sprach: „Doch! Das hat mir alles meine Hedwig gesagt!“

Sophie wünschte in Gedanken alle gewissenlosen Schwätzerinnen zum Kuckuck, welche Kindern unverantwortliches Zeug in den Kopf setzen; ward aber später erst recht erbost, als sie sich auf dem Gedanken ertappte, ob die Wendin nicht ganz gut daran gethan habe, dem Kinde zuweilen von seinem Vater zu sprechen.

In keinem Fall hielt sie es für geraten, dies Gespräch mit Erna weiterzuführen. Schweigend saß sie da auf dem einzigen Schemel, der noch in der alten Malerwerkstatt vorhanden war, und preßte das kleine Wesen auf ihrem Schoß an die Brust und ihre Lippen in sein Haar.

Das abscheuliche Wetter schien die Dämmerung früher zu bringen, als dieser Jahreszeit gemäß war. Man hörte den Regen immerfort auf die große Scheibe klatschen und rieseln, und der Himmel darüber schien ein endlos Grau. Dann hörte man die Wagen anrollen, die um diese Stunde ein paar Dutzend Gäste vor dem Hause absetzten, denn beim Geheimen Kommerzienrat Heribert Meyer war heute großes Diner. Die ganze Sippe der Wolkenfels-Krümelshausen war geladen, und es sollte ihnen zu Augen und zu Gaumen demonstriert werden, daß dieser Junker Horst nicht schlecht führe, so er es seinem Vetter gleich thäte und Heriberts Schwiegersohn würde, der beneidenswerte Sterbliche!

Sophie wollte sich und das Kind auf andre Gedanken bringen und sagte: „Hörst du die Wagen rollen, Erna? ... Und wieder einer und noch einer! ... Da steigen feine Damen in seidenen Kleidern aus mit Blumen und Federbüscheln in den hochfrisierten Haaren und blitzenden Steinen an Hals und Armen. Und dann setzt man sich zu Tisch bei der lieben Mama und läßt sich die guten Sachen schmecken. Und wenn sie mitten drin sind im besten Schmausen, steht ein Herr im schwarzen Frack mit einem Stern um den Hals auf und hebt sein Weinglas empor und sagt: ‚Meine Damen, meine Herren, Klein-Erna

soll leben hoch!‘ und alle stehen auf und rufen: ‚Hoch! Und abermals hoch! . . .‘ Klein-Erna ist aber ein kluger Schatz; denkt sich, ‚ihr schreit mir lange gut; solch üppige Schmauserei ist nichts für kleine Kinder, die gehören ins Bettchen, wo sie auch schon drinliegt und schläft und schläft bis an den lichten Morgen!‘“

Sophie wiegte das Kind, während sie so sprach, in ihren Armen hin und her, als wollte sie es schon jetzt einschläfern, und lachte ihm dann ins Gesicht. Das Kind aber lachte nicht. Die großen blauen Augen sahen in dem fahlen Licht so glänzend zu der Freundin empor, daß diese mit ihren Scherzen unwillkürlich innehielt und nur schweigend das herzige Geschöpf betrachtete.

Da sagte dieses, gleichsam seinerseits das Bild fortspinnend: „Und wenn Klein-Erna gut ausgeschlafen hat, dann gibst du ihm fein zu frühstücken, und nachher gehen wir, wenn die Sonne scheint, miteinander aus und suchen Papa im Tiergarten.“

„Nein!“ rief Sophie laut aus und stellte, selbst aufs tiefste erschrocken, das erschreckte Kind auf seine Beine. „Der fremde Mann war nicht dein Vater! . . . Dein Vater ist weit fort, weit, auf Nimmerwiedersehen . . . und Klein-Erna bekommt demnächst einen neuen Papa, Papa Horst, der sie sehr lieb haben und den sie lieb haben und dem sie gehorchen wird, wie sich's gehört.“

Das Kind antwortete nicht. Es sah Sophien nur wieder mit großen Augen an, mit den Augen des Mannes, den Sophie verwünschte, und auf einmal füllten sich diese Augen mit Thränen, und es barg das Gesicht in ihrem Schoß und weinte bitterlich.

Sophie wußte nicht, wie das Kind beschwichtigen. Sie wußte ihm nichts Freundliches, nichts Böses zu sagen. Das Schluchzen auf ihrem Schoß klang wie eine laute Anklage. Aber sie wollte es nicht so verstehen. Sie wollte nur wieder Erna auf andre Gedanken bringen.

„Horch! Horch!“ sagte sie und hob das Köpfchen in die Höhe, während sie den Zeigefinger gerade aufreckte. Und nun hörten sie Tellerklirren und Gläserklingen und munteres Stimmengeräusch, alles gedämpft, von unten herauf, aber behaglich und lustig. Das Gastmahl schien eben zu beginnen. Und da, horch! wie gerufen ertönte von Klavier und Streichquartett ein heiterer Marsch, mit dem die Tafelmusik, welche Heribert zu diesem besondern Feste bestellte, ihrer Pflicht zu genügen begann.

Glückliche Elastizität des Kindergemüts! Kaum daß die ersten Takte der einschmeichelnden Musik erklangen, da lachte Klein-Erna schon mit dem ganzen Gesicht, darauf die Thränen noch nicht getrocknet waren. Und als das erste flotte Thema

wiederkehrte, da hob sie die kleinen Arme und hüpfte auf Sophiens Schoß im Takte hoch und nieder.

Das ältere Mädchen aber horchte still und regungslos, mit ausgespannten Augen den aus dem Erdgeschoß herauftönenden Rhythmen. Seltsames Haus, in dem sie wohnte! Seltsame Mutter, der sie diente! Da lebten sie herrlich und in Freuden und bewirteten mit aller Aufmerksamkeit und Freigebigkeit ein Viertelhundert Gäste, die ihnen mehr oder weniger gleichgiltig waren, aber nach dem einzigen Kinde hatte, ganz in die Vorbereitungen dieses Festes verloren, weder Mutter noch Großmutter den ganzen Tag auch nur ein einziges Mal gefragt! ... Fester drückte sie den lieben Pflegling, den das bißchen Klingklang jetzt so glückselig machte, an ihre Brust und dachte dabei, was sie so oft schon gedacht hatte: ‚Armes Kind, was soll unter diesen Umständen aus dir werden!‘

Sie sprach es nicht laut aus, aber ein unwillkürlicher Seufzer entrang sich dem jungfräulichen Busen. Da hielt das Kind verblüfft im Jauchzen inne und fragte: „Bist du traurig?... Du mußt nicht traurig sein. Ich habe dich ja so lieb!“

Die unschuldigen Worte klangen so seltsam in dem weiten leeren Raum des alten Ateliers. Die Musik hatte in demselben Augenblick aufgehört, da das Kind zu sprechen begonnen, und die Stille, welche dem Geräusch folgte, hatte etwas Befremdendes, etwas Erwartungsvolles, daß Sophie unwillkürlich der Kleinen, die sie fester an sich drückte, mit einer Handbewegung Schweigen gebot und selber aufhorchte, als müsse sie der kommenden Minute was ganz Besondres ablauschen. Sie sagte sich, jetzt spricht dort unten einer der Gäste den ersten Toast, er rühmt in übertreibenden Worten die Bedeutung des Hauses und die Tugenden der Wirte, diese blicken verschämt nach noch ärgeren Lobeserhebungen begierig, mit falscher Bescheidenheit, auf den leeren Teller vor ihnen, um in der nächsten Minute mit strahlenden Augen und lächelndem Munde sich vom einen zum andern zu wenden und für die brausenden Hochrufe sittig zu danken. Gleich wird's losgehen! ...

Und richtig, nachdem man von der vorhergegangenen Rede hier oben nichts hatte vernehmen können, unterbrach die atemlose Stille jetzt ein rauschendes Durcheinandertönen von Stimmen. Es war, als dröhnten dabei die Balken und höben sich die eichenen Dielen merklich, und dazu klingelte und klirrte es durchs ganze Haus, als gäben dem hellen Klang der überschäumenden Weingläser alle die Hunderte blinkender Krystalle an den Deckenkronen und die verhüllten Fensterscheiben der beiden Wohnungen zustimmende Antwort.

Sophien war in der Spannung und Stille vorhin so seltsam angst geworden. Sie bildete sich ein, sie hörte noch ein andres Geräusch, das zu den festlichen Tönen ganz und gar nicht stimmte, als knackten die Treppenstufen, als suchte jemand draußen vor dem Atelier mit tastender Hand nach der Thürklinke ... es benahm ihr den Atem, sie starrte gerade aus, sie wollte sich erheben, rufen ... da ging die Thüre wirklich auf und vor ihr stand der Mann aus dem Tiergarten und sah sie an mit seinen lachenden blauen Augen.

Sophie glaubte einer Sinnestäuschung zu unterliegen und fuhr sich mit der flachen Hand übers Gesicht. Das war nur eine Sekunde. In der nächsten sprang sie auf, stellte sich zwischen den Mann und das Kind und sprach mit greller Stimme mühsam, als schnürte der Schrecken ihr die Kehle zu: „Was wollen Sie hier? ... Wer sind Sie?"

Der Angeredete drückte rasch, aber vorsichtig die Thüre hinter sich ins Schloß, wandte dann wieder den beiden sein heiteres Gesicht zu und sprach gelassenеren Tones, als ihm wohl ums Herz war. „Wer ich bin? Ich bin Robert Leichtfuß, der Maler dieser Scharteken, der Eigentümer dieses Gerümpels allhier und der Vater dieses Kindes, bei dem Sie, wie mir scheint, Mutterstelle vertreten."

„Oh!" rief Sophie schaudernd aus und flüchtete mit der kleinen Erna, die von dem ganzen Auftritt nichts Rechtes begriff, so weit von ihm zurück, als es die Wand gestattete.

Jener aber fuhr, ohne sich an der Entsetzten Blick und Geberde zu kehren, lächelnd fort: „Was ich hier will? Sie wiedersehen! Sie beide! Die dort, an der mein Herz hängt, seit sie diese Wände beschrieen hat, denn sie ist mein liebes, mein einziges Kind! (Hier schlug dem Redenden doch die Stimme um und verriet seiner Seele mächtige Bewegung. Er mußte einen Augenblick inne halten und die Aufwallung niederkämpfen. Und dann erst sprach er, wenn auch etwas mühsamer als zu Anfang, weiter.) Und auch Sie selber, mein Fräulein, wollt' ich wiedersehen, denn Sie haben es dem Vater angethan in dem Augenblick, da er, unverhofft und doch so heiß ersehnt, sein gestohlenes Kind wiederfand und in guten, lieben, liebevollen Händen, deren Walten ihn in einer halben Stunde über die Sorgen und Befürchtungen von Jahren beruhigte. Ob es Ihnen recht ist oder nicht, mein schönes Fräulein, Sie werden sich dareinfinden müssen, daß ich mit inniger Dankbarkeit, ja mit der besten Zärtlichkeit meines Herzens an Sie denken und mit aller Ueberlegung und Ausdauer darnach trachten werde, Sie wiederzusehen, so oft es angeht!"

„Gott bewahre mich davor!“ rief Sophie, deren zürnende Seele sich jetzt vor dem Eindringling aufbäumte, der sie nur zu höhnen schien. „Gott bewahre mich auch vor Ihrem Dank! Freut Sie und beruhigt meine Wahl Ihre Sorgen, die Sie jahrelang ziemlich leicht genommen, so danken Sie denen, die diese Wahl getroffen haben!“

Robert lächelte schon wieder. „Jene waren sich dabei wohl Ihrer Tüchtigkeit nicht mehr bewußt, als einer, der in einen Lostopf greift, die Nummer kennt, welche er ziehen wird. Und mich wundert nur, daß diese Leute, nun sie Sie kennen, Sie bei der Kleinen belassen.“

Dies Urteil traf Sophien seltsam. Er hatte recht. Sie hatten sie genommen, ohne sie gesehen zu haben, und hatten kein Verdienst dabei, wenn sie dem Kind zu liebe in dem unfreundlichen Hause blieb. Er kannte seine Leute. Und sie fand nicht gleich ein erwünschtes Wort der Entgegnung.

Mittlerweile beugte der Mann ein Bein, daß sein Kopf nicht viel höher als der Ernas über dem Boden stand, und streckte die Arme nach dem Kind aus, das die resolute Schweizerin noch immer in den Falten ihres Kleides barg und festhielt.

„Gehen Sie! Gehen Sie augenblicklich! Oder ich rufe um Hilfe!“

„Rufen Sie nach Belieben! Wenn Sie befehlen, will ich Ihnen sogar im Rufen helfen!“ antwortete Leichtfuß, ohne die Augen von seinem Kinde wegzuwenden. „Aber ich will doch abwarten, ob Sie, ein Mädel, welches das Herz auf dem rechten Fleck hat, einem Vater verwehren werden, sein Töchterchen zu umarmen.“ Und dabei lockte er wieder mit beiden Armen und rief sanft und kosend dem Kinde seinen Namen zu.

„Ich habe nicht zu bestimmen, wer Erna sehen soll, wer nicht. Ich kenne Sie nicht und bin nicht Ihre Dienerin. Was kommen Sie wie ein Dieb in der Dämmerung, während arglose Menschen beim fröhlichen Mahle sitzen, und führen mich in Versuchung?“

„Was Dämmerung!“ erwiderte Robert aufrecht. „Man sieht die Sonne nicht vor Regenwolken; doch geht sie noch in einer Stunde nicht unter. Nach den Gastmählern der Gottverlassenen hab' ich kein Begehren und gönne niemand hier im Hause die Ehre meines Besuchs als den beiden hier anwesenden Damen verschiedenen Alters. Und nun genug der Späße! Finden Sie sich mit Ihrer vermeintlichen Pflicht ab, wie Sie wollen! Ich habe keine Zeit dazu, Ihr calvinistisches Gewissen, das sich in Versuchung fühlt, zu beruhigen. Ich habe aber Pflichten gegen mein Kind, und mein Kind hat Pflichten gegen

seinen Papa, und die dringendste Pflicht dieses Augenblickes ist, daß wir zwei uns unverzüglich umarmen! . . . Komm Erna, komm zu deinem Papa! Geschwind!“

Er hatte sich wieder auf ein Knie niedergelassen und beide Arme ausgestreckt, und Klein-Erna, die schon immer alle Welt mit Fragen ermüdet hatte, warum sie nicht auch einen Papa habe wie die andern Kinder, und wann denn endlich ihr Papa kommen würde, zappelte jetzt immer ungeduldiger unter den Händen Sophiens. Diese wußte nicht, hatte sich das winzige Ding aus eigener Kraft befreit, oder hatten die Eindrücke, die sie selbst Schlag auf Schlag empfangen, ihre Hände gelähmt; sie sah nur, daß das Kind jetzt, wie vom Sturm eines liebenden Herzens hingeweht, auf den knieenden Mann zustürzte und seinen Hals mit beiden Aermchen umklammerte, und wie dann dieser es aufhob, zu dem Schemel, den sie bei seinem Eintritt verlassen, hintrug, sich dort niedersetzte und es nun herzte und küßte und immer wieder küßte und herzte, während ihm die herben Thränen über beide Wangen flossen.

Die Welt rundum, auch Sophie, war für die Glücklichen verschwunden. Sie sah's und daß sie jetzt aus allen Lungenkräften um Hilfe schreien und daß sämtliche Meyer und Wolkenfels nebst Anverwandten, Tafeldeckern und Lakaien mit Messern und Gabeln auf den leichtsinnigen Menschen hätten eindringen können: er würde ihnen allen ins Gesicht lachen und eher mit seinem Kinde über den Balkon zwei Stock hoch auf die Straße springen, als dieser langentbehrten Umarmung sich eine Minute früher, als ihm gefällig war, entwinden.

Aber daß der Mann da dies Kind nicht liebte, damit sollte ihr keiner mehr kommen! . . . Es war etwas Ueberwältigendes, etwas Herzgewinnendes, Herzbefruchtendes im Ausbruch dieser Vaterliebe. Und Sophie stand schaudernd, im Innersten verwandelt vor diesem Liebesausbruch, wie ein annoch knospenloser junger Stamm, den der erste warme Frühlingsregen überschauert, und der nicht weiß, was ihm geschieht.

Sie wagte jetzt nicht zu sprechen. So sicher sie, ihrer Pflicht zu gehorchen, sich jederzeit vermessen hatte, sie glaubte sich doch nicht berechtigt, die Seligkeit dieser Minute zu stören. Sie vermochte es nicht und sah aus ihrem Winkel an der Wand den jauchzenden beiden zu, abwartend, was da werden sollte.

Im stillen fragte sie sich dann, wie der Mann da ins Haus hereingekommen und bis hier herauf gedrungen sei, ohne daß irgend jemand ihn gehindert habe. Gläserklingen, Hochrufen und Tusch aller Instrumente gaben ihr von unten die

Antwort darauf. Man mochte den Mann wohl für einen der Musikanten gehalten und mit diesen durchgelassen haben. Einmal über dem Halbstock, begegnete er heute, wo alle Hände, außer denen Sophiens, vollauf beim Feste beschäftigt waren, auf der Treppe niemand. Die Wohnung Emmas war zugeschlossen. Sophie selbst trug den Schlüssel dazu in der Tasche. Robert kannte das Haus und schien über Art und Dauer der Festlichkeit — vielleicht von einem der Musikanten oder Lohndiener, den er bestochen — sehr genau unterrichet.

Doch nun meldete sich die Angst bei Sophien, was würde wohl geschehen, wenn man sie so hier fände, wenn man ... ja auch das dachte sie: wenn man ihn hier oben und mit dem Kinde fände!

Sie machte eine heftige Bewegung und näherte sich dem Kinde, das aus den Armen des Vaters heraus ihr ein Händchen entgegenstreckte.

Da fand auch Robert endlich aus seinem Himmel zur Erde und sagte: „Sie müssen mich für einen seltsamen Thränentopf halten, mein Fräulein. Die beiden Male, daß wir uns sehen, laufen mir die Augen wider Mannesgewohnheit über. Allein Sie treffen es auch immer so absonderlich. Und ein Hundsfott von einem Vater, dem die Wimpern nicht naß werden, wenn er nach drei Jahren sein gestohlenes Kind endlich wieder einmal ans Herz preßt."

„Darum tadl' ich Sie wahrlich nicht, mein Herr!" versetzte Sophie leiser, als sie bisher mit ihm geredet hatte. „Aber bedenken Sie nun auch meine Lage und machen Sie dieser für mich wahrhaft entsetzlichen Situation ein Ende!"

Robert war bei diesen Worten vom Schemel aufgestanden, und das Kind noch auf den Armen rief er lustig: „Jawohl, machen wir ein Ende!"

„Um Gottes willen, wie soll das enden?!" rief Sophie, die bei dieser wilden Fröhlichkeit nichts Gutes ahnte.

Und Robert sprach: „Wie es enden soll? Einfach und klar! Folgen Sie mir, wie Sie gehen und stehen, mir und dem Kinde, das Sie lieben! Gott und das Glück wird mit uns Dreien sein! Amen!"

„Sind Sie rasend?!" rief da Sophie und faßte das Kind in Roberts Armen mit ihren beiden Händen an. Sie hatte ihren Abscheu, ihre ganze Wut und Entrüstung mit einemmal wieder. Der Mann, der ihr mit lachendem Munde zumuten konnte, Pflicht und Ehre kurzweg mit Füßen zu treten; das Vertrauen der Menschen, die sie arglos in Pflicht genommen hatten, aufs gröbste, aufs unerhörteste zu verletzen, der Mann,

der sie zweimal im Leben gesehen und ihr antrug, mit ihm ein Kind zu stehlen und mit ihm, mir nichts, dir nichts, in die weite Welt zu laufen, das war denn doch einer, zu dem man sich all der schlimmen und schlimmsten Dinge versehen konnte, wie sie der alte Heribert nicht müde ward, ihm nachzusagen...

Sie hätte ihm jetzt das Kind um keinen Preis der Welt auf seinen Armen gelassen und lieber laut um Hilfe geschrieen. Allein er machte, schon um Erna nicht wehe zu thun, keinerlei Anstrengungen, es ihr vorzuenthalten, sondern ließ die Kleine sanft in ihre Hände gleiten, während er sagte: „Rasend nennen Sie mich? Mit Unrecht! Vielleicht etwas brutal, aber vollkommen bei Verstande. Sie werden mir einst, vielleicht bald, in Ihrer ehrlichen Seele zugestehen, daß es das Gescheiteste gewesen wäre, was wir hätten thun können."

„Niemals!" rief sie und streichelte das Kind, als wäre diesem durch die Berührung des Vaters ein Leid geschehen und könnte sie dessen Berührung mit ihren zärtlichen Händen von ihm abstreifen.

Robert sah ihr lächelnd zu und sprach: „Ich will Sie ja nicht überreden; aber mir werden Sie mein Recht auf mein Kind nicht streitig machen!"

„Ich?" entgegnete sie achselzuckend, „das Gericht hat Ihnen dies Recht aberkannt."

Robert Leichtfuß lachte bitter: „Ein Gericht ... das Recht? das Recht, welches hier in meiner Brust unaustilgbar, tiefer als in Stein und Erz gegraben ist, das soll mir ein Gericht aberkannt haben?! ... Nicht so viel (er ließ den Daumen über dem Mittelfinger knallen) und nicht eine Sekunde lang würde mich solch ein Narrenspruch verzögern, mein Töchterchen auf diesen meinen Armen fortzutragen! ... Wenn ich es nicht thue, wider die Stimme meines Herzens und meines Kopfes nicht thue, dem festen Entschluß, mit dem ich diese Stadt, dieses Haus betreten habe, zum Trotz nicht thue, so unterlass' ich es, weil ich kein Recht an Sie habe. Nicht das Recht, Sie mit mir zu nehmen, nicht das Recht, Sie, wenn auch wider Ihren Willen und mit Gewalt zur unfreiwilligen Mitschuldigen an einer That zu machen, die man Ihnen als Verbrechen anrechnen und die Sie selbst als ein Verbrechen betrachten würden. Verzeihen Sie mir, was ich vorhin, von der Freude des Wiedersehens, von der ungewohnten Wonne an meinem Kinde berauscht, Ihnen vorzuschlagen wagte. Es thut mir herzlich leid, ein so vortreffliches Wesen gekränkt zu haben, wenn auch nur in Worten, weiß Gott nicht in Gedanken! Verzeihen Sie mir ... und versprechen Sie mir ..."

„Ich habe Ihnen nichts zu versprechen,“ unterbrach den Stockenden Sophie, „und Sie haben mir kein Versprechen abzunehmen!“

„Auch gut!“ sagte Robert gelassen. „So will ich Ihnen etwas versprechen. Ich bin so glücklich darüber, daß Erna in Ihnen eine so tüchtige, so liebevolle, so treue Pflegerin ihrer Kindheit gefunden hat, ich fühle mich — wie Sie auch immer über diesen Ausdruck denken mögen — für Ihre hingebende Sorgfalt so sehr zu Danke verpflichtet, daß ich Ihnen von freien Stücken verspreche, alle Absichten väterlicher Eifersucht und männlicher Rache aufzugeben und nichts zu unternehmen, um mein Kind in meinen Besitz, in meine Obhut zu bringen, solange Sie bei dem Kinde bleiben und ich es in Ihrer Obhut wohlgeborgen weiß. Bleiben Sie bei meinem Kinde, solang es Ihnen möglich ist! Ich bitte Sie darum. Und lassen Sie mich es zuweilen wiedersehen, wenn sich Ihre Gewissensskrupel gegen mein Recht gelegt und Ihre Meinungen über meinen Charakter zum Bessern geändert haben werden!“

„Wenn Sie darauf warten, mein Herr,“ antwortete Sophie höhnisch, „so fürcht' ich, die Zeit wird Ihnen etwas lange werden. Aber auch ich habe die Geduld verloren und bitte Sie alles Ernstes, mich sofort zu verlassen.“

„Guten Abend also!“ versetzte Robert und schickte sich wirklich an, zu gehen. Allein schon nahe der Thür, wandte er sich plötzlich noch einmal um, warf einen innigen Blick nach Erna, die über Sophiens Schulter dem Scheidenden ihre Händchen nachstreckte, schlang seine Arme um das Kind und bedeckte Wangen und Haar mit seinen Küssen. „Leb wohl, du Schatz! Leb wohl, mein kleines Herz!“

Sophie hatte nicht Zeit, auch wohl nicht den Willen gehabt, die Kleine diesem stürmischen Abschied zu liebe zur Erde zu setzen oder sonst aus den Händen zu geben. Und da Robert Leichtfuß auch gar nicht daran dachte, solches Entgegenkommen abzuwarten, so machte es sich ganz von selber, daß sich die Schweizerin zu ihrem Schrecken und Entsetzen in die heftige Umarmung Ernas miteinbegriffen und von der unsinnigen vatersfreudigen Kraft fest umschlossen fühlte, ohne sich dessen erwehren zu können.

Und wären es nur die Arme Roberts gewesen, die sie zu ihrem Verdruß um Rücken und Schultern fühlen mußte, sie hätte da wohl noch an ein unabsichtliches, in der Hitze des Gefühles entstandenes Versehen glauben können; aber, nachdem sie auf Ernas Wangen und Stirne ein halb Dutzend der väterlichen Küsse dicht vor ihren Ohren hatte klatschen hören, fühlte

sie auf einmal — o nur allzudeutlich — einen herzhaften Kuß in ihren eigenen Haaren und hörte die wohlbekannte Stimme des schändlichen Menschen, der dabei sagte: „Lebe wohl, auch du, blonder Trotzkopf! Und auf Wiedersehen!“

Sophie schrie auf und duckte sich zur Erde, wie um sich vor einem zweiten Kuß zu retten. Aber Robert war fort. Den Schall seiner Tritte auf der Treppe verschlangen schmetternder Tusch und jubilierende Hochrufe, mit denen ein neuer Trinkspruch all andres Geräusch im Hause Meyer soeben triumphierend übertönte.

Die Schweizerin, die noch immer das kleine Wesen umschlungen hielt und sich eben noch verwundert in der leeren Malerwerkstatt umschaute, ward von dem gesellschaftlichen Jubel, der durch alle Dielen zu ihr heraufdröhnte und der ihrer eignen Stimmung so grell widersprach, seltsam betroffen. Es überlief ihr den Rücken.

Was ist ihnen nur geschehen dort unten, daß sie auf einmal gar so unmenschlich Vivat schreien? fragte sie stumm. Die Lebehochs wollten schier kein Ende nehmen.

Und dann hätte sie weinen mögen, wenn sie sich sagte, daß noch nie vordem eines Mannes Lippen ihr schönes Haar gestreift, und daß es nun der Mund dieses Unwürdigen gewesen, der ihren unberührten Scheitel keck entweiht hatte.

Sie dachte im Ernste darüber nach, ob sie sich die schönen blonden Haare, die jener mit seinem Kuß beleidigt hatte, und die sie nun ärgerten, nicht mit sühnender Schere abschneiden und verbrennen sollte. Und das wäre auch aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich ausgeführt worden, wenn man ihr nicht gleich nach dem Erwachen am andern Morgen eine Nachricht mitgeteilt hätte, die — zu ihrer Ehre sei's gesagt — ihr Gemüt, wenn nicht mehr, so doch nachhaltiger in Aufregung versetzte als Roberts unerbetener Kuß.

Die Leute vom Gesinde fragten sie, ob sie denn den Jubel nicht vernommen, der gestern so gegen acht Uhr abends die Villa durchbraust hatte. Und als sie nach der Ursache so allgemeiner Freude sich nachträglich erkundigte, ward ihr der Bescheid, es wäre die Antwort der bewegten Gäste auf die Verkündigung des Herrn Geheimenrates gewesen, daß Frau Emma gestern über vierzehn Tage mit dem Freiherrn Horst von Wolkenfels am Altar die goldnen Ringe wechseln werde.

Was war denn so Ueberraschendes in dieser längst vorausgesehenen Nachricht? Kein Mensch im Hause hatte je ein Hehl daraus gemacht, Sophie hatte es gleich bei ihrem Eintritt

erfahren und selbst erst jüngst ihren Pflegling mahnend daran erinnert. Warum kam es ihr heute so ganz entsetzlich, unbegreiflich und unmöglich vor, daß Erna nun wirklich einen Stiefvater bekommen sollte! War Baron Horst über Nacht ein andrer geworden? Oder Frau Emma vielleicht eine andre? Mit nichten! Oder wie, hatte der gestrige Abend Sophiens Gedanken und Empfindungen so sehr im Innersten verwandelt, daß sie in Ernas Vater nunmehr einen ganz andern Mann erkannte, als sie vordem verachtet hatte?

Sie wollte es nicht Wort haben vor sich selbst, und doch trieb es sie mit Gewalt danach, sich Aufklärungen über die Vergangenheit zu verschaffen, die ihrer veränderten Gesinnung Grund und Halt geben mochten.

Die Nacht hatte alle Regenwolken am Himmel verbraucht und die Sonne schien mit fröhlichster Laune über den Maimorgen hin. Allein die Herrschaften im Meyerschen Hause schliefen noch, denn man hatte in der gestrigen Feststimmung nicht so leicht auseinandergefunden, sondern dem Kellermeister immer noch frische Champagnerflaschen und den Musikanten immer noch einen Walzer abgefordert. Als man sich endlich unter wiederholten Glückwünschen trennte, schlugen zwar die Nachtigallen noch an ihren Lieblingsplätzen im Tiergarten, aber über den Bäumen war der Himmel schon lichtblau, und die lustigen Leutchen freuten sich, wieder einmal im Leben die Sonne über Berlin aufgehen zu sehen.

Sophie hatte bei dem fortwährenden Musizieren und Toastieren wenig Schlaf finden können. Sie war lang wach gelegen und hatte dabei allerhand und recht ungewohnte, meist erstaunliche Gedanken gehabt. Und war sie dazwischen in ihrer Müdigkeit denn doch eingeschlafen, so hatten die Träume ihren erstaunlichen Gedanken noch viel erstaunlichere Formen gegeben. Wirr und unzufrieden mit sich und im Zwiespalt mit ihrem bisherigen Empfinden war sie am Tag, später als sonst ihre Gewohnheit, erwacht. Und wie man ihr nun mit der Kunde von Frau Emmas demnächst bevorstehender Wiederverheiratung entgegentrat, ward ihr zu Mut, als sollte sie sich festhalten, um nicht ins Bodenlose zu sinken.

Alles ging auf den Zehen im Hause und nahm jede Thür in beide Hände, um ja die liebe Herrschaft nicht zu wecken. Dabei machte sich die Dienerschaft gar hurtig und beflissen über die schönen Reste her, und manch eine Champagnerflasche ward noch im Hui geköpft, die gestern für ganz andre Schnäbel aus der Tiefe geholt worden war.

Sophien widerte die verstohlene Schlemmerei der Dienst-

boten an. Auch begriff sie nicht, wie eine Mutter ruhig in den Tag hinein schlafen konnte, deren erster Gatte vor dem Thor auf der Lauer stand, um ihr das Kind zu entreißen.

Er hatte versprochen, nicht an das Kind zu rühren, solange sie bei ihm bleiben würde ... sie wiederholte sich's zur Beschwichtigung ihrer Angst. Aber war er ein Mann von Treu' und Glauben? Die im Hause hier sagten „Nein" dazu! ... Und doch glaubte sie ihm, dem Vielgelästerten?

Sie wollte glauben. Sie wollte bleiben ... auch wenn Erna einen Stiefvater erhielt, während der andre, der rechte ...?

Auch dann wollte Sophie bei ihrem Liebling bleiben! Dann erst recht!

Aber würde Robert Leichtfuß sich an sein Versprechen, das er unaufgefordert, freiwillig gab, gebunden erachten, wenn er erführe, ein Fremder, ein Verhaßter säße als Herr an seinem Tisch und geböte seiner Tochter und diese müßte „lieber Vater" zu ihm sagen?

Robert Leichtfuß war ihr nicht so erschienen, als würde er einem andern Manne sein Kind überlassen. Nichts, was sie von ihm selbst und von andern über ihn gehört hatte, nichts Gutes und nichts Schlimmes ließ die Vermutung zu, daß er gutwillig solchen Schimpf und derlei Unbill tragen würde.... Und war sie nicht vor ihrem Gewissen verpflichtet, dem Vater zu sagen, wie's im Hause stünde? ... Wie, was, verpflichtet? Dem fremden Mann verpflichtet, zu sagen, wie es in dem Hause stünde, darin man sie in Pflicht genommen? ...

Wer war ihr denn dieser Herr Leichtfuß? ... Er war Ernas Vater! Der Vater des Kindes, das sie liebte, und er liebte das Kind!

Ein sauberer Vater! Hatte sie alles vergessen, was sie über diesen Menschen gehört? Ueber diesen Menschen, der doch auch gestern sie selber durch seine Dreistigkeit entsetzt, beleidigt, verhöhnt hatte? Vergessen, weil er ihr eine Komödie leidenschaftlicher Vaterliebe vorgegaukelt hatte? War er darum schon ein Ehrenmann, weil er noch etwas Empfindung für sein Fleisch und Blut sich im Herzen erübrigte? Wie oft hatte sie sich nicht heute nacht den Gedanken wie eine spitzige Sonde ins Herz gebohrt, daß der leichtsinnige, der gewissenlose, der absichtliche Mensch sie mit zärtlichen, ja mit verliebten Worten nur bethören, nur kirre machen gewollt, damit sie seinen Absichten auf das Kind schwächeren Widerstand entgegensetzte!

Aber hatte ein so schlechter Mensch so gute Augen? ... Ei, hatte der Bösewicht sie so rasch behext durch sein zutäppisches Wesen, daß sie an ihm, an sich, an allen Menschen irre

ward und nichts sehnlicher zu glauben verlangte, als daß sie dem Vater unrecht gethan habe und den Menschen liebenswürdig finden dürfe, und daß sie im Recht sei, ihm zu sagen, laß dir dein Kind nicht zum zweitenmal und für immer stehlen?

Sie wollte Gewißheit haben, wie der Mann zu schätzen sei. . . . Aber wo diese Gewißheit erlangen?

Ihr war, als sollte die Zimmerdecke sich herabsenken und sie ersticken. Sie mußte hinaus. Sie mußte frische Luft atmen. Sie kleidete Erna rasch an und stieg die Treppen langsam hinab; sie hielt sich fest ans Geländer; sie fürchtete, der Schwindel möchte sie hinabstürzen.

Mit dem ersten Schritt ins Freie kam ihr ein Gedanke. Sie wandte sich auf dem Schwellenstein noch einmal um und fragte den Pförtner, wo denn jetzt Ernas Amme, die Spreewälderin, wohne, die mit in Italien gewesen sei, und wie dieselbe nunmehr nach ihrer Verheiratung genannt werde.

„Aha, Fräulein! Sie wollen der dicken Person wohl auch eine Flasche Wein und eine halbe Torte vom gestrigen Feste bringen!“ sagte der Mann im Kellergeschoß, und sein verschmitztes Gesicht zwinkerte vergnüglich durch das kleine Schiebfenster empor zu der Gouvernante. „Daran thun Sie recht! Die alte Hede will auch ihr Teil haben; nicht wahr, Erna?“

Sophie nahm das Geschwätz für einen unwillkürlich erteilten guten Rat. Mit leeren Händen machte sie die Spreewälderin nicht gesprächig; aber ein Viertelkubikmeter Kuchenteig und ein halber Liter Burgunder — das wußte sie — wirkten Wunder auf Frau Näppfgens Herz und Zunge.

Die gute Amme hieß jetzt Frau Näppfgen, sie war die rechtmäßige Gattin eines ehrbaren Schornsteinfegermeisters und hauste am untersten Ende der Potsdamer Straße, dicht vor dem Dorfe Schöneberg. Im Anfang ihrer Ehe hatte sie noch recht häufig bei ihrem geliebten Milchkind auf Besuch eingesprochen. Aber nach einigen Monaten war sie schmollend weggeblieben; nur ab und zu im Vorübergehen klopfte sie niederhockend mit dem Sonnenschirm ans Portierfensterchen der Villa Meyer und erkundigte sich, wie es denn ihrer Kleinen ginge. Aber hinauf stieg sie nicht. Frau Leichtfuß war ja nie so recht zu sprechen für sie. Immer nur so im Hui und über die Schulter weg. Und die neue Gouvernante, die mit dem armen Kind gar schon französisch plappern sollte, bildete sich auch auf ihre „sogenannte Bildung“ zu viel ein, um eine ehrbare Bürgersfrau geduldig anzuhören, wenn diese ins Reden kam! Schornsteinfeger Näppfgens Ehehälfte wollte nunmehr

nach Gebühr respektiert und auch traktiert sein. Und wenn das nicht geschah, blieb sie lieber weg. Sie hatte ja daheim genug zu schaffen. Und die andern sollten's nur merken!

Sophie that also ganz klug daran, nochmal ins Haus zurückzukehren und sich allerhand Mundvorrat in ein Päckchen zu binden. Dann stieg sie in die erste Droschke an der Straßenecke und fuhr mit der lustigen Erna gen Schöneberg.

Frau Näppfgen machte nicht sehr einladende Augen, als sie „die hochnäsige Mamsell aus der Schweiz" vor ihrer Thüre stehen sah. Aber ihr geliebtes Milchkind that's ihr bald an; und daß man der alten Amme beim gestrigen Feste gedacht hatte, war denn doch eine nicht wegzuleugnende Aufmerksamkeit. Sie war ja kein Unmensch! Nachdem sie sich vollends in zappelnder Verlegenheit eine frische Schürze vorgebunden und eine weiße Haube aufgesetzt hatte und nunmehr einigermaßen manierlich auszusehen hoffte, wechselte sie auch die Laune und bat ihren Besuch, auf dem Roßhaarsofa Platz zu nehmen.

Erst schwatzte sie an Erna hin, die sie ein übers andre Mal noch immer so innig zu lieben versicherte, als hätte sie sie unter dem eigenen Herzen getragen. Wie aber die Kleine mehr Vergnügen daran fand, mit ihrem struppigen Milchbruder herumzutollen, als vor dessen Mutter andächtig stillzusitzen, wandte sich die Frau Meisterin der Gouvernante zu, die ihr heute gar nicht mehr so hochnäsig vorkam. Als ihr diese vollends die Neuigkeit auftischte, daß Ernas Mutter in wenigen Tagen sich mit Horst von Wolkenfels verheiraten werde, da war der Uebergang zu dem ersten Gatten Emmas von selbst gegeben und die hoch aufgezogenen Schleusen der Beredsamkeit ergossen sich über die weiten Felder der Erinnerung.

Frau Näppfgen war, in ihrer Eitelkeit gekränkt, ohnehin nicht sehr gut auf Horsts Verlobte zu sprechen, und so that es ihrem Herzen wohl, mit ihren Enthüllungen nicht hinter dem Berge zu halten. Zum erstenmal in ihrem Leben erfuhr jetzt Sophie die Wahrheit über den Aufenthalt in Venedig, und ihr schauderte bei dem Berichte der Augenzeugin, wie die eigene Ehefrau dem Gatten mitgespielt, wie diese den Schwerkranken ohne andre Entschuldigung, als ihre nervöse Abscheu vor allem Siechtum, verlassen, wie sie ihm das Kind, an dem er tausendmal mehr als die herzenskalte Mutter gehangen, fortgenommen, und der alte Geldsack zu dem Schaden noch den Schimpf gefügt und sich noch wunderswie berühmt habe, mit dem wehrlosen Mann in seinem Haß recht verächtlich umgesprungen zu sein.

Das Weib aus dem Volke spuckte zur Seite, über die

eigene Sofalehne weg, so zornig machte sie diese Erinnerung und die daraus gezogene Weisheit, daß reiche Leute, die das Geld nicht zu schonen brauchten, sich eben alles in der Welt und das Gemeinste ungestraft erlauben dürften. „Sollte sich unsereins den fünften Teil davon zu schulden kommen lassen," rief sie, „mit Fingern wiesen Hinz und Kunz auf ihn, und die Polizei, wenn nicht gar der Herr Staatsanwalt, hätten einen gar bald am Kragen. Jene aber fährt demnächst ‚viere lang' und heiratet ihren alten Liebhaber, mit dem sie in Italien von Stadt zu Stadt gezogen ist, während ihr armer Mann hilflos und verlassen am Lagunenfieber darniederlag, und dann heißt man sie Frau Baronin, und das Kind behält sie auch, denn, da der alte Spitzbube mit seinem Geld alle Räder geschmiert hatte, konnten sie auch den Herren Richtern an den Wagen fahren und ihnen getrost an den Wimpern klimpern, und so ward dem Kinde auch der Vater abgesprochen! Ein famoser Kerl, der Vater! sag' ich Ihnen, mein Fräulein! Ein närrisches Mannsbild, leichtsinnig, wie ein Vogel auf dem Zaun! Aber ein Herz von Gold und immer lustig und fidel! Ein Mann, wie ihn sich eine vernünftige Frau nur wünschen könnte. Und ein Vater! Ach was, Mutter und Vater in einer Person! Ich habe so was im Leben nicht wiedergesehen und habe mich nur darüber gewundert, daß er aus Schmerz über die Trennung von seinem Kinde nicht gleich gestorben ist. Aber dafür war er zu elend damals. Kranke Menschen räsonnieren ja nicht wie gesunde und empfinden auch nicht so stark wie im gesunden Zustand, wo ihnen nichts weh thut, als etwa der dumme Muskel, den man das liebe Herz nennt. Ja, wie ich sagte, erst war er zu elend dazu und nachher zu leichtsinnig, wie immer. Ja, das ist wahr, nahegeh'n ließ er sich nichts und verschmerzen konnte er alles. ... Aber nein und dreimal nein! Und ich hab's immer gesagt, seine olle Emma die hat er verschmerzt, aber was das Kind ist, das verschmerzt er nicht! Nie und nimmer nicht! Und wenn sie sich's am allerwenigsten versehen, da ist er da und nimmt sich seine Göre auf den Arm und, hast du nicht gesehen, Addio, wie die Italiener sagen. Das Gericht und die Börse und die ganze Tiergartenstraße können sich auf den Kopf stellen, was fragt Herr Leichtfuß danach. Der Mutter hätt' er vielleicht noch das Kind gelassen, obwohl mir auch das auf die Dauer nicht recht wahrscheinlich geblieben wäre. Aber dem Krautjunker mit dem Monokel im Auge, dem Schnapphahn, der ihm die Frau abgekapert hat, dem läßt er seine Erna nicht, darauf können Sie Gift nehmen literweise! Das sag' ich Ihnen, und

recht hat er, das sag' ich auch. Ein wahres Glück, daß ich nicht mehr bei der armen Erna Wache zu stehen brauche, denn wissen Sie, liebes Fräulein, zu mir wenn Herr Leichtfuß käme, und sagte so mit seinen lachenden blauen Augen — er hat nämlich wunderbare Augen, der Mensch — ja, wenn er so sagte: ‚Na nu, olle Hede, nu wollen wir 'mal den Stiel umkehren und uns die Sache von der andern Seite besehen; gib mir meine Göre, und ich lasse den Herrn Baron und die Frau Baronin und die Baroninmutter und den Baroninvater, den Erzhalunken, schöne grüßen,‘ wissen Sie, was ich ihm zur Antwort sagte? Nein, das wissen Sie nicht! Gar nichts, sagt' ich, aber ich gäb' ihm das Kind auf die Arme und dächte, Amen, und nun hat es erst, was es braucht! Die andern könnten mir gewogen bleiben oder nicht, darum würd' ich mir keinen Backzahn ausbeißen und mein Alter auch nicht! Möchten sie sich nachher totschreien vor Wut und Zorn . . . na, wie gesagt, ich bin schöne raus aus der Geschichte! Mich geht sie nichts mehr an . . . und ich will auch nichts gesagt haben . . . oder nur so viel, Fräulein, daß Sie über kurz oder lang darauf gefaßt sein können, Herrn Leichtfußens persönliche Bekanntschaft zu machen. Er läßt denen das Kind nicht! Wenn er's nur erst weiß, daß seine Emma sich wieder verheiratet! Ich wollt', ich könnt's ihm sagen! Aber wer kann wissen, wo der Sausewind sich herumtreibt! Ja, man müßt' es ihm mitteilen, wenn man das Herz auf dem rechten Flecke hätte . . . aber wie? . . .“

Frau Näppsgens Redestrom flutete unaufhaltsam weiter und weiter. Sophie saß schweigend und starr vor ihr, immerfort die Augen auf den Mund der Redenden geheftet, obschon sie nun nur mehr Worte hörte, doch keinen Sinn mehr verstand. Die Erzählungen der alten Amme hatten ihr das Herz im Innersten gewendet; nie noch in ihrem ganzen bisherigen Leben hatte ein Mensch mit seiner Rede sie so ergriffen, und jede Fiber in ihr zur höchsten Aufmerksamkeit gespannt. Aber nun gellten die Versicherung, daß Leichtfuß kommen werde, um sein Kind zu holen, und der Ausruf, daß man redlicherweise die Verpflichtung habe, dem Arglosen Nachricht von der Wiederverheiratung Emmas zu geben, diese beiden Vorstellungen gellten der Erregten immerfort durchs Gehirn; ihr Verstand konnte keinen andern Gedanken mehr fassen; ihre Ohren hörten keine andren Worte mehr.

Frau Näppsgen hatte auch eigentlich nichts mehr von Belang zu sagen, und da sie schon so viel gesagt hatte, daß ihr die Kehle trocken wurde, so unterbrach sie sich endlich selbst mit der Frage, ob nicht ein Schlückchen vom Burgunder eine ganz zweckmäßige

Anfeuchtung sein würde und das liebe Fräulein ihr nicht Bescheid thun möchte. Sophie, die so mäuschenstill und mit so andächtigen Augen zugehört und sie die ganze Zeit nicht ein einziges Mal unterbrochen hatte, war während dieser anderthalb Stunden ungemein in der Achtung der Frau Schornsteinfegermeisterin gestiegen. Und es that derselben wirklich leid, daß jene kein Tröpfchen Wein an ihre hübschen Lippen bringen wollte und es für höchste Zeit erklärte, mit ihrer Erna den Rückweg anzutreten.

Die gute Näppfgen dankte noch aufs umständlichste für Ehre und Aufmerksamkeit, die man ihr erwiesen, ließ sich den Herrschaften, gegen welche sie zuerst noch aus herzlicher Ueberzeugung in ihren Wetterworten gedonnert und geblitzt hatte, nunmehr aufs höflichste empfehlen und bat schließlich das Fräulein um Entschuldigung, wenn sie einen Ton zu viel geredet habe. Sie schwatze ja nur aus ihrem dummen Herzen heraus und wolle beileibe niemand Verhaltungsmaßregeln geben oder ihre gemeine Meinung aufdrängen oder gar an einem Unglück schuld sein.

Sophie beruhigte die Frau Meisterin freundlichst, dieselbe könne ganz außer Sorge sein; sie wisse die Pflicht, welche sie übernommen, über alle Anfechtungen des Gemüts sicher zu stellen, und werde Erna behüten wie ihren Augapfel.

Ob ihr bei all den Versicherungen so ganz behaglich war, wer möcht' es behaupten! Wie richtig beurteilte doch dies gewöhnliche Weib mit ihren gesunden Sinnen den Charakter Roberts! Keiner im Hause Meyer ließ sich träumen, daß jener schon sein Kind mit beiden Armen gefaßt hatte, um es mit sich zu nehmen, und es nur ihr, nur ihr, und warum nur ihr gelassen hatte! Und wie falsch hatte sie selbst das Wesen dieses Mannes beurteilt, der sie nie gekränkt, über den sie sich von seinen schlimmsten Feinden unverschämte Märchen hatte aufbinden lassen! Und welch erbärmliche Menschen waren dessen Feinde! Zwar das hatte sie lange schon geahnt. Aber mit wie andrer Meinung über Ernas Vater hatte sie heute diese Schwelle zum erstenmal überschritten, und mit wie andrer machte sie jetzt den Weg zurück.

Immer noch hallten die beiden Sätze, mit welchen die Reden der alten Amme sich für sie beschlossen hatten, in ihr nach. Robert Leichtfuß wird kommen und sein Kind holen. ... Mag er kommen! Sie wird es nicht geben, das zweite Mal so wenig wie das erste Mal! Er hat es ihr in feierlichem Versprechen überlassen. Versprechen für Versprechen: sie will ausharren bei dem Kind in treuer Pflicht, aber in der Pflicht des Hauses! Er ist ein Mann, der sein Wort hält; er darf ihr das Kind nicht nehmen! Nicht mit Gewalt, nicht wider ihren Willen,

nicht ohne die Einwilligung derer, die es ihr anvertraut haben!... Nein, aber wer es gut mit ihm und ehrlich meint, der muß ihm sagen, was im Hause seiner Frau vorbereitet wird. Mag er danach seine Vorkehrungen treffen und Entschlüsse fassen, die seinen Ansprüchen gerecht werden.

Ja, das war ein gutes Wort der natürlich urteilenden Frau! Sophie wollte danach handeln. Sie hatte dem Vater Ernas so viel Unrecht gethan in ihren Gedanken, daß sie jetzt wie eine billige Sühne die Verpflichtung fühlte, dem Manne zu sagen: man will deinem Kinde bei deinen Lebzeiten einen Stiefvater geben und welchen! Sieh dich vor, wenn du's für recht hältst!

Nie war Sophie so schweigsam an der Seite ihres Zöglings geblieben. Ihre Sinne waren alle nach innen gekehrt. Kein Wort kam über ihre Lippen. Allein Erna hatte sich mit dem wackern Schornsteinfegersknaben so fleißig herumgetummelt, daß sie spielmüde und schlaftrunken neben ihrer Gouvernante im Wagen saß und bald, das Köpfchen an ihren Arm gelehnt, einnickte.

Erst als der Kutscher sein Rößlein in die Tiergartenstraße einlenkte, kamen beide Fahrgäste zu sich, Erna aus ihrem Schlaf, Sophie aus ihren Gedanken. Es fiel beiden ein, daß sie an dem wundervollen Maimorgen noch keine Bewegung im Freien gemacht hatten, und da solche zu den täglichen Pflichten gehörte, ließ die Gouvernante sofort halten und half der Kleinen, die wieder ganz munter und mutwillig aus den Augen guckte, über das Trittbrett herab.

Sophie, wohin gehst du? zuckte eine innere Stimme durch das Mädchen.

Und dieses antwortete gefaßt und bewußt: ich gehe hin, um den Mann zu sehen und zu sprechen, den ich nie wiedersehen zu wollen, mich thörichter-, frevelhafterweise verschworen habe. Wenn es unrecht ist, will ich Strafe dulden! Aber ich muß gehen! Ich kann nicht anders, weil ich das Kind liebe, das er liebt! Ich kann nicht anders, weil ich keine Mitschuldige jener Menschen sein will, die unverantwortlich an ihm gefrevelt haben. Ich kann nicht anders, weil ...

Sie bracht' es doch nicht fertig, sich die ganze Wahrheit bis auf den allerletzten Grund zu gestehen. Sie bracht' es nicht fertig, sich selbst zu gestehen: weil ich ihn liebe! ... Und doch war schon in diesem Augenblicke kein Gedanke mehr in ihrem schönen Haupte, der nicht ihm gehörte.

Woher wußte sie, daß sie ihm jetzt begegnen würde, da sie ihm doch vor wenigen Stunden jede Hoffnung auf ein Wiedersehen höhnisch abgeschlagen hatte? Und doch ging sie mit der sicheren

Ueberzeugung, wie sie nur ein liebendes Herz gibt, den Weg ins Grüne, daß er ihr nach wenigen Minuten erscheinen müsse ...

Wenige Minuten, und Robert Leichtfuß stand vor ihr.

Es war nahe dem Platz unter den Bäumen, wo die Kinder spielten und Schanzen von Sand aufwarfen und Gruben aushöhlten, darein sie bis an den Gürtel, hei, schon bis an die Schultern einspringen konnten. Es war dicht unter der Kastanie neben der Bank, wo Robert Leichtfuß sein Kind gezeichnet hatte.

Erna jauchzte auf, da sie ihn von weitem sah und sprang, so schnell sie ihre kurzen Beinchen trugen, auf ihn zu mit hellem Ruf: „Papachen! Papachen!“

Langsam folgte Sophie. Nun ward ihr doch jeder Schritt schwerer und schwerer. Die Frage: Thust du recht, deiner eigenen trotzigen Rede so dreist zuwiderzuhandeln? hing sich wie mit zerrenden Fäusten hinterrücks an ihre Falten, an ihre Fersen. Wird er dich, wankelmütige Schwätzerin, nicht verachten? Hast du vergessen, daß er frech seine Lippen in dein Haar gedrückt hat mit dem Ruf: ‚Auf Wiedersehen!‘ und da bist du nun und kommst ihm freiwillig entgegen!

Die stürmische Begrüßung des Kindes auf seinen Armen verhinderte Robert wohl, der Ankommenden entgegenzueilen. Oder war es ihm gar nicht darum zu thun, Sophien, der die Annäherung so ersichtlich schwer wurde, auf halbem Wege entgegenzugehen? Nur die letzten beiden Schritte ersparte er ihr, aus unerläßlicher Höflichkeit.

Er bot ihr die Hand und dankte, daß sie erschienen sei.

„Beurteilen Sie mich nicht falsch, mein Herr!“ entgegnete sie, ohne die dargebotene Hand zu ergreifen, ohne die Augen sogleich auf ihn zu richten. „Wundern Sie sich nicht, daß ich meinen gestrigen Versicherungen zum Trotz mich auf einen Weg begab, wo ich Ihnen zu begegnen hoffen durfte! ...“ (Nun schlug sie den Blick empor und sah ihm fest ins Gesicht.) „Ja, mein Herr, ich hoffte, Sie zu sehen. Und ich bin froh, Sie gefunden zu haben. Aber aus keinem erfreulichen Beweggrunde. Es hat sich seit gestern etwas ereignet, was Sie wissen müssen, um mich dann darüber aufzuklären, ob Sie auch unter diesen Umständen Ihr mir gestern abend gegebenes Versprechen aufrecht erhalten wollen. Ich erachtete es darum wider Willen für meine Menschenpflicht, Sie zu suchen.“

Robert ergriff, ehe sie es verhindern konnte, in dankbarer Bewegung nun doch ihre Hand und bat sie, fortzufahren.

„Die Verheiratung von Ernas Mutter mit dem Baron Horst von Wolkenfels ist auf den übernächsten Sonntag fest-

gesetzt," sagte sie ganz leise, vom Kinde abgewandt, daß dieses ihre Worte nicht verstünde; sie fürchtete schon, Roberts Entrüstung werde sich lauter äußern, als ihr Ernas wegen lieb wäre.

Robert aber versetzte nur ganz ruhig: „Ich weiß das seit heute früh."

„Und was werden Sie nun thun?"

Er zögerte lächelnd, ehe er sagte: „Wollen Sie meine Vertraute sein?"

„Nein!" rief Sophie heftig und setzte sanfter hinzu „ich darf nicht!"

„Das finde ich in der Ordnung; aber dann erlauben Sie, Ihnen meine Absichten zu verschweigen."

„Nicht ganz! Ich darf von Ihnen verlangen, daß Sie mir unter diesen Umständen Ihr gestriges Versprechen wiederholen!"

„Das dürfen Sie nicht, mein Fräulein. Sie selbst sehen mit ihrem klaren Gefühl ein, daß die Sachlage durch diese Neuigkeit sich wesentlich verändert."

„Mein klares Gefühl!" wiederholte Sophie sich selbst verhöhnend. „Sie versetzen mich in eine greuliche Lage voll Unsicherheit und innerer Widersprüche! Wiederholen Sie mir Ihr Versprechen und nehmen Sie meines dagegen, daß ich treu und gewissenhaft bei Ihrem Töchterchen aushalten werde."

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Liebe zu dem Kinde; aber auch für Sie wird sich die Lage ändern. Sie würden nur versprechen, was Sie halten zu können selbst nicht gewiß sind..."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Man wird Sie es, wie ich die Menschen kenne, bald genug verstehen lehren!"

„Sie weichen mir aus, Herr Leichtfuß! Das ist nicht recht von Ihnen."

„Ich weiche Ihnen keineswegs aus, mein Fräulein. Ich weigere mich klar und einfach, Ihnen jenes Versprechen zu geben; weigere mich aus dem Grunde, weil für mich die Zeit zum Handeln gemessen ist und der wichtige Augenblick leicht verloren sein könnte, wenn Sie außer stande gesetzt sein würden, das Versprechen Ihrerseits zu halten."

„Das ist Ihr letztes Wort, Herr Leichtfuß?" Der Ton ihrer Stimme klang so innig rührend. Sie meinte ihm, der ihr gestern so ganz anders entgegengekommen war, ihre Bitte abschmeicheln zu müssen.

Er sah sie liebevoll an, aber antwortete mit ruhiger Bestimmtheit: „Es ist so, mein Fräulein. Es kann nicht anders sein!"

„Dann," versetzte Sophie und auch ihre Stimme klang

nun fest und entschieden. „Dann werden Sie aber auch begreifen, daß ich es für meine Pflicht erachte, der Frau, die mir ihr Kind anvertraut hat, mitzuteilen, daß Sie hier in Berlin sind, und daß sie, vor Ihren Anschlägen auf der Hut zu sein, alle Ursache habe."

„Ich begreife das vollkommen!" war Roberts ruhige Antwort.

Sophie sah den Mann nun doch verwundert an. Sie betrachtete jeden Zug in seinem Gesicht, jede Falte auf seiner Stirn und die Wellenlinien seines Haares, als wollte sie sich die Erscheinung, die ihr in dieser Stunde so gut gefiel, tief ins Gedächtnis prägen, wohl wissend, daß es ein Abschied für lange, vielleicht für immer sei.

„Sie wissen, mein Herr, daß mir dieser Schritt nicht leicht fällt."

„Ich weiß es und weiß, daß Sie ein braves, tüchtiges, edles Herz haben, an das ich glauben werde alle Zeit meines Lebens."

„Ich danke Ihnen," hauchte sie leise und reichte ihm nun zum erstenmal von freien Stücken die Hand hin. Er empfing sie in seinen beiden und drückte einen langen Kuß darauf. Sie ließ es ruhig geschehen. Das Kind stand zwischen ihnen, faßte mit seinen Händchen die eine an den Falten ihres Kleides, den andern an seinem Rockschoß und schaute lachend und zufrieden in die von Abschied und Liebe schmerzlich bewegten schönen Menschengesichter.

„Leben Sie wohl ... für immer!" sagte Sophie noch leiser als vorhin, indem sie ihm die Hand entzog, um Erna zum Gehen zu wenden.

„Nicht für immer!" sprach Robert mit seiner freudigen Zuversicht. „Wir werden uns wiedersehen!"

„Ich glaub' es nicht!" erwiderte sie und leise seufzend kehrte sie sich ab.

„Ich hoff' es von ganzem Herzen!" rief er ihr nach.

Dann umarmte er noch einmal sein Kind und ließ die beiden ziehen. Erna warf Kußhändchen zurück. Sophie sah gesenkten Hauptes nur auf den Weg vor ihr und ging schweren Herzens dahin, um, weil sie es für recht hielt, seinen und nun auch ihren Feinden den Mann zu verraten, welchen sie liebte.

Hätte Sophie geahnt, daß ihr die Weisheit der Vorsehung und die Thorheit der Menschen das schwerste Teil ihres Vorhabens abnehmen würden, sie wäre rascheren Schrittes und leichteren Herzens nach der Villa des Kommerzienrates zurück-

gekehrt. So aber wogte der Entschluß in ihrer armen Seele schmerzhaft auf und ab, und in tiefster Trübsal, in einer Verzweiflung, wie sie sie nie vordem erduldet hatte, kaum mehr ihrer Sinne mächtig, langte sie daheim an.

Sollte sie wirklich vor diese pflichtvergessene Frau hintreten und sie warnen, ihr Kind vor dem Manne zu hüten, der es mit dem ganzen Rechte seines Vaterherzens und seiner innigen Liebe verlangte? ... Und mußte sie nicht also handeln, wenn sie sich selbst noch für ehrlich und gewissenhaft achten wollte? Hatte er es nicht selbst gesagt? ... Er! Ach er! Warum gab es Menschen, die in überwallender Leidenschaft, im Trotz ihrer Selbstüberschätzung von der geraden Bahn, darauf sich so ruhig und gewissenssicher hinleben läßt, abweichen und andre von dieser Bahn noch abdrängen! Und wie konnte man seine Neigung, seine Achtung, alle seine Gedanken an solche Menschen verlieren!

Es muß sein! Ja, ich darf und kann nicht anders! sagte sie sich ein übers andre Mal. Und ihr war, als sähe sie den guten Vater im schwarzen Predigertalar, die weißen Bäffchen unter dem Doppelkinn und das volle graue Haar über der hohen Stirne, vor ihr stehen, die Augen liebevoll auf sie gerichtet, aber den rechten Zeigefinger ernsthaft und lehrhaft erhoben und sie hörte ihn sagen mit seiner hellen, ach so geliebten Stimme: Mein Kind, wenn Rechtthun immer leicht und wonnesam wäre, dann brauchte man niemand darum zu loben, wenn er recht thut. Dir selbst und deiner Neigung zuwider so und nicht anders handeln, wie du als recht erkennst, das hab' ich dich gelehrt von klein auf, und meine Sophie wird ihrem Vater keine Schande machen! ... Und hinter dem Pastor erschien das teure Haupt der Mutter im weißen Spitzenhäubchen über dem glatt an den Schläfen liegenden Scheitel und der hohen Krause um den Hals und die Mutter sagte: Sophie, wie kann da nur ein Zweifel sein, wo dein Gewissen deutlich spricht? Magst du uns betrüben nach unserm Tode? Magst du unsern Grundsätzen untreu werden, du ein rechtbürtig Pastorenkind, du unser Stolz, unsre Freude?

Nein, nein! Sie wollte nicht anders! Sie bat nur um ein bischen Geduld, nur um ein Halbstündchen Aufschub, damit sie ihr Opfer würdig bringen, damit sich der Sturm in ihren Adern legen, sie ihre Besinnung fassen, ihre Gedanken sammeln könne und nicht außer sich vor schmerzender Neigung wie eine Thörin stammle und denen, die sie anreden müsse, nicht das Schauspiel eines verliebten Mädchens gebe, das seines heiligsten Gefühls vor aller Welt kein Hehl hat, während es sich selbst

nicht die Wahrheit zu gestehen wagt. Nein, also lächerlich wollte sie sich nicht machen! Auch das war sie sich selbst und ihren seligen Eltern schuldig.

Darum bat sie den Kammerdiener, Erna zum zweiten Frühstück abzuholen, das in wenigen Minuten aufgetragen werden würde, sie selbst aber bei der gnädigen Frau zu entschuldigen, weil sie sich wegen arger Kopfschmerzen für eine halbe Stunde zurückziehen und aufs Sofa legen müsse. Dann stürmte sie in ihr Zimmer, machte Erna rasch zurecht und, kaum daß diese sie verlassen hatte, brach sie vor dem nächsten besten Stuhl in die Kniee und verbarg ihr glühendes Gesicht in ihren gerungenen Händen.

Wie oft, wie so recht von innen heraus hatte sie hier in stillen Stunden Gott gedankt, daß er sie, die Elternlose, fern von der Heimat dies Haus hatte finden lassen, daß er ihr, deren Herz früh verwaist war und nach einem liebenswürdigen Wesen bangte, dies wohlgebildete, begabte, gute Kind zur Pflege anvertraut! Und nun verwünschte sie den Tag, an dem sie diese Schwelle überschritten, und wie glücklich wollte sie sich dünken, hätte sie dies Kind nie gesehen, dessen Liebe so grausame Pflichten auferlegte ...

Dies Kind nie gesehen? ... Was war das für ein Einfall? ... Sie empfand es wie beschämende Strafe, daß ihr eifernder Schmerz sie so weit hingerissen hatte. Es war genug getobt; sie wollte nicht weiter rasen, sondern fromm und leidenschaftslos vollziehen, was geschehen mußte.

Sie stand auf, kühlte sich Gesicht und Hände mit frischem Wasser und schickte sich an, zu der Frau des Hauses hinabzugehen, die mit Eltern und Kind, wohl auch mit ihrem Verlobten noch bei Tische sitzen mochte.

Dort drunten hatte derweilen Klein-Erna was geschehen mußte schon aufs gründlichste besorgt. Und zwar also: Sie war voll Freuden mit einem blühenden Deuzchenzweig, den Robert vordem auf ihr Bitten im Tiergarten für sie abgebrochen hatte, in Heriberts Zimmer gesprungen und, nachdem sie alle Anwesenden, wie bräuchlich war, der Reihe nach begrüßt und teilweise geküßt hatte, mit der ganzen Familie zum Gabelfrühstück niedergesessen. Dasselbe währte heute länger als gewöhnlich, weil allerhand kalte Schüsseln vom gestrigen Feste aufgetragen wurden und der allzeit lüsterne Geheime Kommerzienrat keinen dieser schönen Reste vorübergehen ließ, ohne seinem vortrefflichen Garkoch die Ehre zu erweisen, welche diesem Vertrauensmann gebührte.

Darüber verlor Klein-Erna nach und nach die Geduld. Sie war bald gesättigt und verlangte nach ihrem jüngsten Spielzeug.

„Was hat denn das Kind heute? Laßt es doch aufstehen!“

brummte Heribert, der ungestört sich mit einer Schnepfenpastete zu befassen wünschte.

Man band Erna die Serviette ab, und sie lief sofort nach dem langen blühenden Deuzchenzweige, den sie vor dem Essen hatte beiseite stellen müssen, und schwenkte ihn, trällernd um den Tisch herumwandelnd, hin und her, bis der Geheime Kommerzienrat, der, seit seine Mahlzeit nicht mehr gestört wurde, vollkommen mit der Enkelin versöhnt war, seinen roten Kopf im fetten Halse herumwandte und, die Gabel in der einen, ein Weinglas in der andern Hand, die kleine Sängerin begütigend anredete: „Du hast ja da einen gar prächtigen Blütenzweig heimgebracht! Ei, ei, ei, wie schön grün und rosa! Sieh doch einmal an!“ Und wieder zu den andern gewandt, sprach er leiser: „Mit wie wenig man doch so einem Kinde Freude machen kann!“ Dazu seufzte er ganz leise und biß dann in das köstliche Fleisch der Schnepfe, daß die Knöchelchen zwischen seinen Zähnen krachten und seine vorstehenden weißen Augäpfel noch weiter aus dem roten Gesicht hervorzuquellen schienen.

Das Mädel blickte derweilen nur um so bewundernder zu seinem Blütenzweig auf und hielt ihn andächtig mit beiden Fäustchen vor sich wie eine Kirchenfahne bei einer Prozession. Etliche roten Blütchen fielen dabei nach rechts und links.

„Wie kommst du denn zu dem Zweige?“ fragte Heribert, der sein heftiges Anbrummen vorhin wieder gut machen wollte. „Den konntest du doch nicht selbst abreißen.“

„Den hat wohl das Fräulein abgepflückt und dir gegeben?“ sagte Frau Emma über ihren Teller hin.

Das Kind schüttelte das blonde Köpfchen und dann sprach es mit merklichem Stolze: „Den hat mir mein Papa gegeben!“

Emma warf einen glücklichen Blick auf ihren Verlobten, denn sie dachte nicht anders, als daß die Kleine, vielleicht von der klugen Gouvernante belehrt, nach der gestrigen Eröffnung schon jetzt ihren zukünftigen Gatten Papa nannte.

Horst wußte sich den verständnisinnigen Blick seiner Braut nicht zu deuten, denn er fragte verdammt wenig nach Kindergeschwätz und hätte diesem eine leise intime Unterhaltung mit seiner Schwiegermutter über irgend eine Frage von besondrer Vornehmheit vorgezogen. Er wußte gar nicht, wovon die Rede gewesen, und ward erst jetzt, ebenso wie Frau Hermione, auf die Zwiesprach von Mutter und Kind aufmerksam.

Heribert aber, dem es keineswegs in den Kram paßte, ohnehin schon stolze Leute durch Ehrentitel, die ihnen erst später gebühren werden, vor der Zeit üppig zu machen, und der gerne alles vermieden sah, was seinem zukünftigen Schwiegersohn

über Gebühr schmeichelte und infolgedessen zu größeren Ansprüchen verführen möchte, Heribert hielt es für geraten, der bräutlich-mütterlichen Freude seiner Tochter einen kleinen Dämpfer aufzusetzen, und sagte brummend zu seiner Enkelin: „Warum nennst du den Baron schon heute Papa? Er wird ja erst in vierzehn Tagen dein Papa werden . . .“

„Aber Heribert!“ ließ Frau Hermione sich in verweisend langgezogenen Tönen vernehmen.

„Nur immer korrekt! Und alles zu seiner Zeit!“ erwiderte der Angeredete und fischte sich eine frische Schnepfe aus der Pastete, sie mit hurtigem Besteck zu zerlegen.

Das Kind aber blieb gelassen vor ihm stehen und sagte: „Den Papa da mein' ich ja gar nicht. Meinen Papa mein' ich!“

Die Gesichter der Anwesenden zogen sich in die Länge, nur das des Kommerzienrats schien rund und rot anzuschwellen. Der Bissen blieb ihm im Munde stecken. Er stemmte Gabel und Messer auf den Tisch und lallte kaum verständlich mit den vollen Zähnen: „Was schwatzt das dumme Ding?“

Emma hatte die Serviette weggeworfen und das Kind zu sich herangewinkt, und fragte nun scharf: „Von welchem Papa sprichst du, wenn nicht von Horst?“

„Nu, von meinem Papa eben! . . . Von dem, der mit uns in Venedig war, und der oben im Atelier die Bilder gemalt hat!“

Eine Bombe, die aus friedlicher Luft der Gesellschaft in die Bratenschüssel gefallen wäre, hätte kein größeres Erstaunen und Entsetzen hervorrufen können, als es diese schlichten Worte des kleinen Kindes thaten.

„Was, der war mit dir im Tiergarten?! . . . Heute?!“ rief die Mutter.

„Jawohl, und neulich auch, und gestern abend war er oben bei uns . . .“

„Bei wem?!“

„Beim Fräulein und bei mir!“

Heribert sprang vom Tisch auf und fuhr mit den Händen in der Luft herum. Er hatte den Mund voll Schnepfe und konnte weder hinunterschlucken noch ausspucken. Er rang nach Luft, taumelte an die Wand und suchte und fand mit seinem dicken, tastenden Daumen den Elfenbeinknopf der elektrischen Klingel. Nun gellte diese ohne Aufhören durchs Haus, während er selbst stöhnend den roten Kopf an der roten Tapete hin und her schob und die andern sich alle Mühe gaben, ihm zu Atem zu verhelfen. Emma sank in einen Stuhl und sah wütend vor sich hin. „Dieses Frauenzimmer!“ stammelte sie vor sich hin und „das sind ihre Kopfschmerzen!“

Zwei Diener und ein Stubenmädchen sprangen nach und nach in den Speisesaal, Heribert hatte endlich seinen Mundvorrat bewältigt und schrie nun: „Ein Spion ist im Haus! Diebe, Räuber! ... Fort mit dem Spion in Weibsgestalt! Wo ist sie? Her mit ihr und hinaus! Augenblicklich!"

Das größte Donnerwetter, welches je im Hause Meyer sich über einen seiner Insassen zusammengezogen hatte, war fertig und bereit, sich über Sophiens blondem Scheitel zu entladen.

Emma sandte den einen der Diener hinauf, um das Fräulein zu veranlassen, sofort hier unten zu erscheinen; Erna ward mit dem Stubenmädchen in ein andres Zimmer geschickt, und die ganze Familie begab sich, ohne weiter an die unterbrochene Mahlzeit zu rühren, ohne viele Worte zu wechseln, in den Salon. Nur einzelne kurze Ausrufe, wie: „Empörend!" „Schmachvoll!" „Und solchen Kreaturen vertraut man seine Kinder an!" wurden laut. Wozu Heribert hinzufügte: „Und das läßt sich noch dafür bezahlen! Aber warte!"

Sophie hatte sich ohnehin schon angeschickt, in die untere Wohnung hinabzusteigen und Frau Leichtfuß um eine kurze Unterredung zu bitten. Der Bediente, der zu ihr geschickt wurde, traf sie schon halbwegs auf der Treppe.

Er meldete dies auch vor ihrem Eintritt seiner Herrin, welche mit über der Brust gekreuzten Armen, mit eingekniffenem Mund und weitgeöffneten Augen inmitten des Salons stand, bereit, Gericht zu halten, und begierig, die Schuldige zu strafen.

Sophie, welche sich ganz gesammelt und im Gedächtnis an ihre guten Eltern ihren Mut von jedem störenden Gedanken geklärt hatte, trat nun gar nicht wie eine Schuldige, sondern ernst und unbefangen ein, bat, ohne eine Anrede abzuwarten, nach artigem Gruß Emma um Entschuldigung, daß sie zu so ungewohnter Stunde um eine Unterredung gebeten habe, und fing in ihrer klaren, ehrlichen Weise sofort zu berichten an, daß gestern, sehr zu ihrer Bestürzung, Herr Robert Leichtfuß in seinem Atelier erschienen sei, während sie mit Erna ahnungslos dort oben, wie so oft, gespielt habe. Sie hätte Herrn Leichtfuß früher nicht gekannt, wisse nicht, wie sie sich ihm gegenüber bei ferneren Begegnungen zu verhalten habe und bäte um genaue Weisungen ...

Weiter kam sie nicht. Heribert, der sie gleich zu Anfang mit heftigen Ausbrüchen seiner Wut und seiner Furcht unterbrechen wollte und davon nur mühsam durch seine Frau und durch Horst abgehalten wurde, hatte sich nun aller Beschwichtigungen entledigt und sprang mit Geschrei zwischen Sophie und seine Tochter. „Sie lügen! ... Sie sind bestochen! ... Eine bezahlte Spionin sind

Sie! ... Wir alle wissen, daß Sie heute mit meinem alten Schwiegersohn, mit dem geschiedenen Gatten dieser Ihrer Frau im Tiergarten ein Stelldichein gehabt haben! Sie führen ihm das Kind hinter unserm Rücken zu! Es ist himmelschreiend! Es ist skandalös! Die Polizei ... ja die Polizei muß hier ein Exempel statuieren! ... Schickt nach dem Revierlieutenant! Aber sofort!"

Eine Zeitlang schrie nun alles durcheinander; dann aber ward es stiller und stiller, und es ward Sophien nicht schwer, solchem Ankläger gegenüber ihre Würde zu behaupten, ihre Unschuld zu beweisen, ihre Verachtung auszudrücken. Was sie Robert gegenüber, seiner Person und seinen Ansprüchen an das Kind gegenüber empfand, brauchte sie vor diesen Menschen nicht darzulegen. Sie hielt sich an die Thatsachen und berief sich auf des Kindes Aussagen und auf ihr eigenes Ehrgefühl.

Die meisten der Anwesenden, die beiden Frauen voraus, schenkten ihren Worten Glauben. Heribert hatte sich in seiner Wut so beschämend taktlos benommen, daß sein Benehmen nur dazu beitrug, Sophiens vornehme Ruhe und stolze Sicherheit in helles Licht zu setzen. Er war in sinnlosen Anschuldigungen so weit gegangen, daß die andern es wie eine Schuld empfanden, dem Fräulein gegenüber sich überzeugter und versöhnlicher zu stellen, als sie vielleicht wirklich waren.

In einem Punkt aber stimmten sie alle überein, darin, daß Sophie die Ansprüche des gerichtlich geschiedenen Gatten nicht stark und streng genug abgewiesen habe, daß man ihr, die sich nun einmal in gütliche Gespräche „mit diesem Menschen" eingelassen habe, nicht zutrauen könne, sie würde fortan diesem frechen Abenteurer anders und wirksamer entgegentreten, und daß es darum geraten sei, Erna, die mit diesem Vater keinerlei Verkehr pflegen dürfe, in andre zuverlässigere Obhut zu geben. Es reute Emma bald, daß sie solchem Verdacht Worte gegeben hatte, aber gesagt war nun einmal gesagt, und selbst die vornehm schweigsame Dame Hermione stimmte dem leider bei.

Auch Sophie mußte wünschen, einer Pflicht entledigt zu werden, die ihr, trotz gewissenhafter und liebevoller Erfüllung, einen Auftritt, wie diesen, und Vorwürfe, wie die aus des Geheimrats Munde, zugezogen hatte.

Und da Heribert nunmehr sein Stichwort gefallen wähnte und, leidlich zu Atem gekommen, wieder von Spionendiensten, Verräterei und polizeilicher Hilfe zeterte, gab die entrüstete Schweizerin die bestimmte Versicherung ab, daß sie keinen Tag länger mit einem solchen Menschen, wie Heribert Meyer, unter einem Dache zubringen werde, und darum um ihre sofortige Entlassung bitte.

Das war den andern Dreien nicht ganz recht, denn sie hätten nun gern Ausführlicheres und Genaueres über Roberts Erscheinen, Verhalten und Absichten erfragt. Das beleidigte Mädchen aber wies, nachdem es sein eigenes Verhalten in dieser Sache mit deutlichen Worten vollkommen gerechtfertigt zu haben glaubte, jede fernere Unterhaltung mit Stolz ab, bat, sich von dem Kinde verabschieden zu dürfen, und ging sofort daran, ihre Habseligkeiten zusammenzupacken und sich reisefertig zu machen.

Es war erbärmlich, sie so zu beleidigen, wie es diese Sippschaft sich unterstanden hatte! Und doch war eine stille Freude in ihrem Herzen darob, daß diejenigen, welche Robert so gottvergessen mitgespielt, sich nun auch gegen sie vergangen hatten, daß, wie sie die Liebe zu dem Kinde mit ihm gemein hatte, auch beider Feinde dieselben waren!

Da stand der Stuhl noch inmitten ihres Stübchens, davor sie — es war kaum über eine Stunde — den Tag verwünscht hatte, an dem sie in diese Familie eingetreten! Und nun war sie frei und verließ dies Haus, noch ehe der Tag zur Neige ging! Und sie hatte Robert nicht verraten brauchen! Es war alles gekommen ohne ein enthüllendes Wort aus ihrem Munde! Sie hatte nur sich zu verteidigen gehabt gegen ungerechte Anschuldigungen. Und dafür dankte sie Gott. Und hurtig wanderten ihre Sächelchen aus den Schiebladen in den Koffer, der sich mehr und mehr füllte. Bald, und sie durfte nach der Droschke schicken, die sie und ihre Habseligkeiten aus diesem Hause führen würde.

Da klopft' es an der Thüre, erst zögernd und dann immer dringender, und als sie, von schmerzlicher Ahnung bewegt, die Klinke hastig drehte, stand Klein-Erna davor mit halbverdutztem, halb schalkhaftem Gesicht und sagte: „Sophiechen, sie haben mich heraufgeschickt, von dir Abschied zu nehmen ... was heißt das, Abschied nehmen? ..."

Das Kind! Das geliebte Kind! Daran hatte sie nicht gedacht in ihrer stolzen Entrüstung, nicht daran gedacht, wie ihr die Trennung von dem Kinde thun würde, an welches sie seit Jahr und Tag ihr ganzes Herz gehängt hatte! Sophiens Augen, die bei allen Anschuldigungen und allen Ungerechtigkeiten nicht einmal feucht geworden waren, sie füllten sich jetzt mit strömenden Thränen, und Klein-Erna weinte bitterlich mit, als sie am Halse ihrer Erzieherin erfuhr, daß diese von ihr ginge, weit fort, und noch heute, noch in dieser Stunde!

Was halfen ihnen ihre Thränen! Sie mußten scheiden! Weit, weit auseinander! Sophie wollte lieber gleich ein Ende machen. Sie warf das wenige, was von ihren Sächelchen

noch außen war, ohne sondernde Sorgfalt oben auf in den Koffer, stopfte ihren Handsack, drehte die Schlüssel in den Schlössern und nahm dann das Kind noch einmal auf ihren Schoß, sah ihm lang mit verzehrenden Blicken in die blauen packenden Augen, die es so ganz vom Vater hatte, preßte es an ihre Brust, daß ihnen beiden der Atem auszugehen drohte, und sagte dann zwischen ihren Küssen: „Gott segne dich, mein süßes Herz! ... Habe deinen rechten Vater recht von Herzen lieb, so lange du lebst! ... Und denke manchmal an deine Sophie, die dich niemals vergessen wird!“

Dann sprang sie auf und trug das Kind auf ihren Armen ins Erdgeschoß, hastig die Treppe hinabeilend. Ein Diener lief ihr rufend nach, als ob man fürchtete, sie möchte Erna gleich mit sich forttragen. Sie stellte es zur Erde und sah es noch einmal an. Das Kleine streckte weinend die Hände nach ihr empor.

„Wie man nur ein fremdes Kind so lieb haben kann!“ sagte sie. Und dann schüttelte sie das eigene blonde Haupt und sprach: „Nicht fremd, nein, niemals fremd!“ preßte die Hand aufs Herz und stieg in den harrenden Wagen, dessen Lenker sich fragend und nicht ohne Erstaunen dem thränenüberronnenen hübschen Gesichte seines Fahrgastes über den Kutschbock zukehrte.

„Anhalter Bahnhof!“ rief Sophie, das Tüchlein vor die Augen drückend. Und fort ging's auf rollenden Rädern!

Sie sah nicht, daß ein kleines Kind in dem Vorgarten der eleganten Villa Meyer mit klammernden Händchen sich an den eisernen Gitterstäben hinaufmühte und aus Leibeskräften schrie: „Sophiechen, Sophie! Laß mich nicht alleine! Sophie, komm zu mir!“

Die Räder rollten und rasselten, Sophie sah sich nicht um. Sie war wie berauscht von ihrem Schmerz. Sie wollte ihr Opfer ganz und gar bringen. Und rasch! Heute noch wollte sie sich auf die Fahrt in die Heimat begeben... Zwar ihn hätte sie gern, ach so gern noch einmal gesehen und ihm gesagt, wie alles gegangen sei ... aber nein! Das durfte sie nicht! In dem einen Punkte hatten vielleicht jene garstigen Menschen recht: sie war nicht mehr danach geartet, Robert Leichtfuß viel zu versagen, und wer weiß, was dieser wilde unbändige Mensch von ihr gefordert und erschmeichelt hätte!

Sie saß lange Stunden im Wartesaal des Anhalter Bahnhofs und harrte geduldig, bis endlich der Zug, mit dem sie Basel über Frankfurt am Main zu erreichen hoffte, auf die Schienen gestellt wurde. Sie wagte sich nicht noch einmal auf die Straße hinab, aus Furcht, sie möchte durch irgend eine Begegnung in der Ausführung ihres festen Vorsatzes gehindert

oder doch verzögert werden. Nein, sie wollte fort von Berlin! durchaus fort!... Freilich that ihr das Herz darum weh, o so sehr! Und nicht wegen der Aergernisse, die sie soeben dort erduldet hatte. Sie dachte nicht mehr an jene thörichten Menschen und wollte nicht weiter an sie denken. Nur an das Kind dachte sie, das sie so lieb hatte, und an den Vater des Kindes ... je nun, auch das mußte überwunden werden. Sie hoffte auf die Ferne, die Rückfall unmöglich macht, und auf die Zeit, die alle Wunden heilt, und sie ergab sich mit Gottvertrauen in ihr Schicksal.

Hunderte von abreisenden und ankommenden Menschen gingen in diesen Stunden an ihr vorüber, lauter fremde Gesichter, denen sie auch nur ein fremdes Gesicht war. Die Lokomotiven pfiffen immer wieder in denselben jäh ausbrechenden Tönen, die Räder rollten immer in demselben dumpfen Geräusch davon oder heran, und die hohe Bogenhalle gab immer denselben Widerhall zurück. Immer wieder wurden etliche weiße Taschentücher aus den Fenstern heraus geschwenkt, bis die abfahrende Wagenreihe immer wieder in derselben Kurve aus dem Gesichtskreise schwand, während die wenigen, die auf dem Perron gleichfalls mit ihren Taschentüchern oder Hüten winkend stehen geblieben waren, sich mit einem traurigen oder gleichgültigen Gesichte umwandten und zur andern Seite die Halle verließen.

Eine sanftere Wehmut schien Sophiens Schmerz abzulösen. War unser modernes Leben nur so ein ewiges Kommen und Gehen, mit der Hast, auf die Minute pünktlich einzutreffen, wo man seine Empfindungen kaum ausleben konnte und der schrille Pfiff der gefühllosen Maschine zwischen Freuden und Schmerzen schnitt mit der Mahnung: Nütze die Zeit, sie ist kostbar; die versäumte Minute ist ein verlorener Tag; und kümmere dich nicht um deinen Nachbar, denn es ist nur der Zufall, der euch auf ein und dieselbe Bank setzt!

Endlich kam der Abend, und der Portier riß die Thüre auf mit dem Rufe: „Frankfurt am Main einsteigen!“ Sie eilte aufs erste Glockenzeichen hinaus und drückte sich in einen Winkel des durchgehenden Wagens, den sie nicht zu verlassen wünschte, bis die ferne Schweizer Grenze erreicht wäre. Sie sah nicht durchs Fenster, als der Zug in die Weite, die vom Abendrot übergoldet lag, hinausrollte; sie streckte kein wehendes Tüchlein zum Fenster hinaus, und auf dem Perron stand auch niemand, der um ihretwillen mit beengter Brust die dunkle Wagenreihe um die Ecke schwinden sah.

Sie wußte und sagte es sich in diesem Augenblick mit bitterem Gefühl: sie war wieder allein, mutterseelenallein!

Auch daheim erwartete sie niemand. Es war ja auch dort keine Seele mehr übrig, die nach ihren Schmerzen oder Freuden fragte, niemand, dem sie ihr volles Herz hätte ausschütten dürfen, niemand, nach dessen Wiedersehen sie sich sehnte. Ihr einziger Bruder war fern über Meer. Sie reiste in die Heimat, um dort eine neue Gelegenheit zu finden, sich an fremde Menschen zu verdingen, an fremde Menschen, die ihr innerlich fremd bleiben oder ihr wieder Kummer, Sorgen und Beschämungen bereiten würden wie diese, welche sie jetzt in Haß und Bitterkeit eben verließ ...

Wie diese? ... Nein, nicht wie diese! sagte sich Sophie. Derlei erlebt man nur einmal in seinem Herzen!

Und sie legte die Hand auf ihr pochendes Herz, und freundlichere Bilder bemächtigten sich ihrer Einbildungskraft. Sie dachte: Er kann mich nicht anklagen, weil ich mein Versprechen, bei dem Kinde auszuharren, nicht zu halten vermag. Nun kann er handeln nach Gutdünken! Ob es ihm gelingen wird? Ob die andern ihm das Gelingen schwer machen werden? Vielleicht unmöglich? Was dann? Und wenn's gelingt, ist er der Mann, das Kind in Gottesfurcht und Tugend zu erziehen? ... Er allein, ohne weibliche Hilfe? ... Und welche Hilfe? Mein armes süßes Kind!

Sie meinte, nun immer an das Kind denken zu müssen in aller Zukunft. Und sie hätte so gerne gewußt, ob Robert ausführen werde, was er im Schilde führte, und ob es zum Guten sein würde für ihn und für Erna ...

Die Wagen rüttelten hin und her, es ward immer dunkler und dunkler, die Augendeckel fielen ihr zu und klappten dann jählings wieder auf. „Gute Nacht, Erna mein! ... Gute Nacht auch ... Nein, nein!" Sophie schüttelte seufzend das Haupt auf dem Rückpolster. Da fielen ihr wieder die Augen zu und die Deckenlampe des Waggons beleuchtete mit ihrer flackernden Holzgasflamme die ruhigen schönen Züge eines festschlummernden Mädchens. —

In der Villa Meyer in der Tiergartenstraße ward in dieser Nacht nicht so gut geschlafen. Alle Einwohner derselben waren in hochgradiger Unruhe und Besorgnis. Die Thüren waren noch sorgfältiger als gewöhnlich und doppelt und dreifach verschlossen; dem eigenen Nachtwächter war die peinlichste Wachsamkeit eingeschärft und eine besondre Gehaltsaufbesserung zugesagt worden; auf Heriberts Nachttisch lag ein funkelnagelneuer Revolver mit fünf geladenen Läufen.

Lauter Maßregeln, die einem den Schlaf nicht versüßen, besonders wenn man mit einer Schnepfenpastete Pech gehabt und, um nicht daran zu ersticken, etliche Knochensplitter dieser köstlichen Vögel gewaltsam verschluckt hat.

Auch die gerechte Sorge störte den Schlaf, woher von heut auf morgen für Erna eine neue Gouvernante kriegen! Notabene ein so zuverlässiges, energisches, unanfechtbares Wesen, bei dem man nicht jederzeit in Angst sein müsse, sie dulde weitere Annäherungen des verwünschten Malers oder gar dessen heimlichen Besuch. Wer hätte nicht jeden Eid auf Sophiens Gewissenhaftigkeit und Takt geschworen! Wer weiß, vielleicht war man doch zu streng, zu rasch gegen sie vorgegangen! Heribert sagte sich das nun unter wachsendem Alpdrücken selber. „Es kommt nie etwas Bessres nach!" das sagte er sich auch. Sophie war offenbar von dem unverschämten Menschen überrascht worden. Sie hätte sich gewiß belehren lassen. Sie hatte ja sogar ausdrücklich um Verhaltungsmaßregeln gebeten. Und sie war ein so hübsches Mädchen. Ja, ja, aber Heribert verlor immer alle Fassung, wenn er Robert Leichtfuß vor der Thür wähnte ... geschehen war nun geschehen! Er seufzte und rollte sich mühsam auf die andre Seite. Aber da lag er auf dem Herzen und zudem störte ihn das Nachtlicht, dessen dünner Strahl mit den drei oberen Läufen des geladenen Revolvers in einer Weise liebäugelte, welche Heriberts Unbehagen vermehrte.

Er dachte jetzt, wie es denn wäre, wenn Robert Leichtfuß, der mehrere Jahre dieses Haus bewohnt hatte, denn doch einen geheimen Eingang zur Verfügung hätte, der den andren gar nicht bekannt sei. Ja, der geheime Eingang gewann, je länger der Geheime Kommerzienrat in solcher Lage darüber nachdachte, immer mehr Wahrscheinlichkeit. Wie hätte Leichtfuß gestern, wo das Haus voller Leute war, auf dem gewöhnlichen Wege ein und aus gehen können, ohne kontrolliert zu werden! Und wenn dieser Landstreicher nun wirklich im Hause war, wenn er die Thüre dieser Schlafkammer öffnete — denn dieselbe war nie versperrt, aus Furcht, den Kommerzienrat könnte nachts der Schlag treffen, und er also rasche Hilfe selbst ausgeschlossen haben — wenn der Rachsüchtige den Revolver schußfertig da liegen sähe ... der Kerl hatte schwere Beleidigung erfahren, und er war zu allem fähig.

Heribert stand mitten in der Nacht auf und legte den Revolver etwas weiter weg und ganz ins Dunkle. Dann kroch er wieder in sein Bett zurück und quälte sich mit der Frage, ob er am Ende mit diesem unvorsichtigen Intermezzo sich eine schwere Erkältung zugezogen habe.

Da fing er schon an zu niesen ... vier, fünfmal hintereinander ... er hoffte nur, diese Salve würde den drückenden Alp verscheuchen. Es war aber nicht also, der huckte gleich wieder auf ihn, und in Schweiß gebadet, mit offenen Augen

starrend, fand die aufgehende Sonne den vielgeplagten Freund der unseligen Schnepfenpastete in seinen zerwühlten Kissen.

Am Tage einigte sich der Familienrat dahin, daß es unter obwaltenden Umständen das klügste wäre, sich bei der Genfer Agentur eine neue Gouvernante zu verschreiben, die alle jene streitbaren Eigenschaften besäße, welche zur Verteidigung des Kindes nötig seien, ein bärbeißiges Mannweib, das der Belehrung zugänglich sei wie ein Polizeibeamter und zuverlässig wie ein Unteroffizier; für Geld konnte man alles haben. Zudem würde, bald nach Emmas Hochzeitsfeier, Hermione mit ihrer Enkelin in ein entferntes Bad reisen, wo sie die Kleine nicht aus den Augen lassen wollte. Vor der Hochzeit freilich war an eine Entfernung einzelner Familienmitglieder nicht zu denken. Und da denn doch auch diese zwei Wochen Erna nicht ohne leibliche Pflege und gerade während dieser zwei gefährlichsten Wochen nicht ohne Aufsicht bleiben durfte, hielt man es einstimmig für das geratenste, Ernas alte Amme, die vielerprobte, treue, sachverständige Spreewälderin aus ihrer Potsdamerstraße hereinzucitieren und durch Geld und gute Worte zu bestimmen, diese vierzehn Tage den Herrn Schornsteinfegermeister und ihren derben Sprößling sich selbst zu überlassen und dem stets vergötterten Milchkind ihre Wachsamkeit und Sorgfalt angedeihen zu lassen. Eine solche Gastrolle war ja beim Scheiden ausdrücklich besprochen und bedungen worden und an Frau Hedwig Näppfgens absoluter Zuverlässigkeit zweifelte niemand. Die bauernschlaue Wendin hatte, in ihrer Gewohnheit, jedem, mit dem sie gerade sprach, zu Gefallen zu reden, seinerzeit ja so viel über den Mann geschimpft, über welchen in Meyers Haus alle lebendigen Wesen schimpften, sie hatte, als ihr das Erkenntnis des Gerichtes, welches dem Vater sein Kind absprach, bekannt gemacht worden war, so hochtönende Zufriedenheit geäußert, daß niemand im Familienrate zweifelte, sie würde Robert eher ihre Faust als auch nur ein Haar des Kindes zeigen.

So waren sie von ihrer Weisheit gegenseitig sehr erbaut und machten den Bock zum Gärtner.

Als Frau Näppfgen noch am selben Vormittag Sophiens Abreise und die Höhe des sehr annehmbaren Geldgeschenks erfuhr, welches man ihr für die gewünschte Entschließung sofort anbot, besann sie sich nicht länger, als nötig war, um noch eine kleine Steigerung jener Summe zu bewerkstelligen, empfahl dann Haus, Kind und Gatten einer aushilfbereiten Nachbarin und stieg in den Wagen, den Frau Hermione vor ihre Thüre geschickt hatte.

Selbstverständlich zögerte sie, in der altbekannten Villa an-

gekommen, auch keinen Augenblick in die allgemeine Entrüstung mit einzustimmen, versicherte, daß sie der scheinheiligen Person mit dem welsch plappernden Schnabel und den klappenden Augen niemals über den Weg getraut hätte, und vermaß sich derb und deutlich, jedem Störenfried gehörig heimzugeigen, der ihr Herzblatt nur zu nahe begucken wollte.

Zum Ueberfluß gab man ihr auf alle Spaziergänge ins Freie einen stämmigen Hausdiener mit, der in gemessener Entfernung sie überallhin begleiten und Augen und Faust bereithalten mußte.

Nun sollte sich Herr Leichtfuß seine niederträchtigen Absichten, wenn er solche hatte, schon vergehen lassen!

Je näher man dem zweiten Sonntag kam, und je mehr sich die Vorbereitungen für die nur ja recht auffällig und pomphaft zu feiernde Hochzeit häuften, desto mehr kehrten sich zwar die Sorgen von dem kleinsten Geschöpf im Hause ab und die erst mit so barbarischer Strenge eingeschärften Sicherheitsmaßregeln wurden lässiger und lässiger gehandhabt; allein es blieb immer noch genug Vorsicht und Argwohn übrig, daß sich dem Kinde kein Unberufener nahen konnte.

Erna fragte manchmal und besonders in den ersten Tagen recht häufig, warum denn ihre Sophie fortgegangen sei, und ob denn ihr Papa nicht bald wiederkommen und ihr bunte Blüten von den Bäumen brechen werde; die Schornsteinfegershälfte ließ sie aber jedesmal so derb und unwirsch darauf an, daß das kleine Wesen, solcher Behandlung nicht mehr gewöhnt, erschreckt zusammenzuckte und allgemach so schlimm belohnte Fragen unterließ.

Wie sich nun der Feind, welchen Frau Näppfgen zu schrecken und zu bekämpfen begehrte, so gar nicht zeigen wollte, ward die treffliche Spreewälderin manchmal von einer seltsamen Ungeduld geplagt, die sie selber nicht zu erklären vermochte, bis sie sich eines Abends, während Erna neben ihr im zierlichen Bettchen ihr gereimtes Nachtgebet sprach, auf dem stillen Kalkül ertappte: was wohl einträglicher sein möchte, das Gnadengeschenk, welches Frau Meyer ihr nach Eintreffen der neuen Schweizer Gouvernante auf die bereits empfangene Summe darauflegen, oder das Sündengeld, welches Herr Leichtfuß springen lassen würde, wenn sie über des Vaters heimlichen Verkehr mit seinem Liebling eines ihrer duldsamen Augen zuzudrücken sich verstünde.

Hinterher nach geleisteten Diensten pflegten Leute mit so kaufmännisch gedrilltem Denken wie die Meyerschen ihre Geldtäschchen nicht über die Maßen anzustrengen. Das meiste hatte Frau Hedwig von diesen diesmal wohl schon vorweg, und die gute Kost und Behandlung, wofür die Wendin als ausgediente

Amme regen Sinn hatte, nahm mit der Ankunft der Französin ja auch ihr jähes Ende. Dagegen ein Sündengeld sich schon immer durch sein Gewicht auszeichnen muß, wenn's ziehen soll, und der leichtsinnige Maler niemals mit den Groschen geizte, wenn er die Tasche davon voll hatte, und schon gar nicht, wenn sein leidenschaftliches Wünschen sich etwas fest vorgesetzt hatte.

Ob der Sausewind nur eben die Taschen voll hatte, das war die Frage. Na, glauben sollte man's, wenn er auf einmal vom tiefsten Italien heraufgereist kam und sich mit bösen, will sagen mit kostspieligen Absichten trug. Ueberdies mochte er sich vorher nur deutlich über den Punkt äußern, ehe man sein christliches Gewissen zu beschwichtigen unternahm. . . . Aber, zum Teufel auch, er ließ sich ja gar nicht blicken und die Angstmeyer alle miteinander, die sich gewiß schon die ganze Zeit her vor dem ausgesetzten Gatten Numero eins gefürchtet haben mochten, und die jetzt knapp vor der neuen Entscheidung ein unliebsames Erscheinen des alten Hausgenossen besonders fürchteten, hatten wohl Gespenster gesehen. . . . Schade! hätte die Wendin beinahe gesagt! Und sie malte den Teufel recht oft an die Wand, damit er doch endlich käme!

Aber die vierzehn Tage gingen herum, ohne daß irgend etwas Bemerkenswertes sich ereignete. Heribert und Emma wunderten sich nachgerade selber, daß alle und jede Anfechtung ausblieb, und sie neigten sich allmählich der Vermutung zu, die gute Sophie, welche ja Robert Leichtfuß niemals gesehen, habe sich von irgend einem Spaßmacher oder Windbeutel dupieren lassen, der, mit den Verhältnissen der Familie mehr oder weniger bekannt, dem Kind und seiner Erzieherin weis gemacht habe, er sei der Vater. Kein andrer Mensch als diese beiden wollten um diese Zeit den Vater gesehen haben. Auf der Polizei wußte man nichts von seiner Anwesenheit. Darum gestanden sich die in der Villa Meyer, daß man zu hastig gegen Sophie verfahren sei und sich damit jede genauere Beurteilung des Vorfalls selbst abgeschnitten habe.

Heribert ärgerte sich über die Vorwürfe, die er wieder einmal von Frau und Tochter einstecken mußte. Noch mehr aber ärgerte er sich über die neue Gouvernante, die in seinem Hause gerade am Polterabend aus Genf eintraf. Ein reizloses Frauenzimmer, einem maskierten Wachtmeister vergleichbar, das bereits bei den Antipoden pädagogisch gewirkt hatte, über den mäßigen Zauber, welchen ihre Erscheinung, besonders beim ersten Auftreten, auf ihre Umgebung ausübte, sich kaum einer Täuschung hingab und wohl aus diesem Grunde nicht sehr friedfertig und freundlich in die Welt sah.

Auch Emma und Hermione zeigten sich nicht sehr erbaut von dem neuen Hausgenossen, obwohl seine Erscheinung genau dem Bilde einer streitbaren Hüterin entsprach, welches sie vor vierzehn Tagen dem Vorstande der Agentur für Schweizergouvernanten entworfen hatten.

Am allerwenigsten wollte sich Frau Näppfgen mit dieser Nachfolgerin Sophiens befreunden. Sie nahm kein Blatt vor den Mund und erklärte es geradezu für unbegreiflich, wie man ein so zartes Pflänzchen in so rauhe Hände legen mochte. Aber, meinte sie mit bedenklichem Zwinkern ihrer Augenlider, wenn die Hochzeitsglocken läuteten, verlöre manche Braut ihr gesundes Urteil, selbst wenn sie dieselben nicht zum erstenmal im Leben läuten hörte. Die erboste Spreewälderin hätte noch mehr gesagt, wenn sich Ohren gefunden hätten, ihr zuzuhören. Aber seit der schöne Junimorgen angebrochen war, an dem Horst seine Braut zum Altar führen sollte, stand der geschwätzigen Wendin kein Mensch mehr Rede. Jeder vom Gesinde hatte den Kopf voll andrer Gedanken und die Hände voll Arbeit, und daß die Herrschaften heute sich nicht um eine ausgediente Amme kümmerten, das verstand sich von selber.

Konnte man doch heute kaum mit dem Kinde viel Wesens machen, geschweige gar mit der alten Hede! Erna stand, in blendend Weiß gekleidet, ein breites himmelblaues Band aus schwerer Seide wie eine Schärpe umgeschlungen, mit dem verdutzten, fragenden, fast ängstlichen Gesicht heute jedermann im Wege. Stand sie doch da wie ein mit Spitzen verzierter lebendiger Vorwurf auf zwei halbnackten Beinchen. Der eine schob sie dort, der andre da zur Seite. Die Mutter selbst konnte sie — nur heute, gewiß nur in dieser Stunde vor der Trauung — nicht ganz ohne Verlegenheit betrachten. Und die Gäste — Festgäste sind eben auch Menschen, und Menschen sind manchmal recht boshaft — raunten sich wohl eine halblaute spöttische Bemerkung in die Ohren, während sie das kleine, aus einer frühern Ehe übergebliebene Ding mit verzwickten Augen, mit verkniffenem Lächeln von der Seite begafften.

So was konnte Frau Näppfgen nicht wenig entrüsten! Es war nicht mit anzusehen! Und dazu mußte man noch den Mund halten!

Nach reiflicher Erwägung hatte der Familienrat beschlossen, daß Klein-Erna der kirchlichen Feier nicht beiwohnen sollte. Das Kind verstand ja doch nichts davon; sein Vater war noch am Leben; und die Leute sind gar so moquant! Warum ihnen Gelegenheit geben u. s. w.

Sowie die glänzende Gesellschaft vollzählig versammelt war, wurden köstliche Erfrischungen herumgereicht. Erna durfte der guten Mama nochmals die Hand küssen, dann mußte sie Frau Hedwig zu ihrer neuen Gouvernante hinaufführen, während eine Karosse nach der andern mit ihren geschmückten Insassen nach der Kirche rollte.

Wie sie die Räder über die Steinfliesen der Einfahrt davonrasseln hörte, ließ Hedwig ihrer üblen Laune die Zügel schießen. „O du armes Kind," sagte sie seufzend, man wußte nicht, ob vor Gram, oder weil ihr das Treppensteigen sauer wurde. „Wenn das dein Papa wüßte!"

Erna blieb recht verwundert stehen. Ihr Gehirnchen begriff den Zusammenhang der Dinge nicht recht und begriff vor allem nicht, warum sein Papa nicht bei der ganzen Unterhaltung dabei war. Es empfand jetzt nur freudige Ueberraschung darüber, daß ihre Hedwig, die sonst, sobald ihr eine Frage nach dem Vater entschlüpfte, sich bitterbös stellte, jetzt selber seinen Namen nannte. Und verwundert, aber ohne Scheu versetzte sie: „Weiß er's denn nicht?"

„Frage nicht so dumm!" gab die Amme zur Antwort.

Das Kleine aber ließ sich nicht schrecken und machte seinem denn doch gepreßten Herzchen Luft, indem es weiter fragte: „Gelt, Hede, ich hab' einen recht guten Papa?"

„Ach, nur einen allzuguten! Ich kann ein Lied davon singen! Wenn er so gescheit wäre, wie er gut ist, käm' er und nähme dich mit. Aber so . .!"

Das Kind blieb mit offenem Mund auf dem Treppenkopf stehen und starrte die Redende an. Und nach einer Weile lachte es mit dem ganzen Gesicht; ob aus dem Grunde, weil ihm der Gedanke schmeichelte, von seinem Papa ausgeführt zu werden, oder weil die Wendin in ihrem Aerger, zu viel gesagt zu haben, eine so komische Miene machte, wer weiß es!

Frau Näppfgen aber wollte sich nicht weiter verplappern, stieß die Thüre des Zimmers auf, in welchem die neue Gouvernante aus einer riesigen graulackierten Truhe ihre Habseligkeiten auspackte, schob Erna hinein, warf einen verächtlichen Blick auf die Fremde und rief: „Da haben Sie Ihren Zögling! Geben Sie gut acht darauf!"

Die Schweizerin, die wenig deutsch verstand und aus dieser Unvollkommenheit durch den Dialekt der Niederlausitz nicht gefördert wurde, gab eine französische Antwort, während Hedwig Näppfgen die Thüre schon wieder von draußen zumachte und sich anschickte, nach der Küche hinabzusteigen, ob sie da was zu helfen fände, denn vor dem üppigen Schmause wollte sie das Haus nicht verlassen. Das stand fest.

Erna war nicht gern mit der ungefügen Person allein, wenn schon das Kramen derselben in allerhand Sachen ihre kindliche Neugierde erregte. Dadurch kreuzte sie aber nun wieder den Ordnungssinn der gerechten Genferin, die es überdies auch nicht liebte, daß ihr eins unverwandt auf die breiten roten Hände sah.

Kurz angebunden und derb, wie sie war, nahm sie Kleinchen am Flügel und führte sie mit den Worten vor die Kammerthüre: „Du störst mich heute hier, mein Baby. Sobald ich in Ordnung bin, will ich mich dir widmen; heute mag deine Amme noch die Wache bei dir halten und für dich sorgen, wie sie es gewohnt ist. Geh zu ihr hinab! . . . Hé là bas! Frau Hedwig, nehmen Sie das Kind wieder zu sich!“ fügte sie auf dem Treppenkopf stehend in mühsamem Deutsch hinzu, da sie die Tritte der andern noch unten auf den Stufen zu hören wähnte.

Dann schloß sie sich in der Kammer, die erst jüngst Sophie verlassen hatte, ein, um nicht weiter gestört zu werden, derweilen Erna auf ihren drallen Beinchen geschickt und, ihrer Kunstfertigkeit bewußt, gravitätisch die Stufen hinabturnte.

Frau Näppfgen vernahm wohl noch den Ruf der Genferin, hatte aber wenig Lust, sich daran zu kehren, was die da ihr nachwelschen mochte. Wie sie jedoch das umständliche Stapfen der bekannten Beinchen über sich hörte, da hielt sie denn doch still in dem tröstlich-gehässigen Gedanken: Das erachten diese albernen reichen Leute nun für zuverlässiger als unsereinen und zahlen ihm das Drei- und Vierfache an Gehalt!

„Was willst du denn, mein Herzblatt?“ fragte sie das Kind, als dies endlich unten angelangt war.

„Ich soll bei dir bleiben, hat das Fräulein gesagt. Ich störe sie.“

„Das verdingt sich zu Kindern und wird durch Kinder gestört!“ rief Hedwig und sah ihren gediehenen Säugling verständnisinnig an. Erna erschien ihr heute so ganz anders als vordem, erschien ihr so ganz bejammernswert. „Also komm in den Garten!“ sagte sie mitleidig, reichte der Kleinen die Hand und führte sie ins Freie, wo hinter den zierlich geschwungenen, grünüberwucherten Stäben des schmiedeeisernen Geländers Magnolien- und Azaleenbäumchen in herrlichen Blüten standen. Vor dem Geländer wucherte wilder Wein so dicht, daß man von der Straße nicht viel gewahrte. Die Spatzen plauderten leidenschaftlich drauf los, als hätten sie sich eine merkwürdige Geschichte zu verraten, und von fern tönte ein unbestimmter Klang, den die Spreewälderin in ihrer trüben Stimmung für eine Kirchenglocke nahm.

Jetzt wechseln die vielleicht eben die Ringe, dachte sie sich, und das arme Ding da hat einen Stiefvater, und was für einen, derweil der richtige — daß Gott erbarm ...

„Hede! . . Alte Hede, pst! pst!" ließ sich in diesem Augenblick eine Stimme vernehmen, die von der Straße her durch das dichte Laub des wilden Weins drang. Die Stimme klang wie aus Frau Näppfgens Gedanken heraus, und sie erkannte sie beim allerersten Ton. Doch blieb sie, starr vor Erstaunen, wie angewurzelt stehen. Da klang es wieder: „Frau Hedwig! Kommen Sie hierher!"

Das Laub zitterte. Die breiten, grünen Blätter wurden an einer Stelle bewegt und beiseite geschoben. Eine Hand wurde sichtbar und nun der Teil eines Gesichts und nun das ganze.

„Papa! Da ist Papa!" rief Erna jauchzend, riß sich von Hedwig los und stürmte über die Beete weg ans Gitter.

Die Wendin guckte sich erst vorsichtig nach allen Seiten um. Dann war sie mit drei Sprüngen dem Kinde nachgeeilt und rief leise, doch mit ungeheuchelter Freude: „Grüß Gott, Herr Leichtfuß, sind Sie endlich da?!"

„Endlich? Ja, endlich!" Robert schien über dies Wort, welches ihn die Bereitwilligkeit seiner alten Dienerin mehr als ahnen ließ, sehr erheitert. Er lachte und sagte dann: „Du kannst dir denken, Hede, warum ich hier bin! Ich mag mein Kind nicht länger missen, will es diesen Leuten nicht länger lassen. Willst du mir behilflich sein? Dann sag' es kurz!"

„Aber, Herr Leichtfuß, um Gotteswillen! Was denken Sie von mir?!"

„Entscheide dich rasch! Willst du oder willst du nicht?"

Die Hand, welche vorhin zuerst zwischen den grünen Blättern erschienen war, zeigte sich jetzt wieder, aber sie hielt zwei Hundertmarkscheine ziemlich sichtbar zwischen den Fingern.

„Ich will, weil Sie ja doch der Vater sind, und Gott ein Einsehen hat! ... Wenn nur nicht der Portier gerade ..." sie schaute sich bedenklich nach der Seite um, von wo sie Störung argwöhnte. Aber vom Hause her regte sich nichts. Dann trat sie, ihren Rock mit der einen Hand schürzend, über das letzte Beet, das sie noch vom Gitter trennte, und griff mit der andern nach dem Gelde, um dasselbe sofort mit den Fingern zusammenzuknäueln und dann mit hurtigem Griff und Ruck in ihren rechten Strumpf zu schieben.

„Ist denn niemand auf der Straße?" fragte sie leise.

„Drüben ein paar Spaziergänger, dort unten noch ein paar. Keiner, der unser achten würde, und in der nächsten

Nähe gerade niemand. Sonntägliche Stille ringsum, aber nicht lang mehr. Ich kann hier, ohne aufzufallen, nicht zögern. Reiche mir Erna über das Geländer! Rasch . . . oder . . .!"

„Willst du denn auch zu deinem Papa, Erna?" fragte die Wendin jetzt, herabgebückt zu Erna, wie wenn sie damit ihr Gewissen entlastete, wenn das unmündige Wesen „Ja" sagte.

Und dieses sagte „Ja," laut, jubelnd und ungestüm, und es zappelte dabei mit Händchen und Füßchen.

Ein paar junge Burschen, die just des Weges vorbeikamen, lachten, wie sie ein juchheiendes Kind von zwei derben Armen in Weibsärmeln über das grünumblühte Eisengitter gehoben und dasselbe draußen von einem blonden Mann in Empfang genommen sahen, den es sofort mit klammernden Fäustchen um den Hals faßte und abküßte. Sie hielten's für Späße, die sich müßige Leute machen, und sie dachten nicht an Gewalt.

„Wenn Sie sich's getrauen, verziehen Sie noch ein paar Minuten!" flüsterte nun die Spreewälderin. „Mir schwante so was dergleichen schon lang. Und ich bin eine vorsorgliche Person gewesen mein Lebtag."

Sie huschte rechts an den Hecken neben der Villa hin, um nach dem hinteren Eingang zu gelangen, der dem kleinen Stallgebäude gegenüberlag. Das Höfchen war wie ausgestorben, denn was an Dienstleuten noch im Hause sich befand, wurde eben in der Küche beschäftigt.

Sie blieb nur drei Minuten weg; aber dem Wartenden mit dem Kind auf dem Arm dehnte sich die Spanne Zeit. Er horchte auf fernes Wagenrasseln, er sah sich gespannt nach rechts und links um. Wenn jetzt die Hochzeit von der Kirche zurückkam — lang konnt' es nicht mehr währen, jeden Augenblick war die Heimkehr der Glücklichen zu gewärtigen — dann war der ganze Anschlag vereitelt, der bis jetzt so über alles Erwarten gelang. . . . Warum auch noch dies Gelingen aufs Spiel setzen? . . . Was konnte ihm Hedwig noch bieten, da er alles, wonach ihn verlangte, da er sein Kind schon auf den Händen trug? . . . Am Ende ging sie hin, nun das Geld unter ihrem Strumpfband geborgen war, und verriet ihn und holte sich Leute, die ihm sein Kleinod wieder abnahmen! Gutwillig gab er's nicht wieder her. . . . Aber wenn zu gleicher Zeit die andern kamen . . . wenn sie ihn niederschlugen und der Polizei überlieferten, was war dabei zu gewinnen? . . Leichtsinniger Thor, fort, fort, fort! . . .

Und doch blieb Robert stehen und fühlte gerade die wachsende Gefahr, alles noch einmal aufs Spiel gesetzt zu haben

und sich dessen in einer Minute vordoppelten Herzschlags vollauf bewußt zu sein, wie einen Kitzel, der ihn lachen machte.

Da war Hedwig zurück. Mit lautlosen Sprüngen, wie auf Katzenpfoten, hüpfte sie auf den bloßen blauen Strümpfen über gelben Kies und grünes Gras, und da steckte sie Robert ein Strohhütchen und ein mit vielen Stecknadeln wohlgeschlossenes Bündel durch die Gitterstäbe mit den Worten: „Hier drinn ein andres Kleid, und was so eine Göre an Wäsche für den Notfall braucht. Sie sind keiner, der an alles denkt, und mit einem Kindchen werden Sie wohl erst wieder umzugehen lernen müssen. Ich hatte für alle Fälle vorgesehen. Schön Dank noch einmal fürs Empfangene und nun recht rasch, Herr Leichtfuß!"

Robert mußte in seiner Aufregung noch einmal lachen, wie ihn alle in diesem Hause wegen seines Leichtsinns mehr oder weniger zu bemuttern gewohnt waren. Selbst die Amme seines Kindes ... und selbst in solch einem Augenblick.

Indessen, unrecht hatte sie nicht gehabt! Er hatte für das Kind, das er entführen wollte, so wenig etwas mitgenommen, wie für sich; nur bar Geld hatte er in der Tasche und den Gedanken im Kopf, daß man für bar Geld sich überall alles kaufen könnte, was man brauchte. Das wichtigste für ihn war nur, sein Kind in Sicherheit zu bringen.

Er war gleich vom Gitter weg über Bürgersteig und Fahrstraße ins Gehölz hinein gesprungen und schritt dort, um nicht verdächtig zu werden, mit mäßiger Eile dahin. Das Herz hämmerte ihm so heftig unter dem Hemde, daß das Linnen über seiner Brust zitterte. Noch behielt er die Fahrstraße im Auge, obschon sie von den Bäumen mit ihrem strotzenden Grün bei jedem Schritt mehr und mehr verschleiert wurde. Nur wenn er rasch einen Wagen fand, vermochte er sich und das Kind in Sicherheit zu bringen. Hier im Tiergarten konnten ihm unter jedem Baume Bekannte begegnen, die aus Freundschaft für seine Frau ihn anhielten, ihm Schwierigkeiten bereiteten, ihn verfolgen ließen. Und wenn sie bloß aus Neugier oder Klatschsucht ihn verzögerten, jetzt war jede Minute kostbar und jede Minute gefährlich. An einem schönen Sommersonntag war in Berlin bald alle Welt auf den Beinen im Freien. Wie leicht käme ihm ein Bekannter in die Quere.

Auch war er sicher, daß Heribert und Emma, sobald sie das Verschwinden Ernas bemerkten, sofort die Polizei in Bewegung setzten und jedenfalls die Bahnhöfe durch zuverlässige Leute beobachten ließen, damit man ihn abfinge, ehe er mit seiner süßen Beute das Weite gewänne. Darum nur rasch einen Wagen finden! Einen Wagen!

Jetzt freilich ließen Pferdegetrampel und Rädergerassel sich von der Straße her vernehmen. Er hielt inne, stellte das Kind an die Erde und bückte sich, um besser unter den Zweigen durchspähen zu können.

Drüben auf dem Fahrdamm trottete in ungewöhnlicher Eile eine offene Droschke vorbei. Ein einzelner Herr saß darin, im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, den Hut in der Hand, und trocknete sich mit einem weißen Taschentuch das feuerrote Gesicht und die breite Glatze.

Robert erkannte seinen Schwiegervater, der den andern Hochzeitsgästen voraus so schleunig wie möglich nach Hause zu kommen trachtete. Warum? ... War ihm in der Kirche unwohl geworden? Vom Verschwinden seiner Enkelin konnte er doch noch keine Nachricht erhalten haben? Oder trieb ihn Angst und Ahnung heim, weil ein geheimnisvoller Sinn ihm ansagte, daß etwas geschehen sei, dessen ärgerliche Folgen nur durch sein sofortiges Dazwischentreten abzuwenden seien? ... Wer konnt' es wissen!

Robert hatte gemeint, an einem Sonntagvormittag müss' es im Tiergarten von Gefährten wimmeln. Aber die Droschke, in der Heribert fuhr, war die einzige, die in der Nähe sichtbar geworden war.

Dabei fiel ihm auf, daß sein Schwiegervater statt im eigenen Wagen in einer Mietskutsche fuhr. Er hatte sich also nicht Zeit genommen, seine Frau zu erwarten, sondern war Knall und Fall, sowie die heilige Handlung beendet gewesen, in den ersten besten Karren gesprungen ... er hatte es also sehr eilig ...

Und die heilige Handlung war jetzt entschieden vorbei, die Ringe gewechselt, der Segen gesprochen, und dies Kind hatte einen Stiefvater! ... Bei Lebzeiten des leiblichen Vaters! Einen Stiefvater, der nach dem sauberen Spruch des Gerichts sich das Recht einbilden konnte, Robert seine Tochter von der Hand zu nehmen und ihm zu sagen: Ich verbiete Ihnen, mit ihr zu reden!

Er stampfte mit dem Fuß in die welken Blätter, die, Abfall vom vorigen Jahr, in glitscherigen Haufen hier die Erde bedeckten, und er horchte, ob nun die andren Wagen hinter dem ersten Gefährte nacheinander erscheinen würden ... aber nein, von der Stadtseite her ward kein Räderlärm vernehmbar, dagegen von der andern, wohin sich das Klappern der Droschke Heriberts verloren hatte, ganz ähnliches Geräusch wieder stetig anwuchs.

Zögern half nichts. Ein jäher Entschluß: Gewinnen oder Verlieren! und Leichtfuß trat mit dem Kind an der Hand unter den Bäumen geradeswegs durch das Gras auf den Reitweg hinaus, daneben die Fahrstraße hinlief.

Es war dieselbe Kutsche, die vor drei oder vier Minuten seinen Schwiegervater vorbeigetragen hatte. Sie kehrte leer mit langsamer trabendem Gaul zurück.

Robert rief den Kutscher an, versprach ihm doppelten Fahrpreis, wenn er noch vor Abfahrt des nächsten Zuges ihn auf dem Lehrter Bahnhof absetze, wo, wie er vorgab, bereits ungeduldige Gesellschaft zu einer Landpartie seiner wartete.

Der Droschkenlenker zog die Uhr, sagte ja und mit lachendem Wink nach dem Paket unter Roberts Arm rief er dem Einsteigenden zu: „Da hat Sie wohl Mutter mit Stullen versorgt für die Landpartie!“

„Kann schon sein!“ antwortete der Vater, dem gar nicht scherzhaft zu Mute war, der aber doch also thun und lächeln mußte.

Dafür legte sich der Gaul aber jetzt auch stramm ins Geschirr, und das Wägelchen flog, als gält' es ein Trabrennen zu gewinnen, die sonnige Tiergartenstraße hinab.

Es war Robert zu Mut, als hört' er hinter sich schreien. Er wandte sich um, und nun meint' er dort hinten, etwa in der Höhe von Heriberts Villa, durch den blendenden Schleier des sonnig glitzernden Staubes, den die rollenden Räder hinter sich aufwirbelten, mitten auf dem Damm einen schwarzgekleideten Mann zu sehen, der mit allen Vieren zappelte, mit den Armen Zeichen machte, und mit den Beinen weit ausgriff, als rief' er, das Gefährt aufzuhalten, als lief' er dem Fliehenden nach ...

Robert kniff die Lider herab, um schärfer zu sehen. Kein Zweifel, das war Heribert Meyer, aber die Gestalt wurde hinter dem schwindenden Weg kleiner und kleiner mit jeder Sekunde ...

Wie aber, wenn der Kommerzienrat ein anders Fuhrwerk fand, ein schnelleres, das diesen Einspänner überholte? ...

„Kutscher, wir kommen zu spät!“ mahnte Robert mit der Uhr in der Hand.

„Keine Sorge!“ antwortete der Mann auf dem Bock und gab sich keinerlei Mühe, den wackeren Braunen zu noch größerer Eile anzutreiben, während Robert zu seinem Verdruß still an sich halten mußte, um nicht ärgere Ungeduld zu verraten und dadurch einen Argwohn zu erregen, der im Fall der Verfolgung leichter auf seine Spur lenken konnte. Und dabei machte es ihm doch wieder Spaß, daß Heribert Meyer selber ihm das Gefährt zur Flucht in die Tiergartenstraße hatte bringen müssen.

Der Wagen bog nun in die Siegesallee ein. Aber während er die Wendung vollführte, wies der Kutscher mit ausgestreckter Peitsche in die hochgewölbte laubenartige Kastanienallee der Bellevuestraße hinab, unter deren prachtvollen Bäumen eine

lange Wagenreihe sichtbar wurde. An den weißen Leitseilen des vordersten Gespanns konnte jedermann erkennen, daß es ein Brautwagen sei.

„Hochzeit!“ sagte der Droschkenkutscher, sich halbseitig zu seinem Fahrgast kehrend. „Feine Leute! Eklig fein!“

Robert drückte sein Kind an sich, betrachtete es mit inniger Liebe und bückte sich tief zu ihm herab, um es zu küssen, während sein Fuhrwerk die Kurve beschrieb. Rasselnd und stampfend hinter seinem Rücken rollten in langer Reihe Braut und Bräutigam und sämtliche Hochzeitsgäste die sonnenbeglänzte Tiergartenstraße hinauf vor die Villa Meyer.

Peinliches Uebelbefinden, Schwindel und Herzbeklemmungen hatten Heribert Meyer vor den andern Hochzeitsgästen aus der Kirche gejagt, sobald es nur irgend anging, sich zu entfernen, ohne mehr als den Zunächstsitzenden aufzufallen. Er versicherte nachher, eine schreckliche Ahnung habe ihn nach Hause getrieben. Er betrachtete sich darum in späteren Mußestunden manchmal selbst als einen mit einem sechsten Sinn bevorzugten Sterblichen. In Wahrheit hatte er damals durchaus nicht an Erna gedacht und die „unsagbare Angst“, mit der er nachher vor seinen Zuhörern zu prahlen pflegte, war nichts als die natürliche Folge von Zirkulationsstörungen in seinen Adern, die an jenem Sonntage sich nicht zum erstenmale bei dem apoplektischen Manne meldeten.

Stöhnend vor innerer Glut, aber arglosen Gemüts war er aus seiner Droschke gekrochen. Aufatmend stützte er die Hand an die Mauer seines Hauses, eh' er die Klingel zog, und schaute dabei durch das nächste Fenster in die im Souterrain befindliche Küche hinab, darin ein Koch, zwei Köchinnen und etliche Hilfsarbeiterinnen, welche zu diesem Zweck besonders gemietet waren, das opulente Dejeuner dinatoire mit aller Emsigkeit vorbereiteten.

Der Anblick that seinem gepreßten Herzen wohl, und er verweilte gern einige Minuten vor dem offenen Küchenfenster, daraus köstlicher Duft von Würzen und Braten in seine Nasenlöcher drang, während sich das Klirren der Schöpflöffel an den Kesseln, das Wippen des Wiegemessers auf dem Hackbrett, das Knistern und Knallen des Feuers unter den Bratöfen zur schönsten Musik von der Welt vereinigten.

Die emsigste unter den Mägden war eben doch seine alte Hede! Sie saß da am Fenster, eine mächtige irdene Schüssel zwischen den Knieen, und schälte Erdäpfel. Das Messer warf im Wiederschein der Sonne Blitze und die Arbeit flog der

tüchtigen Frau nur so von der Hand. Ja, wer immer von solchen Leuten bedient würde! Aber ach! . . .

Jetzt erst fiel dem prustenden Geheimenrat ein, daß er bei der Abfahrt zur Kirche sein Enkelchen an der Hand der alten Amme gesehen hatte.

„Wo hast du denn Erna gelassen, Hede?“ fragte er hinab.

Und die Schornsteinfegermeisterin sandte mit der unbefangensten Miene von der Welt die Antwort zu ihm empor: „Ich habe sie gleich, wie befohlen, zu ihrer neuen Gouvernante hinaufgebracht. Die beiden werden wohl noch oben sein, denn die Mamsell kramte ihre sieben Sachen aus, was das Kleinchen gar sehr zu interessieren schien.“

Heribert schlappte ins Haus hinein. Die Kühle, die ihn im Flur empfing, that ihm wohl. Er drückte an die elektrische Klingel und fragte dann durchs Sprachrohr nach der Gouvernante. Diese meldete sich von oben. Aber auf die zweite Frage, ob Erna zu erscheinen bereit und an ihrem Putz nichts verdorben, nichts verschoben sei, antwortete die Schweizerin kurz und bestimmt, daß sie das Kind seit einer Stunde nicht gesehen und seit anderthalb Stunden ihre Stube nicht verlassen habe.

Nun ging's drunter und drüber, bis es an den Tag kam, daß Erna im ganzen Hause nicht zu finden sei. Heribert lief auf die Straße hinaus, fragte die Leute, die des Weges gingen, ob sie kein Kind gesehen hätten, kein Kind in weißem Spitzenkleidchen mit einer breiten blauen Seidenschärpe. Kein Mensch hatte etwas dergleichen gesehen; d. h. ja doch, der eine ein solches vor einer Stunde auf dem Dönhofsplatz und der andre gestern beim Sternecker in Weißensee. Der Kommerzienrat fluchte über die Tölpel, lief in den Tiergarten hinein, suchte die Bosketts ab, fragte ein Liebespaar, das im Schatten mit verschlungenen Händen sehr dicht nebeneinander auf einer Bank saß. All umsonst. Weit konnte Erna noch nicht gelaufen sein. Wäre sie außer Haus gegangen, müßte der Portier, müßten die Leute in der Küche sie gesehen haben. Ja, Frau Näppfgen beteuerte mit aller Bestimmtheit, daß Erna nicht auf die Straße gegangen sein könnte, denn sie habe die Thüre des Gartengeländers nicht aus dem Auge verloren, hätte auch die Angeln knarren hören müssen, das Kind hätte sonach ganz unmöglich unbemerkt fortwatscheln können. So etwas wäre auch ganz und gar nicht in des Kindes Art und Gewohnheit, und überdies war es gar nicht im stande, mit seiner geringen Kraft die so schwer in ihren Angeln sich drehende schmiedeeiserne Gitterthüre allein zu bewegen.

Daß aber kein Fremder sie bewegt habe, darauf schworen

sämtliche Menschen in Küche und Portierstube jeden gewollten Eid. Seit die Herrschaften zur Kirche gefahren seien, habe nichts Lebendiges sich im Vorgarten oder gar im Hause gezeigt.

Erna mußte also noch im Hause sein. Man fing an zu suchen. Die neue Gouvernante lernte den Herrn Geheimen Kommerzienrat gleich von seinen gröbsten Seiten kennen. Sie antwortete in einer Weise, die ihrer äußeren Erscheinung entsprach. Heribert stieg wieder das Blut zu Gehirn, und er sah aus wie ein Truthahn, der bersten will.

Da kamen die Wagen angerollt. Man mußte ein freundliches, ein sorgloses Gesicht machen. Noch dachte Heribert nicht gern an eine Entführung des Kindes, denn er hatte sich in den letzten Wochen mehr und mehr in die falsche Vorstellung verrannt, Sophie habe sich von einem Spaßvogel foppen lassen, und Robert sei, nach wie vor, weit weg. Man suchte im Haus, in den Wirtschaftsgebäuden, auf dem Boden, im Keller, überall und überall! Darüber verging die beste Zeit zur Verfolgung.

Man mußte sich zu Tische setzen. Es war vorausbestimmt worden, daß das kaum fünfjährige Kind an der langdauernden Mahlzeit nicht teilnehmen werde. Nur zur Begrüßung der Gäste, zur Beglückwünschung der Mutter sollte sie für einen zärtlichen Augenblick erscheinen. Aber im Trubel so vieler und umständlicher Beglückwünschungen, in Betrachtung der reichen Hochzeitsgeschenke, in der Freude, sich endlich am so heiß ersehnten Ziele zu wissen, vergaßen Mutter und Großmutter nach dem kleinen Wesen zu fragen, mochten sich auch in ihrer Erregung und Zerstreutheit einbilden, sie hätten es schon wie vor, so nach der Trauung gesehen.

Nur der Brautvater saß da in steigender Angst, während er zwischen zwei hochadeligen Nachbarinnen das Licht seiner weltmännischen Konversation leuchten lassen sollte, und es ward immer finsterer in und um ihn her, und die fruchtlos aufgehäuften Teller wurden einer nach dem andern vor ihm weggenommen, ohne daß er dem köstlichsten seiner Festmahle nur entfernt nach sonstiger Lust zugesprochen hätte.

Er rief sich bald diesen, bald jenen der aufwartenden Lakaien herbei, schickte ihn hinauf, zu fragen, ob Erna noch nicht gefunden sei, und als die Antwort immer dieselbe blieb, meinte er jedesmal vom Stuhle sinken zu müssen. Der Schweiß rann über die purpurne Stirn. Er goß wider Gewohnheit ein Glas Champagner nach dem andern hinunter, um sich den beiden pergamentfarbenen Stiftsdamen gegenüber Fassung und Laune zu geben. Am Ende erzählte er ihnen doch, warum er so außer sich sei, dabei löste ihm der Wein nicht nur die Zunge,

sondern drückte auch auf die Thränendrüsen, und die alten Weiber kriegten mehr zu hören, als sie anging und ihnen lieb war.

Da sie ihm unisono den Rat gaben, ungesäumt die Polizei in Bewegung zu setzen, konnt' er den Mitfühlenden wenigstens die Beruhigung geben, daß er dies durch seinen zuverlässigen Prokuristen, dem einzigen seiner Geschäftsleute, der an dieser feinen Gesellschaft hatte teilnehmen dürfen, besorgt habe und zwar schon vor einer Stunde, gleich nachdem der Hummer à la bordelaise herumgereicht worden war. ... Aber freilich Erfolg hätte dieser Schritt bis jetzt nicht gehabt, der Polizeiwachtmeister, sogar einen recht unziemlichen Witz, eine banale Anspielung auf den Widerspruch gemacht, daß man am Hochzeitstage doch für gewöhnlich keine Kinder zu verlieren pflegte — die beiden Stiftsdamen blickten, im Innersten empört, jede zu einer andern Seite von dem Schwatzenden weg — dennoch müsse man hoffen ... die Berliner Polizei sei vorzüglich. ... Aber die arme Mutter ... wenn man sie so sicher, so wonnevoll, so glückstrahlend da vor sich sitzen sähe, an der Seite des gleichfalls glückstrahlenden Barons, der das Kind auch so sehr liebe ... ja wohl, gewiß! er liebe es sehr ... die Haut könnte einem schaudern, und das Gewissen frage, solle man, dürfe man die ahnungslose Frau mit einem Wort aus allen Himmeln herab in das Bewußtsein solchen Verlustes stürzen? Es könne ihr Tod sein! Und dabei müsse doch bedacht werden, daß man sie vielleicht mit nur blindem Lärm töten könne, daß das Kind sich doch nur irgendwo im Hause verkrochen, oder aber gar nicht weit verlaufen habe. Und selbst im schlimmsten Fall werde das Schätzchen von der tausendarmigen, alle Schlupfwinkel im Nu durchspähenden Amtsgewalt aller Wahrscheinlichkeit früher wieder zur Stelle geschafft sein, als man sich von der Tafel erhöbe. Gott geb's!

Die pergamentenen Tanten Horsts erkundigten sich nun danach, ob dem mutmaßlichen Räuber — wer anders als der Mann erster Ehe hatte ein Interesse daran, sich des kleinen Kindes zu bemächtigen — etwa zuzutrauen wäre, daß er, um seine frühere Frau zu kränken, seinem Fleisch und Blut Leids anthäte.

Aber nein! Das wäre mit nichten zu fürchten. Wenn Robert Leichtfuß in den Augen Heribert Meyers auch ein ganz nichtswürdiger Geselle war und nichtswürdiger als dieser den ehrwürdigen Tanten an seiner Seite darlegen konnte, dem Kinde that er nichts! In das Kind war er vernarrt!

Na dann! meinten die Tanten, dann hätt's auch keine Gefahr, und man könnte ruhigen Herzens weiterspeisen. Fürs übrige werde Horst schon sorgen!

Heribert war zu Mut, wie wenn sich ihm die Haare hinter seiner Glatze sträubten. Er sah bald die hochgeborne Tante rechts, dann die noch höher geborne Tante links mit staunenden Augen an. Sie nickten einander zu und stießen mit den Champagnerkelchen an und tranken aus bis auf die Neige, wie ein paar Wachtmeister . . . waren sie bespitzt? Machten sie sich über ihn lustig? Jetzt gingen sie gar im Kreise vor ihm auf und nieder. Die ganze Tafel drehte sich im Kreise, und dabei hielt einer der Gäste einen entsetzlich langen Trinkspruch. Die lauten Worte prasselten an Heriberts Trommelfell wie Regen an verschlossene Scheiben. Er hörte alle und verstand keines. Jetzt schrieen die Gäste zusammen. Es war Heribert, als hätt' er niemals im Leben solch unerträgliches Geräusch gehört. Und nun erhoben sie sich mit den Gläsern in Händen und schmunzelten und sahen ihn an, als wollten sie ihn auslachen. Und wieder dröhnten die Wände des Saales von den lauten Rufen. Heribert meinte, sie zerrissen ihm die Ohren, den Kopf und den Hals. Er griff in seine Krawatte. Er wollte sich auch, wie die andern Tischgenossen, erheben. Da zerbrach das Kelchglas in seiner Hand knapp über dem Stengel in zwei Teile; er wußte nicht, wie es zugegangen war. Aber der schrille Klang des Glases tönte in ihm nach, durch die Ohren, durch den ganzen Körper, wie wenn zu gleicher Zeit in seinem Innern eine allzu straff gespannte Saite zerrissen wäre. Er fühlte, wie er auf der rechten Seite des Gesichtes und von der linken Hand durch den Arm bis in die Schulter hinauf und die Brust hinab kalt, oh, ganz kalt und steif wurde. Er wollte schreien und konnte nicht. Er sah noch, wie eine Menge Gesichter sich vor seinen Augen drängten und ihn entsetzt anstarrten, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter . . . weg damit! . . . Luft! . . . Da rollte er von seinem Stuhl hinab unter den Tisch, einen Zipfel des Tischtuchs in seinen Sturz verwickelnd, daß berstendes Porzellan und zerklirrendes Glas mit splitternden Scherben seinen dumpfen Fall begleiteten.

Weiberstimmen kreischten auf, alle Stühle wurden gerückt, der Tafeldienst unterbrochen.

Die meisten meinten, der Herr Kommerzienrat habe zu tief ins Glas geguckt. Die beiden Tanten mit den pergamentenen Gesichtern sagten es sogar, denn seine letzten Reden wären anders nicht zu entschuldigen. Einige verständigere Leute jedoch schüttelten die Köpfe dazu. Das war nicht der Zustand und das Aussehen eines Trunkenen. „Ein Arzt! Ein Arzt!" Aber der Mann, der eben am andern Ende des Saals seine schöne Rede gehalten, war ja der Leibmedikus der ganzen Familie.

Ueber den Glückwünschen, die man ihm wegen seines geistreichen Toastes ausdrückte, merkte er zuletzt etwas davon, daß dort oben ein weit weniger erfreuliches Ereignis vorgefallen sei.

Sowie er nur Heribert Meyers Namen hörte, machte er eine sehr bedenkliche Miene, als habe er schon lang ein Unglück bei ihm befürchtet. Halb drängend, halb geschoben stand er endlich vor seinem alten Patienten und hob das kugelige Haupt, darum die weißlich grauen Haare vom Hinterkopf her in langen Strähnen, die sonst sorgfältig über die Glatze geklebt und gestrichen waren, unordentlich abstanden. Das eine Auge Heriberts war geschlossen, das andre sah den Arzt groß an, während die Diener sich bemühten, den schweren Körper vom Boden aufzuheben. Der Doktor gab leise den Befehl, den Kranken auf sein Zimmer zu tragen, und sagte noch leiser zu den nächststehenden der Freunde: „Ein leichter Schlaganfall ... ich folge dem Leidenden in sein Zimmer. ... Lassen sich die andern Herrschaften nicht stören."

Lassen Sie sich nicht stören! ist leicht gesagt. Sollte man sich wirklich noch einmal zu Tische setzen, nachdem der Aelteste der Familie wie ein Lebloser eben mit den Füßen voraus aus dem Speisesaale getragen worden war? ... Die Gesellschaft stand verlegen in kleinen Gruppen herum, man hielt sich noch für verpflichtet, bestürzte Gesichter zu schneiden und teilnahmsvolle Redensarten auszutauschen.

Frau Hermione war vorerst in der Vermutung, ihre stärkere Hälfte sei dem Wein unterlegen, über solche Blamage im eigenen Hause außer sich geraten. Nunmehr empfand sie es in ihrem spartanischen Sinn zwar wie eine Art Ehrenrettung, daß ihr Heribert in der Unvornehmheit nicht so weit gegangen war, sich bei der Hochzeit seiner Tochter zu bezechen, sondern durch ein ernsthafteres Uebel die abscheuliche Störung zu entschuldigen war; die Störung blieb aber doch sehr peinlich, denn sie mußte ebenso wie ihre beiden Töchter die Gäste um kurzen Urlaub bitten, um sich vor allem an das Bett des Kranken zu verfügen. Die beiden Schwiegersöhne folgten den drei Damen.

Es kehrten aber nur die beiden Schwiegersöhne des Geheimen Kommerzienrats und auch von diesen Horst viel später als sein Vetter zu den aufgescheuchten Festgenossen zurück. Denn als jene Vier durch das Vorzimmer gegen Heriberts Schlafgemach schritten, wurden sie durch die Anwesenheit eines Schutzmannes in Uniform überrascht, der stumm auf einem Stuhl saß und pflichtgemäß auf sie zu warten schien.

Er erhob sich nun auch sofort und mach . die Meldung, die

ihm von seinen Vorgesetzten aufgetragen worden, und die eigentlich für den Geheimenrat bestimmt war, daß man trotz eifriger Nachforschungen von dem Kinde noch keine Spur habe entdecken können.

„Von welchem Kinde?“ riefen drei von den fünf.

Nun wiederholte der Polizist kurz und trocken seinen Auftrag, und was er von dessen Veranlassung wußte. Emma schrie auf und packte mit beiden Händen Horsts Arm, als fürchtete sie umzusinken. Hermione that heftigeren Tones noch einige genauere Fragen an den Schutzmann und ließ, nachdem diese nur unvollständig beantwortet waren, ihre Kammerjungfer, den Portier, die neue Gouvernante und nach und nach sämtliche Dienerschaft zu sich befehlen, von denen allen sie aber über das rätselhafte Verschwinden ihres Enkelkindes auch nicht viel mehr Aufklärung erhalten konnte, als von dem Polizeisoldaten. Es schien denen nicht anders, als hätte Erna der Boden eingeschluckt.

Weder Emma noch ihre Mutter zweifelten eine Sekunde, daß es Robert sei, der sich des Kindes durch List oder Schmeichelei bemächtigt habe. Sie fragten sich nur, ob etwa Sophie dabei die Hände im Spiele gehabt. Doch das war unwahrscheinlich, denn von dieser war schon vor einer Woche ein Brief aus Lausanne gekommen, darin sie in kurzen Worten um ein Zeugnis über ihren Aufenthalt und ihre Leistungen im Hause der damaligen Frau Leichtfuß bat, weil sie im Begriff stand, sich anderweit zu verdingen und dazu eines solchen Papieres bedurfte.

Der erste Gang, welchen Horst von Wolkenfels als angetrauter Gatte zu machen hatte, war auf das nächste Polizeibüreau, damit er genauere Nachrichten mitbringe und die bestimmtesten Weisungen erlasse, auf daß nichts unversucht bleibe, was ohne skandalösen Lärm zu machen, geschehen könne, um dem Räuber das Kind wieder abzujagen. Seine Frau bestimmte ihn mit ihrem Flehen, Hermione ließ die nachdrücklichsten Worte fallen. Er meinte, man müsse vor allem vermeiden, sich lächerlich zu machen, und das fatale Zusammentreffen, daß in derselben Stunde, wo man die zweite Ehe schloß, das einzige Kind aus der ersten Ehe von seinem Vater kurzer Hand mitgenommen wurde, bot ... für jeden außerhalb der Familie stehenden, in der That viel Anregung zum Lachen. „Um so fataler für uns!“ schloß Horst mit Achselzucken.

Die drei Damen gaben ihm recht. „Nur keinen Skandal, der uns vor der boshaften Welt lächerlich macht!“

Darum ward auch Brigittens Gatte sofort zu den Gästen wieder hineingeschickt, um zu versichern, daß sich sein Schwiegervater bereits nach Wunsch erhole — obwohl er denselben weder

zu sehen bekommen, noch Nachricht von seinem Befinden erhalten hatte. Horst aber mußte nichts destoweniger, ja erst recht, um gegen alle Blamage in der Oeffentlichkeit Vorkehrungen zu treffen, in Person nach dem Revierpolizeibüreau in der Bendlerstraße und dem Lieutenant die genauesten Aufklärungen und Anweisungen erteilen. Um Gotteswillen, wenn die Sache in die Zeitungen käme und in jedem Salon, in jedem Klub, auf der Börse besprochen und bewitzelt würde! Hermione erklärte solch einen Skandal nicht überleben zu können. Ihr jüngster Schwiegersohn hatte unangenehm viel Mühe, die nervöse Frau notdürftig zu beruhigen.

Er faßte auch seine Mission an den Polizeilieutenant mehr in dem Sinne auf, daß die Familie vor allem öffentlichen Aergernis behütet bleibe, als in jenem andern, daß er sein Stiefkind um jeden Preis wieder in die Hände der beraubten Mutter liefern müsse.

Was war ihm Erna? Ein sehr unbequemes Wesen, das seine Gattin immerfort an alte Zeit und alte Liebe erinnerte, das, wie es nur einigermaßen zu Verstand käme, in ihm einen Feind, einen Eindringling und den Nebenbuhler des eigenen Vaters sähe, sich demgemäß zu ihm und seinen eigenen Kindern also gehässig und störend verhalten und endlich von dem Vermögen des alten Meyer so viel wie möglich für sich erraffen, also seine zukünftigen Kinder nach Kräften beeinträchtigen würde.

Und um diesen Störenfried wieder einzuheimsen, sollte Horst sich die Zunge wundreden und die Beine ablaufen? Mochte das liebe Kind doch ja bei seinem lieben Vater bleiben! Nur recht weit weg von Berlin und auf Nimmerwiedersehen! . . . „Und darum, liebster Herr Kamerad, nur ja keinen Skandal! Nur ja keinen falschen Eifer! Nur ja keinen Schritt, der vor der Zeit, da über die Geschichte Gras gewachsen sein wird, das Interesse der Oeffentlichkeit auf den für uns unangenehmen, aber keineswegs an sich unnatürlichen Vorgang lenke. Denn enfin, daß ein Kind beim Vater lebt, je n'y vois pas de mal! kommt in den besten Familien vor! Nur die Sentimentalität der Frauen und der Ruf des Hauses verlangen eben Schonung."

Unter das Dach des neuen Heims zurückgekehrt, wollte Horst zunächst seine Schwiegermutter und dann seinen Schwiegervater besuchen. Aber beides wurde nicht mehr gestattet. Den Zutritt zu Heribert verbot der Arzt, der für den Schwerkranken die äußerste Ruhe und Schonung verlangte. Dame Hermione war unsichtbar für jedermann und lag mit einer der vornehmsten und heftigsten Migränen darnieder. Seine Frau wand sich in einem Weinkrampf. Es war kein bräutlicher Anblick.

Das dachte Schwägerin Brigitte auch, darum sie ihm lieber hinüberzugehen riet, um vor den Gästen die Dehors aufrecht zu erhalten und die Ehre des gastlichen Hauses zu retten. Mit den beiden Frauen war jetzt ja doch nichts auszurichten, und Papa in den besten, in des Sanitätsrats erprobten Händen. „Also heitere dich auf, Horst, und laß dir vor den Gästen nichts merken!“

Die Damen waren nun zwar meist im Weggehen begriffen, sie harrten nur genauerer Kunde über das Befinden des lieben Patienten. Da nun die Aufschlüsse, welche Horst zu geben hatte, die allerberuhigendsten waren, so sagten sie aufatmend „Gott sei Dank!“ Jener entschuldigte noch Frau und Schwiegermama, daß sie sich zurückgezogen hätten. Aber das verstand sich ja von selbst! So ließen sich denn die einen bereden, wieder umzukehren, die andren, die älteren, und darunter auch die beiden Tanten mit den Pergamentgesichtern, beharrten zimperlich darauf, nicht stören zu wollen, und fuhren ab. Die Zurückgebliebenen vereinigten sich mit dem festen Willen, das unterbrochene Fest mit fröhlichem Eifer wieder fortzusetzen, und so kam noch eine ganz lustige Gesellschaft zu stande. Noch lange hörten die beiden Frauen in ihren Nervenschmerzen und der Arzt, der nicht vom Siechbette seines wohlhabendsten Patienten wich, das Knallen der Champagnerpfropfen, das Klingen der Gläser, Teller und Gabeln und das Stimmengeräusch heiter bewegter Menschen.

Der eine und andre Gast ward vielleicht ein wenig zu heiter, und Horst meinte, es allen Ernstes übel nehmen zu müssen, als einer seiner Vettern — natürlich ein noch unverheirateter — ein Glas mit den Worten leerte: „Du bist doch ein Glückspilz ohnegleichen! An einem Tage kriegst du deine angebetete Emma, wirst des verbummelten Malers störenden Wechselbalg los und dein Schwiegerpapa bestellt sich Extrapost, um gen Himmel zu fahren und dir die Schlüssel zu seinem eisernen Geldschrank zu lassen!“

Man mußte wirklich zwischen den beiden intervenieren. Na, Horst ließ sich beruhigen. Ein Duell auf dem eigenen Hochzeitsschmause kontrahieren, war ja Blödsinn. Und der Vetter hatte es ja nicht böse gemeint! Nein, gewiß nicht! Nur so aus alter Liebe zu seinem Horst so hingeplappert. Da umarmten sie sich wieder und stießen mit den Kelchen an, daß es krachte, und im Grunde dachte der eine genau so wie der andre. Wie hätt' es auch anders sein können!

Der gute Kommerzienrat hatte es aber mit seiner Himmelfahrt gar nicht so eilig. Er war nicht von den Stämmen, die auf einen Schlag fallen. Er erholte sich sogar rascher, als der Arzt vorausgesehen hatte; er gewann seine Sprache und zum

größten Teil auch die Beweglichkeit seiner linken Seite wieder. Nur das eine Auge und der eine Mundwinkel folgten nicht mehr so ganz dem andern, was seinem Gesicht ein böses, boshaftes Ansehen gab. Auch sein Gemüt hatte eine ähnliche Verschiebung erlitten, worunter weniger seine Frau, die sich allzeit vornehm zurückzuziehen verstand, als seine Schwiegersöhne, die empfindlich von ihm abhingen, zu leiden hatten. Er kriegte unerträgliche Launen, wurde geizig und mißtrauisch, und es war oft kein vernünftiges Wort aus ihm herauszukriegen.

Ganz besessen war er von der fixen Idee, sein Enkelkind Erna dem verwünschten Robert Leichtfuß wieder abzunehmen. Dafür scheute er weder Geldausgaben, noch fragte er viel nach dem Gerede der Leute. Die Leute interessierte die Geschichte übrigens weit weniger, als seine Frau „in der ständigen Angst um ihre Vornehmheit sich einzubilden geruhte". Und mit seinem Gelde konnt' er anfangen, was ihn freute; darüber war er niemand Rechenschaft schuldig! Er versicherte beides jedem, der's hören und nicht hören wollte, und sparte nicht mit seinen Vorwürfen gegen sämtliche Familienglieder — er war an das kleine Ding gewöhnt! Ihm war der Umgang mit demselben Bedürfnis! Emma hatte kein Muttergefühl, hatte nie eines gehabt! Horst hatte in seiner Art, die Verfolgung ins Werk zu setzen, alles versäumt oder verpfuscht! Wäre er selbst nicht an sein Siechbett gefesselt gewesen, die Sache wäre ganz anders angepackt worden und hätte ganz andern Verlauf genommen! Jetzt freilich hatte man das Nachsehen. Den andern paßte das in ihren Kram, ihm aber nicht! Nein, ganz und gar nicht paßt' es ihm! Und er werd' es auch nicht ertragen, sondern seine Rechtsanwälte und diese das Auswärtige Amt und die Botschaft in Bewegung setzen. Ja wohl, und wenn es ihm Tausende kosten sollte! Er wollte sein Enkelchen wieder haben! Für sich allein! Und der verdammte Maler, der Dieb, der Mörder, sollte sich nicht ins Fäustchen lachen und Vater spielen und sich seiner List und Rache brüsten! —

Derweilen also Großpapa Meyer krankhaften Zornes seinen alten Schwiegersohn verwünschte, saß dieser gesund und froh mit seinem wiedergewonnenen Kind in einem Fischerdörfchen an der normännischen Küste. Der Flecken war von der Natur wie für einen Badeort geschaffen. Später hat sich desselben auch eine Gesellschaft kluger Leute gegen mäßige Kapitalien bemächtigt und dort kostspielige Bauten und Badeanstalten mit allem modernsten

Schick und Komfort ins Leben gerufen, so daß es heute dort von Badenden aller Art in den Sommermonaten wimmelt. Damals aber war der Platz außer Fischern und Küstenfahrern nur den wandernden Malern bekannt, die, durch Zufall oder gesunden Spürsinn geleitet, auf ihren Studienfahrten dort Rast machten und andre ihresgleichen dorthin verführten oder empfahlen.

Wer hier fern von der Neugier und Aufdringlichkeit der guten und andern Gesellschaft, an die er in Paris gekettet war, im innigen Verkehr mit der Mutter Natur oder auch mit einem aus dem hauptstädtischen Gewimmel heimlicherweise geretteten Liebchen sich gute Wochen und Monate machen wollte, den störte niemand. Die Fischer fragten den Teufel was darnach, ob ein Narr mehr oder weniger seinen Feldstuhl über dem hallenden Ufer aufpflanzte. Wenn er bezahlte, was er schuldig wurde, der Herr Maire nichts gegen ihn einwendete, und der Feldhüter kein Arg an ihm fand, war er hochwillkommen, durfte sich der größt möglichen Ungeniertheit befleißigen und bleiben, solang er wollte, d. h. bis der Nordsturm auch den hartnäckigsten Bummler nach Paris zurückwehte.

Auch Robert Leichtfuß hatte vor Jahren auf einer seiner Junggesellenfahrten dies Plätzchen neu für sich entdeckt und einige Wochen mit malender Hand bewohnt. Daß er es jetzt für sich und sein Kind zum ersten Asyl erwählte, war, wie die meisten seiner Entschlüsse, keinem langdurchdachten Plan entsprungen, sondern der Eingebung des Augenblicks, auf die er sich nach wie vor verließ, daß sie ihm in Gefahr und Sorge den richtigen Ausweg zeigen würde.

Die Menschen verdarben, nach seiner Meinung, ihre beste Zeit damit, daß sie sich lang und umständlich den Kopf zerbrachen, ob sie so oder so sich entscheiden, für den Weg rechts oder den Weg links sich entschließen sollten, während es doch in den meisten Fällen ganz gleichgiltig war, ob sie sich so oder so entschieden, ob sie linker Hand oder rechter Hand an die Sache herantraten, und alles darauf ankam, daß überhaupt etwas geschah und die kostbare Zeit nicht über unfruchtbarer Grübelei verloren ging. Selbst begangene Fehler ließen sich leichter verbessern, krumm Angepacktes wieder gerade biegen; aber die versäumte Minute war unwiederbringlich.

So fest sich Robert in derlei Grundsätze eingelebt hatte, so sehr ihm alles langsame Ueberlegen zuwider und umständliche Vorbereitungen gegen die Natur waren, jahrelang mit der Absicht, sein Kind wiederzugewinnen, allein, stellte sich dennoch reifliches Erwägen seiner Anschläge ganz von selber bei ihm

ein. Und als er endlich, endlich an die Verwirklichung seines heißesten Wunsches ging, hatte er längst, und wenn auch wider Willen, hundert Möglichkeiten durchdacht. Reiflicher, als es sonst jemals in seinem Leben der Fall gewesen, hatte er Mittel und Wege abgeschätzt. Als aber schließlich die Stunde der Entscheidung schlug, war Robert Leichtfuß doch wieder der Alte, der den durchdachten Plan über den Haufen warf und dem Zufall getrost den besten Teil des Gelingens anheimgab.

Als er Witterung davon erhielt, daß Sophie aus dem Hause Meyer geschieden und trotz des ihm gegebenen Versprechens nicht bei seinem Kinde hatte ausdauern können, faßt' ihn wohl eine herbe Empfindung wie Reue darüber an, daß er jene Abendstunde, da er unbemerkt in sein altes Atelier gedrungen war und Erna bereits auf seine Arme gehoben, nicht ausgenützt und ohne nach Sophiens pädagogischen Eigenschaften und ihrer Liebe zu seinem Töchterchen, ohne nach ihren schönen Augen und nach ihrer kampfbereiten Thatkraft etwas zu fragen, nicht sofort mit seinem Schatz das Weite gesucht hatte. Halbe Nächte lang war er in Verzweiflung im oberen Teil der Tiergartenstraße auf und ab gestrichen, wie ein Dieb auf der Lauer. Jedesmal, wenn er aus seinem Versteck das Kind von der alten Amme und dem handfesten Hausdiener begleitet ausgehen sah, nannt' er sich einen Thoren, der den richtigen Augenblick unwiederbringlich vertändelt habe, und er verzweifelte an der Möglichkeit, diese beiden Wächter zu überlisten oder zu überwältigen. Er rief sich die Szene in seiner Werkstatt mit brutaler Uebertreibung vors Gedächtnis und sagte sich, daß er unter der Anwandlung einer verliebten Laune den einzigen günstigen Augenblick zur Ausführung seines Planes aufs Spiel gesetzt und sich von einem jungen Mädchen habe übertölpeln lassen, ohne vor diesem Verzicht die Charaktere und die ihm doch wohlbekannte Handlungsweise seiner Frau wie seiner Schwiegereltern in Betracht zu ziehen.

Daß sein Besuch im feindlichen Hause ruchbar geworden war, daß Erna nunmehr mit doppelter Sorgfalt behütet wurde, daß Frau Näppfgen gegen ihn sich in feindseligster Weise geäußert hatte, wußte er durch einen der Lohndiener, den er bestochen und der ihm auch damals etliche Nachrichten und gute Winke zugetragen hatte. Bei einem zweiten Versuch konnte und wollte ihm dieser nichts helfen.

Robert Leichtfuß wußte nicht mehr ein noch aus. Da verließ er sich wieder auf sein gutes Glück und die Dummheit seiner Feinde. Wie aber der Tag anbrach, da Emma Frau von Wolkenfels und Erna das Stiefkind eines verhaßten

Menschen und ihm also ganz entfremdet werden sollte, da übermannte ihn der Unmut, und er schwor sich, dieser Tag solle nicht enden, ohne daß er sein Kind an sich gerissen habe.

Mit seinem kleinen Vermögen in der Tasche, war er ohne Gepäck, ohne Waffe aus seinem Quartier gegangen und, nachdem er die lange Wagenreihe mit den Hochzeitsgästen auf dem Weg nach der Kirche hatte verschwinden gesehen, in der Eingebung des Augenblicks an Frau Hedwig herangetreten.

Niemals hatte er, jeden Hausgenossen Emmas auf seine Tauglichkeit betrachtend, dies Weib in seine Pläne einbezogen. Es war ihm verächtlich, denn es hatte, ein gefügig Werkzeug schlechter Menschen, damals in Venedig mitgeholfen, ihn zu verraten. Und doch ward dies verächtliche Weib jetzt sein bester Helfer und bewies, daß es sogar vorgesorgt hatte, seinen Anschlag sicherer zum Ziele zu führen.

Das gewöhnliche Kleidchen von leichtem Wollenstoff, das zu einiger Weißwäsche in das Bündelchen geknüpft war, welches Hedwig ihrem früheren Herrn zusteckte, trug zum Gelingen der Flucht viel bei. Das spitzenübersäete Battistgewand mit der riesigen Schärpenschleife von himmelblauem Atlas, damit das Kind zur Hochzeitsfeier seiner Mutter aufgedonnert worden, wäre jedermann aufgefallen; in solchem Staat machte man keine Partieen aufs Land; es wäre ein Wahrzeichen für Argwohn und Verfolgung gewesen. Noch im Wagen fahrend hatte Robert das Bündel geöffnet, das Alltagsjäckchen mit Befriedigung entdeckt und mit Battist und Atlasschärpe vertauscht.

Unter viel hundert Männern und Kindern, die an diesem herrlichen Sonntagvormittag an einem Schalter der Lehrter Bahn ein Billet löſten, um in den Grunewald, an einen der nahen Havelseen oder nach Spandau zu fahren, fiel der junge Mann mit seinem Kind nicht auf. Und so gewannen die beiden unbehelligt das Weite.

Nach einigen Tagen eruierte die Polizei allerdings die Droschkennummer, welche Heribert unwissentlich an Schwiegersohn und Enkelin abgetreten hatte, und da ließ sich auch feststellen, daß ein blondbärtiger Mann mit einem vier- oder fünfjährigen Kinde sich an jenem Junisonntag Fahrkarten nach Hamburg gelöst habe. Allein da wie an jedem andern Sonntag, so auch an diesem ihrer viele desselben Weges gefahren waren, so ließ sich polizeilich weder mit Bestimmtheit feststellen, daß jener Mann und jenes Kind dieselben waren, die man suchte, noch viel weniger die genaue Spur verfolgen, die sie von dort aus genommen haben mochten. Sicher war nur, daß sie weder in

Hamburg noch in Altona, Cuxhaven und den dazwischen liegenden Orten sich aufhielten, denn überall da würde man sie mit keineswegs übermäßiger Anstrengung ausgespürt haben.

Wahrscheinlich waren sie unter anderm Namen auf einem der großen Dampfer nach Amerika!

Das war auch ursprünglich Roberts Absicht gewesen, war es noch auf dem Wege zum Hamburger Bahnhof gewesen. So hatte er sich's ausgedacht, wenn er in stillem Brüten alle Möglichkeiten überlegte, während er für den kunstliebenden Romantiker in Florenz ein altes Meisterwerk nachschaffend auf seine Leinwand übertrug. Einmal über dem Ozean, war er wohl ziemlich sicher, nicht aufgehoben zu werden und Erna zu behalten.

Wie aber zwischen Spree und Alster eine Stunde nach der andern, eine langsamer als die andre, eine ängstlicher als die andere dahinschlich und mit jeder Minute die Sorge an Wahrscheinlichkeit gewann, daß auf dem Bahnhof in Hamburg ihn und sein Kind ein Polizist erwarten würde, der mittlerweile ganz bequem durch den Telegraphen mit der beiden Signalement und den genauesten Weisungen ausgerüstet worden, da mußt' er denken, daß in vierzehn Tagen auch in New York und andern Häfen der Vereinigten Staaten bezahlte Thätigkeit abgerichteter Menschen ihm einen Empfang bereiten möchte, wie er ihn durchaus nicht wünschte.

Die Vermutung, daß er diesen Weg übers große Wasser nehmen würde, lag zu nahe, um nicht allererst von seinen Verfolgern in Betracht gezogen zu werden. Und wie leicht konnte sich auf den starkbesetzten Dampfern ein Bekannter finden. Ja, der Detektive, der ganz gewiß ihm mit dem heutigen Nachtzuge nachgeschickt wurde, betrat das Fahrzeug vielleicht zur nämlichen Minute mit ihm, und sein Mißerfolg war besiegelt, noch eh' er bei Cuxhafen das offene Meer erreichte.

Noch ein Bedenken trat hinzu, und dieses war stärker als alle anderen, und es bestimmte ihn, seinen Plan zu ändern. Nach allem, was er von Amerika gehört hatte, war das kein Land, wo ein Künstler seiner Art des Daseins froh werden durfte. Man hatte ihm wohl versichert, daß dort ein Maler, der seine Kunst und seinen Ruhm gehörig in Szene zu setzen verstände und die landesübliche Marktschreierei für sich ins Zeug gehen ließe, Unsummen Geldes verdienen könnte. Allein gerade das verstand Robert Leichtfuß ganz und gar nicht. Vornehm, schlicht und um allen Erfolg unbekümmert, so hatte er sich den Künstler immer gedacht, er konnte und wollte sich den wahren Künstler nicht anders denken. Jede Art von Reklame, auch

die scheinbar unschuldigste, war ihm ein Greuel. Solch ein Mensch taugte nicht für die neue Welt, der konnte drüben verhungern, wenn er nicht Steine klopfen, Lasten tragen oder in einem Biersalon allerhand Gestalten zum Tanz aufspielen wollte. Und hätt' auch er, der ja nicht zimperlich von Natur war, mit dergleichen elendem Wirken sein Leben zur Not gefristet, was würde dabei aus dem Kinde werden, das ihn bei solchem Thun nicht begleiten durfte? Hatt' er es deshalb aus dem Hause der Mutter genommen, um es drüben wieder von sich zu thun und zu wildfremden Leuten?!

Nein, die Fahrt nach Amerika gab er auf. Für ihn, der doch mit Leib und Seele Maler war und auf keine andre Art sich und sein Kind zu ernähren vermochte, für seine Natur und seine Bedürfnisse gab es doch außer Deutschland nur zwei Länder, wo ihm das Leben möglich schien: Frankreich oder Italien.

Italien hatte er erst vor kurzem verlassen. Er war es müde. Auch kannten ihn dort so viele Künstler und Kunstfreunde, daß er wohl schon in den ersten Wochen verraten worden wäre. Aber galt das von Frankreich nicht auch? Und hatte er dort nicht auch gehungert und gedarbt mit all seiner Kunst? Also vielleicht England oder Spanien? Der hohe Norden oder das entlegene Portugal, wohin Berliner selten zu reisen pflegen? ...

Er schüttelte zu allem den Kopf. Er dachte nur daran, vor allem andern unerkannt und unangefochten aus dem Berliner Bahnhof in Hamburg zu kommen. Einmal im Volksgewühl der Hafenstadt hielt er sich für geborgen. Von dort werde sein guter Genius in Gestalt eines unerwarteten Zufalls ihm schon weiterhelfen.

Und so geschah's. Dank der etwas unbestimmten und nicht allzu dringenden Aufträge, wie sie Horst von Wolkenfels seinem früheren Kameraden und jetzigen Polizeilieutenant gegeben hatte, dank der Sorgfalt, ja keinen ärgerlichen Skandal, der in die Zeitungen käme, zu provozieren, dank auch der veränderten Kleidung Ernas waren die Vorkehrungen nicht so getroffen, daß Robert von dem beauftragten Späher entdeckt und angehalten wurde. Hurtigen Schrittes, lächelnder Miene, sein Kind an der Hand, schritt er aus dem kohlenrauchgeschwärzten Eisenbahngebäude in die Stadt hinein. Durch den herrlichen Sommernachmittag strich kühlender Wind von der See.

Robert dachte nicht daran, sich in einem Gasthof einzuquartieren, er hielt nicht stille, wenn sein Töchterlein dies oder jenes begaffen wollte, was ihm auf dem Wege durch die merkwürdige Stadt verwunderlich erschien; er ließ sich den nächsten Weg nach dem Hafen weisen und hemmte seine Schritte erst,

da er dicht vor dem Mastenwalde stand, der aus der breiten Elbe mit flatternden Wimpeln, fauchenden Schloten, durcheinander schreienden Stimmen, ächzenden Krahnen, knarrenden Tauen und all dem hundertfachen Geräusch seetüchtiger Vorbereitungen gegen den leicht bewölkten Himmel ragte.

Das Kind schlug staunend die Händchen zusammen und freute sich an dem bunten Gewimmel so vieler großen Schiffe und ward nicht müde, hundert Fragen zu stellen. Robert aber hielt die Zeit nicht für gegeben, müßig zu verweilen. Er erkundigte sich bei Kommissionären nach fahrtbereiten Schiffen. Da er aber selber nicht gewiß war, welchen Weg er nehmen wollte, und so alsbald in Gefahr schwebte, sich durch unsichere Redensarten verdächtig zu machen, ging er ohne richtige Belehrung genommen zu haben, wieder fort. Das Pflaster brannte jetzt dem Besorgten doch unter den Füßen. Das Kind klagte über Müdigkeit und Hunger.

Als er in die erste beste Wirtschaft am Hafen eintrat, wo im Freien zwischen zwei mageren Oleanderbäumchen etliche Tischchen aufgestellt waren, fiel ihm — er wußte selbst nicht wie, glaubte aber, daß der Teergeruch und das Treiben auf dem Wasser vor ihm seiner Erinnerung diese Richtung gaben — es fiel ihm die Osteria in Venedig ein, wo er vor etwa drei Jahren den trefflichen Muranesen kennen lernte, der ihn, den kaum genesenen Mann, dann gegen Ravenna zu steuern unternahm. Und als ob mit diesem Gedanken sein Schicksal ihm alte Huld wieder angekündigt hätte, es währte nicht lang und ein Mann, der neben ihm an einem andern Tischchen eine Flasche Porter leerte, und auf Fragen, wie sie ein Fremder in Hamburg zu stellen pflegt, erst kurze, barsche, dann ausführlichere und bald redselige Antwort erteilte, erzählte unter anderm, daß er noch vor Nacht einen Franzosen sprechen müsse und darum nicht länger in so angenehmer Unterhaltung verziehen dürfe. Ein Wort gab das andre. Robert erfuhr, daß der Franzose auf einem Schoner eine Ladung Reis von Rangoon nach Hamburg geliefert, unterwegs aber so schwer gearbeitet und vom schlechten Wetter gelitten habe, daß er nun gedockt werden müsse und auf Wunsch der Rheder, welche in Havre wohnten, zu diesem Zwecke morgen dorthin zurückkehre. Als Ballast nähm' er nun Eisen und Steine ein.

„Da könnt' einer billig nach Frankreich kommen!“ sagte Robert.

Der Hamburger meinte, das wär' ein unpraktisches Reisen, bei dem ein Geschäftsmann viel zu viel Zeit verlöre, und Zeit wäre Geld.

Der andere entdeckte sich nun dem Portertrinkenden als Maler und zwar als Marinemaler, dessen Absicht sei, an der bretagnischen und normännischen Küste und auch schon unterwegs Studien zu machen und Augenblicksskizzen je mehr desto lieber zu entwerfen. Zudem sei er nicht reich und seit Jahr und Tag Witwer, und er wolle mit seinem Kind eine Verwandte seiner Frau in Rouen heimsuchen.

All' das war recht glaubwürdig vorgebracht. Daß es Menschen gab, die lieber auf die billigste als auf die bequemste und rascheste Art reisten, begriff der Kaufmann in Erinnerung an seine eigene Jugend; auch war er einige Jahre zur See gefahren und keineswegs auf Dampfschiffen. Und da ihm Robert den Eindruck eines biederen und liebenswürdigen Menschen machte, willigte er nach der zweiten Flasche Porter ein, dem Franzosen die Frage vorzulegen, ob er Passagiere an Bord seines Schoners nehmen, und wie viel er dafür verlangen wolle.

Dann empfahl er Robert noch ein leidlich billiges Gasthaus unweit des Hafens, gab ihm Adressen einiger Geschäfte, wo jener sich mit etwas Wäsche, etwas Mundvorrat, einigen Skizzenbüchern und warmen Decken versorgen wollte, und ging von ihm auf baldiges Wiedersehen.

Dem Havresen war die Reisegesellschaft recht. Robert ging auf dessen billige Bedingungen ein, und verbrachte dann die bangste Nacht seines Lebens neben dem ruhig schlafenden Kinde.

Um so köstlicher atmete er auf, um so inniger war der stille Jubel seiner Seele, um so brünstiger das Dankgebet, das er wortlos gen Himmel sandte, als am nächsten Vormittag endlich die vielen langwierigen, umständlichen Vorbereitungen erschöpft waren, und nun der Kutter des Havresen flott mit Geschrei und Vorsicht zwischen den wimmelnden hohen braunen Borden durch die Menge der ankommenden Schiffe hindurchgesteuert wurde und nun endlich die breiter und breiter strömende Elbe frei hinab segelte. Die Hafenpolizei hatte alle Papiere an Bord in Ordnung befunden.

Aber die Besorgnis kehrt wieder. Von allen Dächern der Landhäuser, der Fabriken und Speicher rechts und links des Flusses scheint sie nach dem Flüchtigen auszulugen.

Erst nach Stunden allmählich schwinden die Ufer beiseite, immer weniger und weniger sichtbar. . . . Dort noch ein Kirchturm . . . eine Hafenbatterie . . . weiter, breiter, unabsehbar dehnt sich die Wasserfläche. . . . Ist das schon die offene See? . . . Nicht doch, Süßwasser noch immer. . . . Noch immer kann ein eiliges Telegramm von Cuxhaven herüber den Häscher recht-

zeitig entsenden, um Robert sein Kind wieder abzunehmen ... da kreuzt ein Boot mit seitwärts geblähtem Segel gegen den Havresen.... Will es ihn anhalten? ... Gibt es ein Zeichen? ... Nein! Es schaukelt hinter ihnen vorbei nach einem anderen Ziele. ... Dampfer aller Art, große Auswandererschiffe und kleine Schlepper mit Seglern am Tau schwimmen ihnen entgegen. Hüteschwenken hüben und drüben. Das Kind freut sich an all den ungewohnten Erscheinungen. ... Es hat keine Ahnung, mit welcher Spannung sein Vater die Minuten, die Wellen zählt. ... Sie passieren das zweite der Feuerschiffe, die wie schwimmende Leuchttürme vor Anker liegen ... und endlich auch das dritte. ... Hurra! Mit mächtigerer Bewegung kündigt die offene See sich an. Hurra! Robert möchte aufschreien. Aber er darf seine Freude nicht verraten. Er faßt sein Kind still stürmisch in beide Arme und küßt es ab nach Herzenslust.

Jetzt erst ist er sicher, daß, wie immer auch die Würfel fallen mögen, wochenlang ihn weder Menschen-, noch Gesetzesmacht in seiner Vaterfreude, im Besitze seines Mädchens stören kann. Er wendet das Gesicht gegen das entschwundene Festland zurück und lacht und lacht. Ihm ist, als säh' er die verstörten Gesichter seiner Feinde durcheinander über dem Wasser schweben, Emma, Heribert, Hermione, Horst, Brigitte und alle die Vettern und Basen und der ganze Hinterbann geschmückter Hochzeitsgäste vom vorigen Tag. Sie sperren die Mäuler auf und möchten rufen, sie recken Hände hoch und möchten greifen. Das habt ihr versäumt, liebe Leute! Robert lacht und drückt das blonde Kinderköpfchen wieder ans Herz und spuckt im Bogen darüber hinweg ins Wasser.

Dem Havresen und seiner Equipage fällt das nicht auf, denn auch sie spucken zuweilen in weitem Bogen nach dem Wasser; freilich ist es bei ihnen keine symbolische Handlung, und sie sehen keine Gesichter über den Wellen; sie kauen einfach Tabak, und das bringt zuweilen solche Bewegung von Kinnbacken und Zunge mit sich.

Den Passagier halten sie für einen etwas verrückten, aber gutmütigen Menschen, der nichts Böses auf dem Gewissen haben kann. Anfangs schien ihnen nicht alles geheuer. Bald aber sprach sein offenes heiteres Wesen für ihn, und da er wirklich zeichnen konnte und viel zeichnete, auch Farbenskizzen machte, so waren sie überzeugt, daß sich alles genau so verhalten möchte, wie Robert seinem Hamburger Gewährsmann und dieser dem Havresen erzählt hatte. Indessen war es ihnen auch einerlei. Die See macht ziemlich gleichgiltig gegen Dinge, die auf dem Lande geschehen sind und einen nicht persönlich betreffen.

Kind und Vater konnten sich ungestört miteinander unterhalten. Von der Mannschaft verstand keiner ein Wort deutsch und der Kapitän nicht mehr, als nötig war, um in einer Hamburger Hafenschenke nicht zu verhungern und zu verdursten.

Robert hätte sich die Fahrt nicht schöner denken können. Er genoß mit Vollbewußtsein die langentbehrte Vaterwonne, er lebte sich mit aller Sorgfalt in das Denken und Fühlen des kleinen Wesens ein und ward nicht müde, zu fragen und zu antworten, Wünsche zu erfüllen und Wünsche zu versagen, und um sein Kind im Wachen oder Schlafen besorgt zu sein.

Auch wenn er arbeitete, störte ihn das Kleine neben ihm nicht, das achtsam auf seine Hände sah oder zu seinen Füßen spielte, oder auch selber sich Papier und Bleistift ausbat und mit unglaublicher Ernsthaftigkeit wirre Striche massenweise zu Tage förderte, dabei aber steif und fest behauptete, daß es auch zeichne, gerade so gut wie Papa, und sich nicht wenig erboste, wenn man die Gegenstände, welche es nach der Natur aufgenommen haben wollte, nicht erkannte.

Manchmal schwatzte das kleine Ding so klug wie ein Erwachsener, manchmal auch ganz dummes Zeug, wie es eben Kinder vorbringen, was aber Robert überraschte, der nun erst von seiner Tochter lernte, wie Kinder sich in solchem Alter gebaren und vernehmen lassen.

Am meisten wunderte ihn, daß Erna so selten und dann nur mit einer gewissen Schüchternheit von der Mutter sprach. Aber die Mutter hatte nie mit dem Kinde vom Vater gesprochen, und was sie so unbeobachtet im Hause derselben an unvorsichtigen Redensarten aufgeschnappt, was ihr in letzter Zeit Frau Näppfgen und vordem vielleicht andre Dienstleute ab und an geheim gesagt, hatte in dem jungen Gemüt unklare und beunruhigende Vorstellungen erzeugt, die es sich nach kleiner Kinder Art wunderlich zurecht legte.

Einmal am dritten Tag, da sie mit traurigen Augen lang ins Wasser sah, fragte Robert, ob ihr etwas fehle. Sie schüttelte verneinend das Köpfchen. Erst nach einer Weile fragte sie plötzlich: „Darf ich nie wieder zu meiner Mama gehen?"

„Warum solltest du deine Mama nie wiedersehen?" fragte Robert betroffen.

Und sein Töchterchen antwortete mit altklugem Ton und überzeugt blickenden Augen: „Weil Mama einen andern Mann geheiratet hat."

„Was weißt du von solchen Dingen?"

„Frau Hedwig hat mir das gesagt ... und Mama hat

doch einen andern Mann geheiratet: Horst, der nachher mein Papa sein sollte. Ich aber will keinen andern Papa. Und Sophie hat auch gesagt, ich soll dich lieb haben, ich soll dich recht von Herzen lieb haben, solang ich lebe. Jeden Abend vor dem Nachtgebet hat sie es mir gesagt."

Robert sah mit brennenden Augen sein Kind an, und ein Seufzer entrang sich seiner sonst so fröhlichen Brust. So früh, kaum geboren, war dies junge Wesen mitten zwischen den unversöhnlichen Streit zweier fürs ganze Leben getrennten Menschen gestellt, der beiden Menschen, die ihm zunächst standen! So früh, kaum daß es reden gelernt hatte, mußte es fühlen lernen, was Scheiden bedeute für ein armes Menschenherz, und es hatte seine Formel gefunden für Grund und Ursache. Kein kühner Streich, kein kluges Wort, keine Fahrt über Meer, keine Macht der Erde kann dem Kinde, solang es noch lebt, das traurige Bewußtsein rauben, daß es immer nur die schwere Wahl zwischen Vater und Mutter habe, und daß es die beiden Herzen, an denen es hängen soll, mit gleicher Kraft, niemals wie andre Kinder vereint, niemals in Liebe, niemals in Sorge je vereint sehen wird!

Robert fühlt das in diesem Augenblick und peinlicher, als es dies kaum erschlossene Wesen jetzt schon zu fühlen vermag. Aber er hebt die Stirne gegen das strahlende Firmament, er darf zu seinem Schicksal sagen: Es ist nicht meine Schuld, daß es so gekommen! Ich hatte mehr als recht war, ertragen, eitel dem Kinde zu liebe; aber das Kind selbst verlieren und gar an jene verlieren, das wollt' ich nicht, und das durft' ich nicht!

Aber, wenn das Kind selber, das bis nun bei seiner Mutter aufgewachsen ist, anders empfindet? Was dann, Robert Leichtfuß, was dann?

Er streichelt mit der flachen Hand die blonden Haare zurecht, die der blasende Wind durcheinander geschoben hat, und sanften Tones fragt er sein Töchterchen: „Erna, soll ich dich wieder zu Mama zurückbringen?"

Das Kind sieht ihn mit großen Augen an, als begriffe es diese Frage nicht gleich, als wüßt' es nicht, ob der Vater ein höhnisches Spiel mit ihm triebe, bis sich die großen Augen mit Thränen füllen: „Ich will bei dir bleiben, Papa! Schick' mich nicht fort von dir!" Und das nasse Gesichtchen wühlt sich ungestüm an seine Brust.

Es war das einzige Mal, daß Erna auf der langwierigen und nicht unbeschwerlichen Fahrt heftig weinte. Sie hatte kindische Freude am seemännischen Thun und Treiben um sie

her, sie ahmte Befehle und Rufe mit ihrem Kinderstimmchen nach und entwickelte eine Unermüdlichkeit im Fragen nach allen möglichen und unmöglichen Dingen, die jeden andern als einen so glückseligen Vater zur Verzweiflung gebracht hätten. Wenn sie Langeweile anfocht, legte sie sich aufs Ohr und schlief.

Erna war ein überaus bequemes Kind. Sie schien das glückliche Temperament und die unverwüstliche Laune ihres Vaters in ihrem Blute mit auf die Welt gebracht zu haben.

Im Anfang sprach sie noch viel von Sophie. Eine leidenschaftliche Zärtlichkeit schien in dem Kinderherzen für jenes liebevolle Geschöpf nachzuzittern. Hatte sich doch nie jemand so viel, so innig und so klug mit dem kleinen Ding abgegeben, wie jene! Hatte sie ihr doch mehr mütterliche Liebe zugewandt, als die herzenskalte Frau, die es im Verdruß geboren. Es war nichts zum Verwundern an dieser Zuneigung. Und doch wunderte das den unerfahrenen Vater, daß ein Kind sich an ein fremdes Wesen inniger anschließen konnte als an die eigene Mutter.... Und er kannte doch auch diese Mutter zur Genüge!...

„Sophie? ... Sophie? ... Wer war nur gleich Sophie?“ fragte er seitabsehend in einem Anflug väterlicher Eifersucht, als Erna ihm immer wieder mit dem Namen aufrückte, den er mehrmals geflissentlich überhört hatte.

„Aber Papa!“ sagte das Kind, und es klang erstaunlich vorwurfsvoll.

Robert konnte aus dem Klang dieses kindischen Vorwurfs heraus hören, was für eine wichtige Stellung die blauäugige Schweizerin in diesem Köpfchen einnahm ... am Ende gar noch eine wichtigere als er selber, der freilich, genauer betrachtet, eine ziemlich neue Bekanntschaft für es war und ihm vielleicht bis vor wenigen Wochen ganz unbekannt geblieben wäre, wenn nicht eben jene Schweizerin das Kind für seinen Vater beten gelehrt hätte.

Robert Leichtfuß mußte sich schon für eine Weile darein ergeben, diese Mitbewohnerin im Herzchen Ernas neben sich zu dulden. Die Zeit würde das ja bald ändern, dacht' er. ... Er war Sophien gram. Zunächst schon wegen des bedeutenden Raumes, welchen sie in besagtem Herzchen einnahm, und dann ... na, weswegen dann noch? ... Nun, weil sie so, mir nichts, dir nichts, Knall und Fall, davongegangen war, ohne ihm auch nur einen Hauch von Nachricht zuwehen zu lassen.

Wie sie das unter den Umständen, welche ihr jähes Scheiden veranlaßt, hätte thun sollen, darüber gab sich Robert Leichtfuß keine Rechenschaft. Sie wußte, daß er ihr Dank schuldete. Sie wußte, daß sie einen dankbaren Freund an ihm erworben

hatte. Ja, sie mußte sogar noch etwas mehr wissen, denn er hatt' es ihr deutlich genug gezeigt und gesagt ... galt ihr das so wenig, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahm, ihm ein Lebewohl zuzurufen, das Versprechen, welches sie ihm gegeben, aufzukündigen, und ihm von der Lage der Dinge Kenntnis zu gewähren? ... Wie dergleichen von einem sittenstrengen Fräulein ins Werk gesetzt werden sollte, danach fragte Robert in seinem Aerger wieder nicht. Ja, daß nach allem, was er von Sophien gehört und gesehen hatte, solch eine Vertraulichkeit durchaus nicht zu gewärtigen war, davon wollt' er nichts wissen. Sie hatt' es ihm angethan und lohnte ihm nicht mit ähnlichen Gefühlen, wie es schien — nur das erwog er und andres nicht. Und darum war er ihr gram.

„Wie hieß denn eigentlich dein Fräulein?“ fragte er eines Morgens das Kind, da dies wieder von seiner Erzieherin zu plaudern begann.

„Sophie! Na, das weißt du doch, Papa!“ rief Erna und lachte.

„Sophie, Sophie! Das weiß ich freilich! Aber wie weiter? Wie war ihr Vatersname? Du heißest doch auch nicht bloß Erna schlechtweg?“

Ueber „Erna schlechtweg“ mußte die Gefragte noch viel mehr lachen; aber es war dabei nichts weiter herauszukriegen. Das Kind gab wohl nach längerer Belehrung zu, daß seine teure Sophie noch einen andern Namen hinter dem Taufnamen gehabt haben müsse; ja, es meinte sich auch zu erinnern, denselben gehört zu haben, ganz im Anfang, da das Fräulein noch neu im Hause war und Mama sie noch umständlicher titulierte; aber es konnte sich dieses Namens ganz und gar nicht entsinnen. Für Erna war Sophie eben Sophie, die einzige und alleinige Sophie, die ihresgleichen auf der Welt nicht hatte. Was brauchte sie für das Kind noch einen andern Namen!

Und wenn sie durchaus für andre Leute einen zweiten Namen brauchte — wie Papa so ärgerlich versicherte —, da schlug Erna vor, sie wolle ihr den ihrigen schenken. Sophie Leichtfuß, das wäre dann ein sehr schöner Name! Nicht wahr?

Robert verwies der kleinen Schwätzerin solche Kombinationen, bei denen sie sich nichts dachte, die aber für ihn einen peinlichen Sinn hatten. Und darüber fiel ihm ein, daß mit dem Namen jedes Mittel verloren sei, nach der entschwundenen Wohlthäterin seines Kindes zu forschen, jede Aussicht verloren, sie jemals wiederzufinden.

Robert sah aufs Wasser. Die Wogen gingen hinauf und

hinab und glitten brausend, schaumsprühend vom Kiel entzweigeschnitten, unter dem Schiffe durch, um weiter zu ziehen, weiter. Das indische Sprüchlein fiel ihm ein:

„So wie im weiten Weltenmeer ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen sich im Leben auch die Menschen einen Augenblick.“

Das paßte so recht auf sie beide. Sophie war vielleicht das Weib, das bestimmt gewesen, ihn glücklich zu machen. Nie früher war die Sympathie so jäh, so überzeugend in ihm emporgesprungen wie in jenem Augenblick, da sie im weiten Menschenozean so wundersam aufeinander getroffen waren, um sich alsbald wieder zu trennen. Nun schwamm der eine westwärts, das andre weiß Gott wohin! Und der Augenblick war vorbei, war versäumt.

Der Leichtsinnige hatte nicht einmal danach gefragt, wie er sein Glück rufen sollte, wenn es außer Sicht käme!

Unter diesen Umständen war es das klügste, zu vergessen ... so rasch wie möglich zu vergessen. Robert Leichtfuß vergaß ja rascher als andre Menschen. Und auf dem wogenden Wasser vergißt sich's leichter. Er hatte das ja schon in einer schlimmeren Zeit erfahren. Jetzt war gute Zeit! Er hatte sein Kind und war in Sicherheit! —

In den letzten Tagen der Fahrt trübte sich das Wetter und schärfte sich der Wind. Es gab sogar einen recht bösen Tag für das Kind, wenn auch das Schiff dabei nicht in Gefahr schwebte. Die Windstärke war noch nicht Sturm, aber nur eine Nummer weniger, was für eine Landratte, besonders eine so kleine, schon eine ganz abscheuliche Seefahrt gibt. Dazu regnete es, und der Himmel sah grau und windig mit bizarren Wolkenfetzen, die wie zerfranste Flaggen von umgestürzten Geisterfahrzeugen niederflatterten, auf sie herab.

In einer schwarzen Regennacht gingen sie nach siebentägiger Fahrt im Havre vor Anker. Robert blieb in der Stadt eine halbe Woche. Er wollte nicht bei solchem Hundewetter einen Ort aufsuchen, von dem er wünschte, daß er ihm entgegenlachen und ihn zu monatelangem Verweilen einladen sollte. Am ersten schönen Morgen fuhr er mit seinem geliebten Kinde auf der Eisenbahn nach Fécamp und von diesem ausgewachsenen Badeort in einem kleinen Mietswagen nach seinem noch in der Knospe der Anspruchslosigkeit halbverborgenen Roqueville.

Roqueville war indessen auch nicht mehr jenes gänzlich unentwickelte, in idyllischer Bescheidenheit versumpfende Fischernest, wie er es vor sieben, acht Jahren kennen gelernt hatte. Noch

immer kein Modebad, hatte doch die Kultur es wirklich schon beleckt. Da und dort hatten sich unternehmende Bourgeois aus Rouen oder Paris, welche Billigkeit und mäßige Einsamkeit dem kostspieligen Trubel von Etretat und Fécamp vorzogen, kleine Rentner, die ihren Sommer ungeniert zu genießen und später einmal ein gutes Geschäft mit dem Verkaufe zu machen hofften, kleine Villen erbaut. Auch ein Haus mit breiterer Fassade war erstanden und trug über der Pforte in goldenen Lettern den Namen „Hotel de la Plage". Aber das Ganze machte doch noch immer einen recht bescheidenen, kaum zivilisierten und ziemlich menschenarmen Eindruck. Das Gefühl der Sicherheit, das Robert hierhergeführt, ward durch die wenigen Neuerungen nicht abgeschwächt, und er hatte sich in den Ansprüchen, die er ans Leben stellte, in den acht Jahren denn doch so weit gesteigert, daß ihm etwas Komfort in der Wohnung und etwas Abwechselung in der Nahrung nicht zuwider war. Viel Komfort und viel Abwechselung waren's noch immer nicht. Die angesiedelten Krämer und kleinen Beamten hielten sich meist für sich und waren besonders einem Nichtfranzosen gegenüber durchaus nicht aufdringlich. Dennoch machte Erna, die neben dem Malerschirm ihres Vaters am Ufer zu spielen pflegte, allmählich Bekanntschaften mit wohlgezogenen Kindern artiger Leute, so daß die Furcht, welche Robert mit dem Gedanken an sichere Einsamkeit verbunden hatte, die Furcht, daß sein Kind nach den Spielgenossen im Berliner Tiergarten sich zurücksehnen und an Heimweh leiden werde, sich bald verminderte, ohne einer andern Furcht Platz zu machen, daß diese bretonischen Spießbürger seinen Schlupfwinkel der Welt vorzeitig verraten würden. Für sie war der Maler un Parisien, der sich Studien halber hier aufhielt, und sie erwarteten von den Bildern, die er malen und im nächsten Salon ausstellen werde, daß sie zum Ruhm ihres Strandes und zur Verteuerung der von ihnen bebauten Grundstücke merklich beitragen würden. Darum begegnete Robert fast nur freundlichen oder ganz gleichgiltigen Gesichtern. Niemand dachte daran, ihm den Aufenthalt zu erschweren. Ganz im Gegenteil war man darauf bedacht, dem Künstler, auf dessen Werke man Hoffnungen für das Aufblühen der Gemeinde setzte, das Hiersein anmutig und die Arbeit bequem zu machen. Er war ein arbeitsamer Mann und ein liebevoller Vater. Das mußte jeder sehen und das setzte ihn bei allen Leuten am Ort genugsam in Respekt. Was etwa noch an Sympathieen fehlen mochte, ergänzte das schöne blonde Kind, das jedem, welcher es ansah, das Herz gewann.

Nach reiflicher Ueberlegung mußte sich Robert, wenn auch nicht ohne Widerwillen, entschließen, unter den Töchtern des Dorfes Umschau zu halten, um die würdigste und reinlichste derselben als Bonne anzuwerben.

Es hätte ihn bei den Leuten in Mißkredit gesetzt, wenn er sein Kind ganz allein hätte versorgen wollen, ganz abgesehen davon, daß er sich bei der Arbeit doch manche Störung fern halten mußte, die notwendigerweise entstand, wenn er sein Kleinchen nicht mit barbarischer Strenge an seinen Feldstuhl anbinden und unter keinen Umständen zehn Schritte weit sich entfernen lassen wollte.

Nein, Erna sollte hier gedeihen und sich kräftig entwickeln und darum nicht nur jede Sorgfalt, sondern auch so viel Freiheit und Bewegung genießen, als dem herzigen Menschlein notwendig war.

Eine dralle Schifferstochter, die er vor acht Jahren, da sie selbst noch ein kleines Kind war, gezeichnet hatte, die, wie auch das halbe Dorf, sich dieses Ereignisses noch gar wohl erinnerte und darauf nicht wenig stolz war, übernahm Wartung und Pflege des Kindes und sorgte auch dafür, daß des Malers beide Stübchen in guter Ordnung und seine Mahlzeit nicht ohne gebackene Fische blieb.

Erna konnte sich anfangs gar nicht mit ihrer neuen Wärterin verständigen. Es gab Szenen und Thränen. Aber nach einigen bösen Tagen machte sich die Sache wie von selber. Und Kleinchen plauderte allmählich zwei Sprachen durcheinander, daß es erstaunlich war.

Trotz der Wonne, sich endlich wieder so ganz als Vater zu fühlen, und trotz der Freude, sich in diesem seebespülten Erdenwinkel ganz sicher vor unliebsamen Begegnungen zu fühlen, wäre Robert Leichtfuß doch vielleicht vor Langeweile gestorben, wenn er sich nicht in die Ufergegend verliebt und in anstrengende Arbeit verbissen hätte.

Es war nahezu ein Monat, daß Robert Leichtfuß Berlin verlassen und mit seinem Pinsel nicht mehr an Oelfarben gerührt hatte. Auf der Meerfahrt waren nur etliche Bleistiftzeichnungen und Aquarellskizzen entstanden und diese nur im Anfang der Reise. Je länger diese dauerte, desto mehr nahm jene seetüchtige Trägheit von dem Maler Besitz, die sich im Anschauen von Himmel und Wasser genügen und behaglichen Gedanken ohne Arbeitsdrang nachhängen läßt. In Berlin war Robert ganz von der Absicht besessen gewesen, sein Kind wiederzugewinnen. Vorbereitung und Ausführung dieses seine ganze

Natur tief aufregenden Planes ließen stille malerische Thätigkeit gar nicht aufkommen. Die letzten Jahre in Italien hatte er fast nur auf Kopieren alter Bilder verwendet; jedenfalls war aus eigener Erfindung und Beobachtung nichts Bemerkenswertes in jener Zeit entstanden. Nunmehr sehnte sich die Künstlerseele Roberts nicht nur danach, überhaupt etwas zu malen, sondern etwas aus sich herauszugestalten, was so langer Vorbereitung würdig Antwort und ihm vor sich selbst und der Welt das Zeugnis der künstlerischen Reife gäbe. Robert war als Mensch und als Künstler lang und eigensinnig in der Irre gegangen. Nun aber sagte er sich selber, die Lehrjahre seien abgelaufen. Er war sich bewußt, ein Maler zu sein; nun galt es, dafür auch vollwichtigen Beweis zu liefern. Es drängte ihn in allen Adern zum Schaffen, zum Erfinden, zum Gestalten; sein Hirn gärte von malerischen Entschlüssen; seine Brust war voll von ungeborenen Meisterwerken. „Schicksal, gib mir ein freudiges Herz und eine friedliche Stätte, und ich will meinen Künstlerruhm mit nimmermüder Hand aufbauen für Zeit und Ewigkeit! Amen!"

Je nun, sein Herz war ja von Freude voll. Jeder Anblick des für sich geretteten Kindes legte ihm neue unerschöpfliche Freude zu. Und der Ort, den er zu monatelangem Aufenthalt erlesen, war friedlich und sicher genug. Wie gerne wäre Robert gleich an eine jener gewaltigen Aufgaben gegangen, die ihm von alter Zeit her lieb und wert waren, jetzt, in der Vollkraft der Reife, mit all der Kunst und all den Künsten ausgerüstet, welche er von den Tafeln der größten Maler aller Zeiten abgelesen und als sein unentringbar Eigentum in seiner Seele, in seinen Augen und in seiner Hand zu besitzen überzeugt war.

Aber das ging hier, das ging jetzt noch nicht an.

Es hieß vor allem, klug sein. In dem engen Oertchen galt es vor allem auch, sich in Respekt und Beliebtheit zu setzen. Es konnte ja doch der Fall sein, daß von Berlin her ihm Unannehmlichkeiten bereitet würden, und er sich dann auf das Wohlwollen der Nachbarn und des Bürgermeisters verlassen müßte. Mit wändebreiten haushohen Kompositionen, deren Kartons schon monatelange Vorarbeit verlangten, durfte er hier nicht beginnen, daran war für den Vorübergehenden nichts zu sehen. Und wäre was zu sehen gewesen, sie hätten's nicht verstanden und ihn für einen überspannten Narren gehalten, wie weiland seine Freunde in Berlin und Paris. Auch fehlte ihm, die Hand aufs Herz, doch noch die olympische Ruhe da drinnen in der Brust, die einer braucht, um, Gott

gleich, etwas aus dem Nichts zu schaffen. Anhaltspunkte, feste Anhaltspunkte, daran jeden Morgen sein Tagewerk von neuem angeknüpft werden konnte, wo er es gestern gelassen hatte, waren ihm doch noch dringend von nöten, denn von all der ausgestandenen Aufregung und Hoffnung, von Befürchtungen und Entschlüssen schwankte die Seele doch noch nach in ihm, wie nach bewegter Seefahrt der Körper noch die Schwankungen zu empfinden meint, obwohl die Füße lange schon sicheren Erdboden treten. Wenn er mit seinem Kinde hier gern gesehen und gut behandelt und ein wenig verhätschelt werden wollte, gab es am Ort nur zweierlei zu malen: Heiligenbilder oder Landschaften.

Robert Leichtfuß wollte noch immer nach wie vor nichts weniger als ein Landschaftsmaler sein. Er hatte in seinem Leben nichts ernst genommen bisher, als die heilige Kunst. Die aber füllte mit ihrer Hoheit sein Herz aus, soweit nicht, und das erst seit kurzer Zeit, ein klein Kind darin Ansprüche machte. Ihrer, der göttlichen Kunst, sollte nur das Beste würdig sein, sie sollte nur das Höchste gewähren. Ihm aber war das Höchste noch nicht das Vollkommenste in jedem Ding. Er glaubte noch an Abstufungen in der Kunst selbst, an eine höhere und geringere Kunst. Und dies Landschaftern, dies mäßig stilisierende Nachschaffen, dies sklavische Nachbeten dessen, was die verschwenderische Natur einem doch nur, um selbst an dieser untergeordneten Fähigkeit des bloßen Nachbetens zu verzweifeln, vor Augen stellt, das war ihm geringe Höhe, das war ihm von Jugend an als die unterste Stufe der Kunst erschienen, ein weiheloses Treiben ohne den alle Himmel und Höllen durchwehenden Schwung der Begeisterung, ohne jenes titanische Gefühl, die thönerne Erde unter bacchantisch aufstampfenden Sohlen zu verlieren und sich einem Gotte gleich an Schöpferkraft zu fühlen, der Gestalten, sich selber ähnlich, und Genien und Ungeheuer dazu in Fülle aus seiner Macht hervorschießen läßt, zahllos und unfaßbar schön, und so plötzlich, wie die funkelnden Sterne am nächtlichen Himmel rundum aus der Nacht treten.

Ein großer Künstler mußte ja freilich alles können, eine gewaltige Komposition konnte ja nicht immer des landschaftlichen Hinter- und Vordergrundes entbehren. Darum hatte Robert Leichtfuß auch manchmal sich vor die freie Natur hingesetzt und mit jener Geduld, die ihm unter allen Umständen Zeichen des Genies war, ein Baumblatt ums andre, jedes Ritzchen und Rinnchen im Eichenstamm, oder was sonst vor seiner Staffelei sich darstellte, nachgeschrieben, peinlich und getreu. Aber gerne war's nicht geschehen. Nur so aus Pflichtgefühl

gegen sich selbst, nur so zur Vervollständigung seines malerischen Könnens, und meist nur, um sich von Arbeiten höheren Stils zu erholen und sein schöpferisches Denken auszureifen, ohne daneben die Hand einrosten zu lassen.

So war ja allerhand derart, meist kleine Stücke, besonders auf Reisen, entstanden, was sich sehen lassen konnte; er gab nichts darauf. Hatte er ja doch jene Spreelandschaft sogar à la Tiburtin gemalt, obwohl ihm Tiburtin verhaßt war, und noch verhaßter, seit er sich in der Geldnot durch den spitzbübischen Lefranc einmal hatte zwingen lassen, den Fußspuren dieses Genies mit aller Achtsamkeit nachzutreten ...

Ob der alte Gauner auf dem „Boulevard des Italiens" wohl noch lebte und nach wie vor auf der einen Seite die Künstler, auf der andern die Käufer betrog? Bah! Was lag Robert daran! Er gedachte jener Zeit nicht gern und war froh, daß sein Ruhm, sein Verdienst nicht mehr von so spitzbübischen Zwischenhändlern abhing.

Von solchen Erinnerungen ganz weit entfernt, wollt' er immerhin auch hier wieder einmal ein wenig Landschaft malen. Er war ja doch in seinen Gedanken noch viel zu sehr mit seiner kleinen Erna beschäftigt, als daß er sich so ganz mit Leib und Seele an eine weitausblickende Komposition hätte hingeben können. Und nach der jahrelangen Nachahmung fremder Bilder war ihm die Nachahmung der Natur zur Stunde willkommener Uebergang zu höherer Thätigkeit, Zwischenspiel und Vorbereitung dazu. Und unter allen Umständen bequemte er sich doch lieber dazu, eine Landschaft abzumalen, wenn ihm auch das wider den Sinn ging und er sich dabei als Künstler gewissermaßen degradiert vorkam, als Heiligenbilder zu liefern. Dergleichen hatte er in Kopieen alter Meister zur Genüge geleistet. Diesseits des Cinquecento war auf diesem Gebiete nichts aus eigner Phantasie mehr zu schaffen, und man war unter allen Umständen zur Nachahmung, zum schlimmsten Eklektizismus verurteilt, wo es der eigenen Individualität nicht mehr möglich war, aus eigenem lebendigen Glauben lebendige Gestalten zu schaffen.

So stand denn seit langen Jahren wieder einmal Roberts Staffelei im Freien, so oft ihm Wind und Wetter das gestatteten. Der Sommer war gnädig. Es kam in etlichen Monaten ein Bild auf die Leinwand. Ein Stück Dorf, ein Stück Küste, dahinter die weite See. Nicht ganz das Wiederspiel der Erscheinung, wie es jedem Banausen vor brutalen Augen lag, und doch in jedem einzelnen Zug der vorliegenden Natur genau abgeguckt. Ein Bild, das ein boshafter Betrachter

mit Fug und Recht in Tiburtins Manier gemalt nennen durfte. Robert fiel das, je näher die Leinwand der Vollendung rückte, manchmal selber wie ein Vorwurf aufs Gewissen. Das kommt davon, wenn man sich einmal so ganz in einen andern einlebt! Da hat man die verwünschte Manier in den Fingern unbewußt und wird sie nicht gleich wieder los! Auch eine Strafe für den denkenden selbständigen Künstler! ... Na, immerhin, es war eine gute Manier. Robert Leichtfuß hätte sich bei Monsieur Tiburtin eigentlich dafür bedanken müssen, daß er allerhand gelernt, damals, als er sich jener Manier in Zucht gegeben hatte. Allein, wie gesagt, dazu war unser Maler wenig aufgelegt. Er war nicht gerne erinnert an Tiburtin und an die Tage, da er jenem nachgearbeitet. Er schrieb das Zeug eben so hin, wie's ihm in die Finger kam. Er wollte sich schließlich ja für das bißchen Landschaft, das er zum Zeitvertreib malte, keinen eigenen Stil schaffen. Und wenn ihm Skrupel und unliebsame Erinnerungen zu Kopfe steigen wollten, hei, dafür hatt' er nun ein probates Mittel! Er drehte sich herum, rief das Kind, das neben ihm spielte, auf seinen Schoß oder legte sich zu ihm in den Dünensand und spielte mit ihm und sah es an, wie schön und lieb und lustig es war. Da hielten die blauen Teufel nicht stand, und Robert Leichtfuß war wieder einer der glücklichsten Menschen auf der Welt, einer der glücklichsten Menschen und einer der sorglosesten auch!

Robert Leichtfuß war Mitte Juni nach Roqueville gekommen. In der zweiten Hälfte des September war neben mancherlei kleinen Zerstreuungen und Erziehungsversuchen ein recht gelungenes Bild zu stande gekommen. Allein es machte dem Schöpfer wenig Freude. Es war so ganz was andres, als was ihn des Schweißes der Edlen wert dünkte. Eine Studie, weiter nichts! Hätte sich ein Käufer gefunden, ja, dann hätte solche gedankenlose Pinselei noch einen praktischen Zweck gehabt. Aber daran war in dem armen Neste nicht zu denken. Die Krämer, die hier in Sommerfrische saßen, die kleinen Rentner, die auf ferne Zukunft für ihre wohlarrondierten, aber annoch ziemlich wertlosen Grundstücke hofften, sie waren nicht faul, ihre sachverständige Meinung und allenfalls ihr Lob zu spenden; aber Geld für Bilder? Du meine Güte! Und noch dazu viel Geld, denn der lachende Herr mit dem in Spitzen gekleideten, in eine halbmeterbreite himmelblaue Atlasschärpe gewickelten Kinde sah nicht aus wie der erste beste, der

einem für einen gespickten Truthahn und einen Korb Weinflaschen einen halben Quadratmeter bemalte Leinwand überläßt. Nicht dran rühren! Das war Ware für Pariser und andre Leute, die reich und dumm genug waren, für derlei Luxusgegenstände die schönen Napoleondors in mehreren Rollen hinzulegen!

Robert dachte indes auch gar nicht an Verkauf. Wie gesagt, wenn's einer gewünscht hätte, er hätt' es ihm billig überlassen, bloß um es nicht immer vor Augen zu haben. Aber solches Zeug anbieten, das blieb ihm fern. Seines Lebens Unterhalt wollt' er andern Werken danken, und er war seiner Zukunft so sicher!

Noch mochte er sich von diesem stillen Fleckchen Erde nicht trennen, wo er einen so glücklichen Sommer verlebte und wo selbst der Herbst sich freundlicher als im Binnenland anzulassen schien. Wer weiß, was in Paris auf ihn lauerte! Noch reizte ihn dies gänzliche Verborgen- und Verschollensein. Denn auch keiner seiner wenigen wirklichen Freunde hatte die geringste Kunde von seinem Schlupfwinkel erhalten. Es lebte niemand, von dem Nachricht zu erhalten, ihm Bedürfnis gewesen wäre. Das einzige Wesen, woran er mit wahrer Liebe hing, das spielte zu seinen Füßen; er sah es vor sich beim ersten Tagesstrahl und hörte es ruhig atmen, wenn er mitten in der Nacht aufwachte und zwischen Schlaf und Traum das Bedürfnis empfand, sich vom Dasein seines Glückes zu überzeugen. Solch befriedigenden Zustand soll man dauern lassen, so lange er hält. Und darum wollte Robert noch nichts vom Aufbrechen wissen, obgleich es Ernas Wärterin sehr nach dem niegesehenen Paris zu gelüsten schien, als die ersten Sommerfrischler die Läden vor den Fenstern ihrer Villen fest zuriegelten und die Spaziergänger auf dem Deich weniger und weniger wurden.

Die Natur zeigte sich jetzt von andrem Charakter als bisher. Die See war jetzt weit interessanter als das Land. Robert holte seine Wasserstudien hervor und beschloß dann, es auch einmal mit einem kleinen Marinebilde zu versuchen. Das Malen im Freien war nunmehr nicht alle Tage möglich und besonders nicht in der Nähe des Meeres, das meist wilderregt an die hohe normännische Küste toste. Dennoch gelang ihm in einem Monat ein Bildchen, das Robert weit mehr als die größere, auch nicht eben große Landschaft gefiel. In diesen scheinbar bewegten Wogen, in diesen kecken Lichteffekten war etwas Besondres, etwas Phantastisches, ein Hauch von Kühnheit und Größe, ein Wurf, eine Neuerung, ein ganz individuelles Können — auch nicht vor den Augen der Menge, aber vor seinen eigenen. Das genügte ihm. Er hielt die

darauf verwandte Zeit nicht für verloren und dachte daran, dies kleine Kunstwerk in Paris auszustellen, später einmal, neben einem mächtigeren Werke, neben einer tief durchdachten großartigen Komposition, an die er gehen wollte, sobald an der Seine sein Zelt aufgeschlagen wäre.

Und das sollte nun doch bald geschehen, denn als Robert von der vollendeten Arbeit endlich aufsah, merkte er erst, daß die Herbststürme die Sommergäste sämtlich nach ihren Städten heimgefegt hatten, daß die grünen Läden an den verschiedenen Villchen nun samt und sonders verschlossen blieben, und daß sogar die lieben Eingeborenen, die ihm doch ganz gerne sein Geld abnahmen, ihn für einen vollkommenen Narren oder für einen vorsätzlichen Kindesmörder betrachteten, wenn er dies winzige verwöhnte Stadtfräulein noch länger der rauhen Unbill dieses Wetters aussetzte.

Die Rücksicht auf das Kind gab ihm raschen Entschluß ein. Anfangs November verließ er mit Erna und der als Bonne verkleideten Fischerstochter dies gastliche Ufer der Normannen und reiste nach Paris, wo er bis auf weiteres sich häuslich niederzulassen hoffte.

Einem friedlichen unbescholtenen Manne auf ausländische Requisition hin sein Kind wegzunehmen, war dort doch nicht so leicht zu bewerkstelligen als in Deutschland, wo ein koordiniertes Gericht einfach das andre nur um dienstfreundliche Hilfe anzugehen brauchte, damit dieses seine Vollzugsorgane in unangenehme Bewegung setzte. Da gab es umständliche Schreibereien, man mußte mit Hilfe der Gesandtschaft irgend etwas erreichen, und eh' ein entscheidender Schritt von langer Hand vorbereitet wurde, konnte Robert einen neuen Prozeß anstrengen, durch Listen und Ränke die Ausführung jenseitiger Beschlüsse kreuzen oder doch sein Kind anderswohin in Sicherheit bringen. Da in den letzten Zeiten eine thörichte Verstimmung gegen Deutschland in Paris weite Kreise ergriffen hatte, und da diese Verstimmung durch unliebsame Vorgänge diesseits und jenseits der Grenze immer mehr geschürt wurde, so war noch weniger Aussicht vorhanden, daß französische Behörden deutschen Anforderungen sehr eifrig zu Willen sein würden, wenn solche kein schweres Verbrechen, nicht einmal allgemein empörende Handlungen betrafen.

So zog Robert Leichtfuß ohne allzugroße Besorgnisse in Paris ein, und er täuschte sich in dieser Beziehung nicht. Er wurde während seines zweiten Pariser Aufenthaltes sogar weit weniger im Auftrag seiner ehemaligen Frau und Schwiegereltern belästigt, als er immerhin erwartete.

Heribert Meyer hatte freilich nach seiner Genesung kaum ein Mittel unversucht gelassen, von dem man sich wirksame Verfolgung des verwünschten Malers versprach. Allein niemand wußte, wo die Entschwundenen zu suchen wären. Die Spuren Roberts und des Kindes verloren sich bereits hinter Spandau. Bei der laxen Art, mit welcher Horst die ersten Nachforschungen hatte anstellen lassen, war schon nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die Gesuchten wirklich in Hamburg eingetroffen wären. Jedenfalls kamen ihre Namen nicht in den Listen der die Ueberfahrt nach England und Amerika vermittelnden Dampfschiffe vor. Man ließ durch die Konsulate in den verschiedensten Städten Nachfragen ergehen. Diese Nachforschungen wurden sogar an einigen Orten, wo Heribert seines Schwiegersohnes Verbleiben vermutete, mit besondrer Hartnäckigkeit geführt, an andern lässiger. Man suchte ihn überall, nur nicht da, wo er war.

Als Robert Leichtfuß in der „Rue Murillo“ für sich und sein Kind eine ganz kleine, aber freundlich gelegene Wohnung mietete, war seit seiner Flucht von Berlin ein halbes Jahr nahezu verflossen. Während dieser Zeit waren ihm aus Deutschland keine andern Nachrichten zugegangen, als diejenigen öffentlichen, welche in Pariser Zeitungen für alle Welt zu lesen standen. Brieflichem Verkehr war er in der vergnüglichen Zurückgezogenheit des normännischen Stranddörfchens unerreichbar gewesen. Es gab niemand, von dem er Nachrichten zu erhalten, dem er Nachricht zu geben wünschte. So war er denn auch während dieser sechs Monate so vollkommen unbehelligt geblieben, hatte sich in die Rolle des glücklichen Vaters so ganz und gar eingelebt, daß er an die Möglichkeit einer Veränderung nur mit dem größten Widerwillen, wie an eine ungeheure Unwahrscheinlichkeit dachte. Alle Ansprüche, die seine frühere Frau auf den Besitz Ernas richten konnte, schienen ihm in dieser kurzen Zeit verjährt. Was, kurz die Zeit? Er hatte sich und sein Glück lange genug versteckt. Nun wollt' er es vor aller Welt am lichten Tag auf der Straße zeigen. Hatte die Liebe zu seinem Kinde ihn eine Weile Vorsicht gelehrt, sein Vaterstolz förderte den alten Leichtsinn wieder zu Tage. Er hatte es satt, sich in einem langweiligen Erdenwinkel unter stumpfsinnigen Fischersknechten zu vergraben; er war ein Künstler, und er bedurfte der Anregung eines großen Mittelpunktes, eines großen Marktes, einer verständnisvollen Gesellschaft. Sein Kind hatte er an sich gekettet mit tausend unzerreißbaren Fäden der Sympathie vom Herzen zum Herzen. Dieser Schatz galt ihm unverlierbar. An Hut und Wachsamkeit wollt' er ja darum nicht

nachlassen. Aber auch an Mut nicht einbüßen und sorglos leben. Ein andres Leben war keines!

Paris ist eine große Stadt. Es dauerte immerhin eine Weile, bis Roberts Wiederkehr selbst von alten Bekannten bemerkt wurde. Dann freilich sprach sich, besonders in jenen Künstlerkreisen, die er vordem besucht hatte, die Neuigkeit rasch herum. Er erfuhr auch, daß einige Male im verflossenen Sommer und Herbst starke Nachfrage nach ihm ausgegangen war. Allmählich drang die Nachricht, daß er in Paris wieder aufgetaucht sei, auch in die deutsche Heimat. Und endlich kamen auch vereinzelte Briefe, und er war, ohne es gesucht zu haben, wieder in mäßigem Verkehr mit der Welt.

Die ersten Gerüchte, mit welchen man ihn an der Seine empfangen, hatten dem leichtfertigen Maler doch etwas bange gemacht. Er lief sogar zu einem Rechtsanwalt und erkundigte sich, was er unter den obwaltenden Umständen zu befürchten haben möchte. Der Advokat konnte ihn nur zum Teil beruhigen. Und schon erwog Robert aufs neue, ob er nicht besser die Weltstadt vermieden hätte, ja ob es nicht noch jetzt das geratenste sei, das breite Meer zwischen sein Kind und die alten vielvermögenden Verwandten zu legen. Da kam eines Tags mit dem Poststempel Berlin ein schwarzgeränderter Partezettel an. Die Adresse war von einer ihm fren den Hand geschrieben und lautete mit ganz richtiger Angabe der Straße, der Hausnummer und selbst des vierten Stockwerkes „An Fräulein Erna Leichtfuß“.

Kleinchen verstand noch nicht zu lesen, hatte aber, wie alle Kinder, große Freude daran, einen eigens an sie adressierten Brief zu erhalten. Aber das Klatschen der ungeduldigen Händchen hatte ein jähes Ende, die ganze Freude verfärbte sich, als Robert ihr aus dem entfalteten Blatte Papier die Mitteilung vorlas, daß ihr Großvater in dieser letzten Woche des Jahres gestorben sei.

Robert ließ Ernas Thränen fließen. Der alte Mann hatte sich beispiellos niederträchtig gegen ihn benommen; aber es war der einzige in der ganzen Berliner Sippschaft gewesen, der das Kind wirklich geliebt hatte. Die Mutter . . .

Robert zuckte bei dem Gedanken an seine geschiedene Frau mitleidig die Achseln. Er war ziemlich sicher, daß die Frau Baronin von Wolkenfels-Krümelshausen die Bemühungen, ihr Töchterchen erster Ehe nach Berlin zurückzuführen, nicht bis aufs Aeußerste treiben würde. Wieder einmal war das blinde Schicksal oder aber die weise Vorsehung seinem Leichtsinn zu Hilfe gekommen — wenn auch diesmal etwas grausam gegen seinen ärgsten Feind.

Der alte Heribert hatte sich scheinbar zwar von seinem ersten Schlaganfall erholt. Seine Aerzte versicherten ihm, daß er vollkommen hergestellt, ganz der alte tüchtige Geselle und außer aller Gefahr sei. Und seine Freunde und Bekannten waren sämtlich so höfliche Leute, daß sie, wo immer ihnen der Geheime Kommerzienrat begegnete, nicht versäumten, ihm in sein blutrot angelaufenes, schiefgewordenes Gesicht die freudige Versicherung zu sagen, daß er ausgezeichnet aussehe und alle Tage jünger werde. Lügen, die sie nichts kosteten und dem Angeredeten Freude machten ... weniger, als sie glaubten. Denn Heribert merkte nur zu gut, daß in seiner alten Maschine nicht jeder Teil mehr so genau funktionierte wie vordem, und er hatte die Menschen im allgemeinen und ihre Wahrheitsliebe im besondern niemals über Gebühr geschätzt. Dennoch glaubt selbst ein so gewitzter Mensch am Ende, wenn er oft hört, was er gern hört. Gewinnsucht und die ganze Unbändigkeit seines eigensinnigen und eigensüchtigen Charakters halfen dazu. Er zog sich weder von den Geschäften zurück, noch befleißigte er sich in den Zwischenakten seiner Thätigkeit jener Entsagungen, die allein ihm das gefährdete Leben hätten fristen können. Im Gegenteil überließ er sich mit der gesteigerten Gier eines Menschen, der an den Freuden dieses Daseins zu kurz zu kommen fürchtet, allen Launen und allen Zerstreuungen. Seine Frau, die sich immer peinlicher und verletzender nach ausschließlich vornehmer Gesellschaft sehnte, hielt ihn selten im eignen Hause zurück. In den Familien seiner Töchter fühlte er sich nicht heimisch; argwöhnisch und übellaunig, wie er seit seinem Unfall war, kam es ihm vor, als schämten sich diese Glückspilze, denen er seinen Reichtum in den Schoß geschüttet, eines Mannes, der vor so und so viel Jahren mit nur so und so viel Groschen in der Tasche auf zergangenen Schuhen in Berlin eingezogen war, um sein und der Seinen Glück zu machen. Was Wunder, daß es ihm bei fremden Leuten besser gefiel! So kam es, daß ihn ein zweiter Schlaganfall in nicht ganz tadelloser Gesellschaft überraschte, und er seiner Gattin in einem Zustande heimgebracht wurde, der nicht nur den lauten Jammer, sondern auch die stille Entrüstung der Frau mit den vornehmen Instinkten rechtfertigte.

Noch etliche Wochen zwischen Furcht und Hoffnung zugebracht, und die Stadt Berlin zählte einen Geheimen Kommerzienrat weniger unter ihren Mitbürgern, die beiden Freifrauen von Wolkenfels-Krümelshausen, sowie deren Mutter trugen tiefe Trauer, und einige Lokalblätter, die der Börse näher standen als andre, widmeten den stadtbekannten Tugenden

und der kommerziellen Bedeutung des Heimgegangenen etliche tiefempfundene Zeilen.

Emma kam etwas leichter als die beiden andern so schwer betroffenen Frauen über den unerwarteten Verlust hinweg, da ihr Gemüt zu gleicher Zeit von der frohen Sicherheit bewegt ward, das tapfere Geschlecht der Wolkenfelser werde nicht so bald aussterben, und ihr sorgsamer Gatte alles that, um sie in solcher Zeit nicht in ihrer gerechten Trübsal verkommen zu lassen.

Das freudige Ereignis, dem sie in einigen Monaten entgegensehen durfte, milderte auch den Eifer, der nicht im freiherrlichen Purpur geborenen Tochter erster Ehe wieder habhaft zu werden. Und Horst, der seiner Gattin jede unnütze Aufregung gern ersparte, trieb sie nicht zu hitzigerer Verfolgung an. Im Gegenteil, er gestand ihr, daß er mit dem Spruch des Gerichtes niemals einverstanden gewesen sei, ebensowenig wie mit den Mitteln, durch welche der Anwalt seines nunmehr in Gott ruhenden Schwiegervaters jenen Spruch herbeizuführen sich nicht entblödet hatte. Nun ihre zweite Ehe mit Kindern gesegnet werden würde, sei es nicht mehr als billig, auch dem Gatten erster Ehe das Seinige zu lassen — ganz abgesehen davon, daß es für Erna gerade kein angenehmes Gefühl sein würde, möglicherweise unter Schwestern aufwachsen zu müssen, welche man zum Unterschied von ihr sehr deutlich Baronessen titulieren würde. Er für seinen Teil gab ja nichts auf adlige Vorurteile — er hatte es bewiesen — aber die Menschen waren ja so dumm — er hatte genug davon erfahren! Es war nur Gerechtigkeitsgefühl, wenn er jedem seinen Teil gewahrt wissen wollte: dem einsam gewordenen ersten Gatten seiner Frau die Freude an seinem einzigen Kinde; Erna eine Kindheit, die weder Neid noch Eifersucht verbitterte. Seiner Emma mutete er freilich ein großmütiges Entsagen zu, aber doch nur für eine Weile; und sie war ja sonst so glücklich, und der Glückliche müsse sich auch in das Empfinden eines andern versetzen.

Thuen wir desgleichen und stellen wir hinter den echten Edelstein der Horstschen Empfindung als rechte Folie das Blatt Papier, auf welches Heribert Meyer sein wohldurchdachtes, spitzfindig ausgeklügeltes Testament geschrieben hat, so wird das Geschmeide seiner Seele erst in vollem Glanz erstrahlen. Jenes Testament sprach nämlich Ernas Enterbung aus für den Fall, daß sie nicht bis zu ihrer Mündigkeit von dem unwürdigen Vater, der sie geraubt, losgelöst und als reuige, gehorsame Tochter in die allein berechtigte Obhut ihrer Mutter zurückgekehrt sein werde.

Hätte der gerechte Horst nur mit allen Bestimmungen dieses

verzwickten Testamentes so einverstanden sein können, wie mit der Klausel, die Erna Leichtfuß betraf! Aber dahin schien des Erblassers Absicht keineswegs gerichtet. Ein Kavalier fällt doch immer mehr oder weniger hinein, wenn er sich mit solch einer Wucherseele einläßt! Das Los der beiden Freiherren von Wolkenfels-Krümelshausen war ja auch so gerade kein beklagenswertes, nicht doch! Aber von jener alle Augen blendenden Opulenz, die sich die beiden Glücksritter geträumt, als sie sich schlau herbeigelassen hatten, die Töchter des Geldkrämers durch ihre turnierfähige Hand zu nobilitieren, waren sie viel weiter entfernt, als ihnen lieb sein konnte. Heribert, der Menschenkenner, hatte den kleineren Teil seines in der That sehr beträchtlichen Vermögens durch alle Klammern und Schrauben, welche das Gesetz nur einem knifflichen Advokatenverstande darbot, auf einige Menschenalter hinaus so sicher festgelegt, daß aller Voraussicht nach kaum die Kindeskinder seiner Töchter freie Verfügung über diese Kapitalien erhalten würden. Heribert, der blinde Gatte, hatte seiner vornehmeren Hälfte über jenes beträchtlichen Vermögens größeren Teil freies, nur durch geringfügige Klauseln eingeschränktes Verfügungsrecht zugesprochen.

Warum doch des Schlauen vielgerühmte Menschenkenntnis dieser innerlich ganz unbedeutenden Person gegenüber jedesmal die Waffen streckte! Horst begriff das so wenig, wie es dessen in Mitleidenschaft gezogener Vetter begriff, und beide hätten dem Alten da ein Licht aufstecken können ... ein blendendes Licht unliebsamer Auskunft. Aber was hätt' es geholfen! Ebenso eigensinnig als mißtrauisch hätt' er ihnen doch gleich beim ersten Aufleuchten dies Licht aus der Hand geschlagen mit der Versicherung, daß er seine gewohnte Finsternis ihrer unerbetenen Aufklärung vorziehe.

Und am Ende was hätten sie ihm auch mehr bieten können, als Vermutungen in die blaue Zukunft hinein! Damit hätt' er sie ausgelacht. Sie waren nicht die Jagonaturen, die einen solchen nüchternen geriebenen Bänker zum Othello machen konnten. Sie hätten ihn nur gegen sie selbst aufgebracht und der herrschenden Dame des Hauses nicht das kleinste Rententitelchen entzogen. Da ließen sie's aus Klugheit, vielleicht aus falscher Klugheit lieber bleiben. Und nun war die einfältige Situation, welche das verwünschte Testament geschaffen, in Geltung, und es hieß noch dringlicher als je zuvor: es ja nicht mit Frau Hermione zu verderben, denn man hing empfindlicher von ihr ab, als da der alte Geldsack noch auf seinen zwei Beinen stand.

Emmas wie Brigittes Gatte, Horst wie Jobst legte jeder seine Hand mitsamt dem Siegelring von unnatürlicher Größe

darauf ins Feuer, daß das Trauerjahr nicht vorübergehen würde, ohne daß sie mit unwiderleglicher Sicherheit voraussagen könnten, mit wem die heute noch untröstliche Witwe ein neues, noch vornehmeres Leben beginnen würde.

Ach was, sie brauchten dazu nicht so lange zu warten. Sie vermochten jenen glücklichen Sterblichen schon heute zu nennen, hätten ihn dem verblendeten Heribert schon bei seinen Lebzeiten namhaft machen können, wenn auch immerhin nur als Vermutung, denn erweisbare Schuld belastete Hermiones Wandel nicht. Sie war eine kalte lieblose Natur und allen Unbequemlichkeiten schon aus dem Bedürfnis nach Vornehmheit zu weit abgeneigt, um sich ernstlich mit einer heimlichen Liebe zu befassen. Aber daß sie, von ihrem pöbelhaften, breitspurigen Lebensgefährten einmal befreit, nicht zwischen zwei mit altadligen Namen geschmückten Töchtern die bürgerliche Frau Meyer bleiben würde, darauf konnte man schwören, wetten und Gift nehmen. Wozu hatte sie das mehrere Geld, wenn sie es ihren Töchtern nicht auch in dieser Beziehung zuvorthun konnte! Und einen passenden Mann dazu zu finden, war in dieser Zeit, welche ererbte Tugend so unverschämt selten mit angeborenen Glücksgütern unterstützt, nicht eben schwer.

Ja, wenn man die Wahl der guten Schwiegermutter noch hätte leiten und beraten dürfen! Da wäre ja noch irgend ein vernünftiges Abkommen zu treffen gewesen, bei dem alle Beteiligten gut hätten fahren können. Aber das war eben der Teufel, daß Hermione, wenn auch noch unbewußt, ihre zukünftige Wahl schon getroffen hatte und aus den Netzen dieses Schleichers gar nicht mehr zu entwirren war.

Und sich bekennen, daß man selber daran schuld trug, daß man selber diesen verfluchten Windhund in des Schwiegervaters Haus gebracht hatte, und daß man endlich gar, um es mit der launischen, in ihren Pagen vernarrten Alten nicht zu verderben, die beste Miene zu dem empörenden Spiele machen und den knifflichen Windhund sozusagen auf Händen tragen mußte, wo man ihn lieber mit wirksam vereinten Fußtritten zum Tempel hinausgejagt hätte, das gab aller Lust und Zufriedenheit den Rest.

Himmelkreuzschockmillionenschwerenotsdonnerwetter! Mußte auch so einen urfeudalen Namen haben der kniffliche Windhund, den ihre Dummheit da eingeschmuggelt! Der älteren Dame lief jedesmal das Wasser im Munde zusammen, wenn sie ihrem Diener einen Auftrag für den Freiherrn von dem Stumpe-Wanzeböky erteilte, oder ihn selbst mit gnädigstem Blick ins Gespräch zog. Sie hatten ja gewußt, daß sie ihrer Schwieger-

mutter keine schlechte Freude machen würden, wenn sie ihr einen Assessor und Doctor juris mit solchem Namen in den Salon schleppten. Jobst erinnerte sich noch wie heute, wie er dem vorsichtigen Streber zureden mußte, damit er sich herbeiließ, im Hause des reichen Mannes anzutreten. Na, da war ihr Wille geschehen und hatte sich zu einer Sorge ausgewachsen, die schwere Schatten auf all ihre Hoffnungen und Pläne warf.

Freifrau von dem Stumpe-Wanzeböky! Das wird sich Hermione so mir nichts dir nichts entgehen lassen! Sie war danach! Und wäre sie, die mit vornehmem Bewußtsein trauernde Witwe auch in Gedanken noch meilenweit davon entfernt gewesen, der kniffliche Streber schob sie ja augenscheinlich jedesmal eine Tagreise diesem Wunsche näher. Nun waren sie schon ganz dichte ran! Sie sprachen schon stumm mit den Augen, wenn andre Leute in ihrer Nähe waren, und verstanden sich ohne Worte, wenn lautes Sprechen ihnen nicht am Platze schien. Kein Mensch, auch von den Verwandten keiner verstand es so gut, wie dieser gar nicht zum Hause gehörige Herr Assessor, sich in dieser Trauerzeit unentbehrlich zu machen. Er hat es mit aller Vorsicht darauf angelegt, der Schwiegermutter den Kopf zu verdrehen. Sie fragt nur ihn in allen und den oft ziemlich verwickelten Angelegenheiten des Hauses und des aufzulösenden Geschäfts um Rat. Sie thut keinen Schritt, ohne die Zustimmung dieses rechtskundigen Barons. Sie hat ihr Ideal gefunden. Ein nettes Ideal dieser trockene, lederfarbene, ehrgeizige Streber! Aber was hilft aller Grimm, der doch nicht laut werden darf! Er hat ihr Ohr. Er allein. Wenn sie sich mit dem Recht ihrer Trauer vor aller Welt verschließt, wenn selbst die eigenen Töchter nicht jedesmal Audienz erhalten, Stumpe sitzt jeden Tag stundenlang bei ihr, und er wird sie noch ersitzen, wenn je bewußte Geduld hartnäckig im Auge behaltene Absicht erreicht hat.

Und dann Ade schönes Geld, größere Hälfte, die der trauernden Witwe zu ausschließlicher Verfügung überlassen worden! Kein Wolkenfelsisch Auge wird einen roten Heller von dir zu sehen kriegen! Stumpe will reich werden, Gott weiß warum. Er wird es uns nicht sagen. Er will große Karriere machen, die Welt in Erstaunen setzen, vielleicht Gesandter oder gar Botschafter werden, mit einem Wort streben, immer höher hinaufstreben. Die ältere Frau ist ihm mit ihrem Geldsack eine Stufe. Er tritt darauf und weiter! Ob ihm sein Streben gelingt, ist für die Schwiegersöhne Nebensache. So oder so werden sie das Nachsehen haben. Wer hätte das gedacht! Und gar bei Hermiones mittleren Jahren!

Diese Besorgnisse brachten viel Verstimmung in Emmas

schöne Häuslichkeit. Und daß man unter solchen Umständen sich nicht auch noch in umständliche Streitigkeiten mit dem ersten Gatten einlassen wollte, Streitigkeiten, welche für die Freifrau in ihrem leidenden Zustande nur weitere unliebsame Aufregungen im Gefolge haben mußten, war von seiten des liebenden Gatten gewiß begreiflich.

So blieb Robert Leichtfuß Winter und Frühling unangefochten im Besitze seines Kindes. Von der nichtswürdigen Klausel im Testamente Heribert Meyers, der seine Enkelin von jedem Anteil seines großen Vermögens auszuschließen suchte, wenn sie den eigenen Vater bei reifender Einsicht nicht freiwillig verließ, erhielt der Maler schon im Januar Kenntnis. Es empörte ihn, aber es überraschte ihn nicht. Was hätte ihn von jenem heimgegangenen Manne noch überraschen können! Nur Gutes etwa! Einen Streich, den jener ihm noch aus dem Grabe spielte, hatte er nicht anders erwartet.

Er begab sich zu einem Rechtsanwalt, den er als gediegenen Kenner deutscher Verhältnisse hatte rühmen hören, bereit für seines Kindes Rechte nichts zu versäumen. Doch riet ihm dieser vom Prozeßwege ab, wenn er nicht Erna sofort an diejenigen preisgeben wollte, gegen die er klagend auftrat. Denn das ging nicht an, dem Gericht auf der einen Seite durch Flucht eine Nase drehen, und es auf der andern Seite zu gunsten eines Wesens anrufen, das man dem Spruche des Gerichts entzog. Das Gericht, dem er sich in der einen Sache stellte, mußte doch im nämlichen Augenblick ihn in der andern Sache zu erreichen wissen. Es werde geben und nehmen mit einem Arm. Vielleicht auch nur nehmen. Indessen würde ja, wenn er nicht schon jetzt für sein Kind Anspruch mache, nichts für dasselbe verloren. Das Geld sei sicher angelegt und pupillarisch wohl gehütet. Und wenn Erna erst einmal die vorgeschriebenen Jahre erreicht haben würde, stünde es ja noch immer bei ihr, sich für einige Zeit in das Haus ihrer Mutter zu begeben. Bis dahin sei das Herz des Kindes seinem Einfluß vollkommen überlassen, und es müsse über alle Natur und Vernunft gehen, wenn ein so gutes Herz bis dahin nicht so ganz und gar einem so guten Vater zu eigen geworden wäre, daß kein Zureden und kein Verleumden, kein Glanz und kein Wohlleben ihm dies Herz mehr abwendig zu machen vermöchte. Ueberdies könne sich in der langen Zeit allerhand Unvorhergesehenes ereignen, was zu gunsten der vom Erblasser verlangten Willensäußerung ausgelegt werden dürfte. Robert könne demnach, ohne sofort zu Rechtsmitteln zu greifen, der Zukunft seines Kindes ruhig entgegensehen, solange

er selbst sich nicht die Lage der Dinge durch jener Beihilfe erleichtern, sondern sein Kind allein erhalten und erziehen wolle.

Robert dachte nicht daran, solche Hilfe für sich zu fordern, und kein Rat konnte ihm erwünschter sein, als bis auf weiteres sich um die Sippschaft in Berlin gar nicht zu kümmern.

Frau Hermione Meyer hatte aber den Gedanken, ihre Enkelin Erna über kurz oder lang wieder in ihr Haus zurückzuführen, durchaus nicht aufgegeben. Sie betrachtete seit Heriberts Heimgang diese Wiedergewinnung sogar wie eine ihr von dem Seligen hinterlassene Pflicht. In den langen, stillen Winterabenden besprach sie die Sache gar fleißig mit ihrem freundschaftlichen Tröster, dem Freiherrn von dem Stumpe, und dieser war ganz der Mann dazu, ihr mit Rat und That an die Hand zu gehen.

Was immer es sein mochte, das den um zwölf Jahre jüngeren Mann zu der weder schönen noch begabten Frau hinzog, ob wirklich nur die Geldgier des rücksichtslosen Strebers, oder vielmehr eine in die Irre gegangene Neigung, oder nur die Narrheit des Sonderlings, der, wider alle Berechnung handelnd, aufzufallen begehrte, oder aber eitel Gewohnheit im bequemen täglichen Verkehr mit der Frau, die ihn vergötterte, sich von anstrengender Arbeit zu erholen und sich verhätscheln zu lassen, es mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß dieser Freiherr aus anderm Holze geschnitzt war, als die Zierbengel aus dem Hause Wolkenfels, und daß Frau Hermione, so beschränkt sie in die Welt gucken mochte, diese Thatsache doch ganz klar ins Auge faßte und sich gegen alle möglichen Anforderungen und Listen ihrer Schwiegersöhne hinter des Freundes Klugheit und Wissen verschanzte. Sie hatte bald kein Geheimnis, auch kein Familiengeheimnis mehr vor ihm. Das lange blasse Gesicht in hagerer Hand, mit den großen braunen Augen vor sich hinstarrend, hörte er still und aufmerksam auf alles, was sie vorbrachte, sprach wenig und fast nur, wenn er ausdrücklich dazu aufgefordert wurde, traf aber dann meist den Nagel auf den Kopf.

Frau Meyer hatte für ihren geschiedenen Schwiegersohn verdammt wenig Sympathieen übrig behalten. Aber sie kannte auch ihre Tochter, und besser als irgend jemand diese kannte. Und wenn sie schon an der romantischen Szene, in der dieselbe Roberts Neigung erworben, wenig Geschmack hatte finden können, so entbehrte die Art, wie Emma ihren Gatten im Stich gelassen hatte, durchaus ihrer Billigung. Weniger vornehm hätte man kaum handeln können. Und wäre sie mit in Venedig gewesen, hätte derlei nie geschehen dürfen. Der Erfolg, daß man den ungehobelten Widerspruchsgeist losgeworden, war ihr trotzdem

zu Paß gekommen. Und hätte sie ihre Enkelin nach wie vor behalten, würde sie auch weder jene alten Geschichten aufgerührt, noch einen der Ihrigen getadelt haben.

So aber ließ sie ihren Gefühlen freieren Lauf. Und Baronin hin und Baronesse her, Erna war so gut ihre Enkelin als irgend ein andrer Sprößling, den Emma noch gebären würde. Und sicher war ihr, daß Erna in der Atelieratmosphäre ihres Vaters unmöglich jene vornehme Erziehung erhalten konnte, die einer Enkelin Hermiones gebührte.

Zum Unterschiede von ihrem seligen Gatten, der mit dem streitbaren Spürsinn des Emporkömmlings Unannehmlichkeiten ordentlich aufsuchte, ja mit seiner cholerischen Natur sie gleichsam bei den Haaren herbeizog, wenn sie nicht ungerufen erschienen, hielt Hermione, ihre natürliche Gelassenheit noch geflissentlich übertreibend, sich alles fern, was irgend einem das Herz anders als erfreulich bewegen, was einem die Stimmbänder durch lauteres Sprechen anstrengen und Runzeln in die annoch so glatte Stirne furchen mochte.

Von einem ungeduldigen Vorgehen gegen Robert Leichtfuß erwartete sie sich wenig Erfolg, aber viel Verdruß. Ein solches entsprach also gar nicht ihrer Meinung. Vornehm war, ruhig abwarten und den richtigen Zeitpunkt erfassen. Dazu sollte von dem Stumpe das Seinige thun.

Das meiste hoffte Hermione von der Zeit. War auch jetzt noch nicht daran zu denken, daß der ungebändigte Trotzkopf in Paris vernünftig mit sich reden lassen und das Kind einer anständigen Erziehung überantworten werde, so glaubte sie doch nicht, daß der leichtfertige Mensch auf die Dauer es nicht satt bekommen würde, Tag für Tag Kindsmagd zu spielen; sie zweifelte nicht daran, daß dem wilden, ungebundenen, regellosen Gesellen das kleine, zarte, unschuldige Wesen eines Tages zur Last werden, und daß ein Zigeuner, der nie verstanden, menschenwürdig für sich allein zu sorgen, mit einer Wirtschaft zu zweien und dreien über kurz oder lang in die Brüche gehen würde. Von Roberts künstlerischem Talent hielt sie wenig, von seiner Fähigkeit, das wenige kaufmännisch zu verwerten, hielt sie nichts. Die Stunden des Ueberdrusses und der Not konnten bei einem Menschen solcher Art nicht gar zu lang ausbleiben. Diese mußte man abwarten, und hatten diese erst geschlagen, dann kamen die aufgebauschten Zieraten von Vaterliebe und Künstlerstolz nicht mehr zur Geltung, ja, der leichtfertige Mensch war noch froh, wenn man ihm die Last abnahm, die er sich in einer prahlerischen Anwandlung mit dem

Kinde aufgesackt hatte. Freilich mußte nicht in der plumpen Weise Heriberts mit ihm unterhandelt, sondern seine Eitelkeit geschont und ihm gewissermaßen die rege Hoffnung verbürgt werden, er dürfe sein Töchterchen von Zeit zu Zeit sehen. Dann war Hermione sicher, daß er aus der zarten Hand einer feinfühligen Frau gar wohl annehmen werde, was er vor der geballten Faust des ungeschlachten Feindes mit Entrüstung abgewiesen hatte.

Nur Geduld haben und die rechte Zeit abwarten und sich unterdessen genau in Wissenschaft erhalten, wie Robert Leichtfuß lebte, und was er verdiente, und wann und wo sein Wandel oder sein Geschick Gelegenheit geben möchten, sei's, gegen ihn einzuschreiten, sei's, mit ihm Unterhandlungen anzubahnen!

In solchen Gedanken saß das ungleiche Paar oft langsam und leise plaudernd beisammen. Der Freiherr von dem Stumpe erklärte sich seiner Freundin gern zur Hilfeleistung bereit, doch vermied er es, ihr bestimmenden Rat zu geben, denn er wußte nicht, ob sie den Charakter ihres Schwiegersohnes richtig beurteilte. Sie freilich versicherte dies im Tone der Unfehlbarkeit. Sie kannte Robert Leichtfuß ja lange genug! Trotzdem hatte sie sich nie besondre Mühe gegeben, das Wesen dieses Störenfrieds genauerer Betrachtung zu unterziehen. Die Macht der Liebe hatte sie nie erfahren. Was über kapriziöse Neigung oder zähe Anhänglichkeit hinausging, galt ihr als Ueberspanntheit, die nicht vorhielt. Und doch hatte der weibliche Instinkt, von dem auch sie ein Teilchen aus Allmutter Evas Nachlaß abbekommen, sie nicht ganz in der Irre raten lassen.

Als etwa nach Jahresfrist ihrer zweiten Heirat, mitten im Trauerjahre, Emma eine Tochter gebar und etwas später von den Berichterstattern, welche Stumpe sich in Paris besorgt hatte, Nachrichten einliefen, daß das Bild, welches Robert für den diesjährigen Salon gemalt, von der Jury zurückgewiesen worden, daß er ohne Verdienst und aller Erwerbsmittel bar sei, da glaubten Hermione und ihr Freund die Zeit für ihre Vermittelungsvorschläge reif und die Gelegenheit günstig, dem verkommenen Zigeuner seinen Raub wieder abzujagen und Erna im Triumph unter das großmütterliche Dach zurückzuführen.

Ging es Robert Leichtfuß wirklich so schlecht? ... Entsetzlich schlecht! Schlechter denn je!

Er meinte, das Mißgeschick sei über ihn gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Er hatte doch nur eben alles in des Glückes lachender, rosenfarbener Beleuchtung gesehen! Und jetzt

war alles trüb und dunkel, hoffnungsloser mit jedem Tag, und wohin er faßte, blieb ihm, was er für Stütze gehalten hatte, nutzlos in der Hand; wo er anpochte, schob man den Riegel nicht zurück, sondern flugs noch einen zweiten vor. Alle Thüren zu, aber fest zu! Und er heraußen mit dem Kind im Hagelwetter der Not, im unbarmherzigen, sinnverwirrenden, rasend machenden Gepolter der Blitze, Schloßen und Stürme des Geschicks.

Ja, wie's nur gekommen war! Hatte er leichtsinnig nach alter Gewohnheit in den Tag hineingelebt? Nicht daß er wüßte. Hatte er vergeudet? Um Gotteswillen, nein! Er hatte gearbeitet, einsam, emsig, unverdrossen; er hatte sein Kind behütet und sich kein andres Glück gegönnt, kein andres Glück begehrt, als neben seinem heiter spielenden Kinde gewissenhaft zu arbeiten und also ganz seiner Kunst zu leben. Er wußte, daß die Summe, die er in Rom und Florenz sich mühsam zusammengemalt hatte, nicht ewig dauern würde, er hatte jeden Centime zweimal in der Hand umgedreht, eh' er ihn weggegeben. Er hatte sparsam, hatte einfach gelebt. O, so sparsam, um nur nicht in Abhängigkeit zu geraten. Er hatte keine Bedürfnisse mehr, als die gewöhnlichsten, das Leben zu erhalten. Fürs Kind freilich galt ein andres Gesetz. Erna war's gut gewöhnt. Für Erna durfte nicht gar zu sehr gespart werden.

Er wußte wohl, er war kein Rentner. Ach nein! Er war ein Arbeiter. Aber ein tüchtiger Arbeiter, nicht mehr der Taster, der seines Könnens ungewiß hin und her schwankte und nicht wußte, woher der Ruf an ihn ergangen und wohinaus der Weg zum Ruhme führte. Er kannte sich und seinen Wert. Er war zum vollbewußten Künstler ausgereift. Und Paris war die Stadt der Kunst, wo einer mit geübten Fingern nicht zu verhungern brauchte!

Freilich, es war das alte Paris nicht mehr! Man machte Unterschiede zwischen Heimischen und Fremden, recht bedeutende, recht unsinnige Unterschiede, die man früher unter Malern nicht gekannt hatte. Sonst war gut eben gut und schlecht war schlecht gewesen. Und hatt' er sich früher in seiner unfertigen Periode den Teufel darum gekümmert, oder war die alte Zeit wirklich ehrlicher und fördersamer für das bloße Talent gewesen, ihm schien, daß Gönnerschaften, Umtriebe und die alles überschreiende Reklame jetzt ganz andre Wirkung und Ausdehnung hätten, als vordem.

Es war vielleicht keine gute Wahl, als er zum zweitenmal Paris, die schöne Stadt der schönen Künste, zu bewohnen sich entschied! Er wäre vielleicht besser wieder nach Florenz zurückgekehrt und hätte in Gottes Namen Kopieen gefertigt für

Engländer und Russen und dergleichen Kenner. Aber was wäre dort aus Erna geworden, wenn er aus dem Palazzo Pitti oder den Uffizien nicht herausgekommen wäre vor Sonnenuntergang, während hier in der kleinen Werkstatt der Murillostraße sein Kindchen lustig neben der Staffelei sein Spielzeug aufgestellt hatte und ihn anlachte, so oft es wollte!

Ach die glückseligen Stunden, ach die gleichmäßig frohen Tage, die er so verlebt hatte voriges Jahr an der hallenden See und nachher hier oben in dem engen, behaglichen Atelier über dem tosenden Paris! Was verlangte Robert viel, um glücklich zu sein: sein Kind, ungestörte Arbeitszeit und des Lebens Notdurft. Sollt' er, der ausgereifte Meister, nicht im stande sein, sich hier auf dem größten Weltmarkte der Kunst, das bißchen Geld zu verdienen, was er für des Lebens Notdurft brauchte? Es wäre ihm lächerlich, wäre ihm kleinlich erschienen, daran auch nur eine Minute lang zu zweifeln.

Manch einmal freilich im Tage ging er, Malstock und Palette noch in der Linken haltend, von der Staffelei hinüber zu dem Schranke und zog mit der rechten Hand die oberste Schieblade heraus und überzählte mit unruhigem Zeigefinger, was ihm an Banknoten und Goldstücken noch vom Honorare des edlen Herrn von Sempach übrig blieb. Es wurde wirklich immer weniger! Von Tag zu Tage weniger! Wenn ihm aber bei diesem Anblick die Sorge hart ans Herz greifen wollte, da schob er die Schieblade hastig zu, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß und wandte sich dann jäh nach der Staffelei herum.

Dort saß sein Kind lachend an der Erde, und darüber thronte, in bunten Farben gleißend, die Leinwand, von welcher er alles hoffte, was er jetzt entbehrte, Ruhm, Geld und Seelenruhe ... von der er zuversichtlich und ohne Ueberspannung das alles hoffen durfte.

„Das Heimwesen des Horaz" nannte er sein Bild. Auf seinem Landgut Sabinum sah man den römischen Dichter rosenbekränzt sitzen — ein schöner Fischerjüngling zu Roqueville hatte seine Züge dazu herleihen müssen — um ihn herum antikes Gerät. Die elfenbeinerne Leier und der silberne Mischkrug für den Falerner fehlten nicht. Ihm zur Seite ein schönes Mädchen, das sich dem Kosenden schelmisch nur halb entwand. Ob es Phyllis oder Lalage, Lydia oder Chloe oder nur eine menschliche Verkörperung der lyrischen Muse sein sollte, blieb dahingestellt.

Klein-Erna, die zuweilen mit naseweisen Bemerkungen die Arbeit des Malers begleitete, rief einmal aus: „Das soll wohl Tante Sophie sein!" und das Kind fing bitterlich an zu

weinen, als der Vater behauptete, daß er gar nicht an Sophie gedacht habe und das dort ein römisches Fräulein, welches schon bald zweitausend Jahre tot, sei.

Klein=Erna jedoch trocknete ihre Thränen und sagte mit dem Eigensinn der Kinder, die einen lieben Gedanken so wenig wie ein liebes Spielzeug aufgeben wollen: „Und es ist doch Sophie! Meine gute Sophie!"

Robert fragte sich, ob ihm die Erinnerung einen Streich spielte, als er das blonde Haupt dieser Idealgestalt sich erschuf, und er ließ den Gelbschnabel ungestraft weiter plappern, für welchen das zierliche Figürchen auf der Leinwand nun einmal Sophie hieß und nicht anders.

Auf dem Bilde war noch allerhand zu sehen außer den beiden Menschen nebst dem lyrischen und ackerbaulichen Stillleben um sie herum. Weiter zurück sah man Kuh und Schaf, zu welchen Tieren im vorigen Sommer normännische Vierfüßler Modell gestanden hatten, und über diesen sah man weit hinaus ins Freie: da lag mit allen Reizen der sonneschwelgenden Campagna das alte Tibur am Gebirge. Robert hatte vor zwei Jahren die landschaftliche Skizze in Tivoli selbst gemalt auf einem Sommerausflug zwischen zwei Kopieen für Sempach.

Dies Bild, das er in Paris vollendete, war gleichsam ein Sammelwerk alles dessen, was der Künstler konnte. Nicht die Einseitigkeit, die Fülle eines großen Talentes sollte der staunenden Welt damit bewiesen werden. Und wenn sie erst staunte, die Welt, ei, warum sollte sie nicht auch zahlen!

Robert war seines Erfolges so sicher; trällernd und lachend gab er der Leinwand die letzten Striche der Vollendung, mit wahrer Zärtlichkeit zog er den Firnis darüber, und dann nahm er getrost aus der Schieblade von dem zusammengeschwundenen Geldvorrat einen beträchtlichen Teil, um für das merkwürdige Bild einen auffallenden Rahmen machen zu lassen. Ein altes florentinisches Muster schwebte dem Maler vor Augen. Das zeichnete er auf und ließ danach den Rahmen schneiden, mit dem sein Werk die Ausstellung beziehen sollte.

Der kam also ziemlich teuer; allein das Geld entnahm er getrost seinem schwindsüchtigen Schatze, denn das wird sich lohnen und vervielfältigen! Nicht ohne ein Gefühl der Rührung sah er dem bunten Viereck nach, als es die Männer forttrugen, die es vor die Jury schleppten; nun wird es in fremde Hände wandern, was sein eigenstes Denken und Fühlen gewesen war monatelang! Es ist doch schade, daß man sich vom Besten, was man hat, als Künstler trennen muß, um es an fremde

Leute, die einem gleichgiltig sind, hinzugeben für schnödes Geld. Aber das ist eben Malerlos!

Du hättest dich trösten können, Robert Leichtfuß; so schwerer Verdruß blieb dir erspart! Schnöder Mammon sollte dich nimmer über den Verlust dieses eigensten Werkes trösten. Die Jury, welche über die Zulassung zur Ausstellung entschied, verweigerte dem „Heimwesen des Horaz" die Aufnahme in den Salon dieses Jahres.

Robert Leichtfuß wäre weniger erstaunt gewesen, wenn der Blitz in seine Werkstatt geschlagen und das Bild auf der Staffelei in Flammen verzehrt hätte. Einen Augenblick war ihm, als kreisten alle Wände mit ihm herum und schlängen sich die Jahre wie in einem Wirbel zurück, und da wär' er wieder der arme Schlucker von damals, auf Geratewohl von der Hand in den Mund lebend, ohne jegliche Aussicht auf Glück und Stern.

Ja, war er das? Sollt' er ewig der Niemand bleiben, an dem die Menschen achselzuckend vorbeigehen und sagen: Wir kennen ihn nicht, und er wird wohl betteln gehen müssen.... Ei, so gib mir auch die alte Laune wieder, den lustigen Trotz und die königliche Gleichgiltigkeit gegen all das gewöhnliche Elend dieser Welt! Den Bettelstolz des unerschrockenen Talents, dem sein eigenes Streben, sein eigenes Lob genügt, der des Erfolgs nicht bedarf und des Lohnes entbehren kann!

Je nun, war sein Mißgeschick noch das alte, war er doch auch noch der alte Kerl, es zu tragen! ... Ja, ja, schon gut .. aber hier auf dem Estrich saß ein kleines Kind von sechs Jahren bei einem zerrissenen Bilderbuch und einer zerbrochenen Puppe und sagte: „Vater, wollen wir nicht zum Essen gehen?"

Ihm freilich war der Hunger vergangen. Ihm lagen die sauberen Entscheidungsgründe schwer im Magen, mit welchen die Unwürdigkeit seines Bildes ausgesprochen worden war. Kein gutes Haar hatten sie an dem ganzen Gemälde gelassen, nicht an den Menschen, nicht an den Haustieren, sogar die Richtigkeit des archäologischen Kleinkrams hatten sie angefochten, diese splitterrichterlichen Tröpfe, das saubere Detail, welches er aus allen Museen Latiums in seine Skizzenbücher getragen hatte! Nichts hatte Gnade gefunden.... Nein, doch eins, das alte Tibur dahinten, die Landschaft in dem oberen Viereck, die hatten sie gelobt, sogar mit überschwenglichen Ausdrücken gelobt. Man weiß, was so ein Begleitlob wert ist, soviel wie der Streuzucker, in den die bitteren Pillen gerollt werden, damit das Kind sie in Gottes Namen hinunterschluckt. So große Herren sollten sich so einfältiger Redensarten schämen! Solche

Landschaften malte einer im Schlaf, was bedeutete so ein Hintergrund! Die hatten's verstanden, sich bei ihm einzuschmeicheln, die weisen Herren, wie sie ihn Landschafter nannten. Dieser Schimpf hatte noch gefehlt zu dem Unglück.

Und ein Unglück, nicht nur eine Schande schien ihm diese Zurückweisung. Um Gotteswillen, woher Geld kriegen? Seine Barschaft reichte mit aller Genauigkeit voraussichtlich noch für zwei Monate, und vielleicht kaum so weit!

Aber zwei Monate sind lang, und Robert Leichtfuß wird den Mut nicht sinken lassen! Nein, so ein Schwachherz war er nicht. Man hatte denselben Streich schon andern gespielt, von welchen dieselbe Jury dann mit dienstbeflissenen Händen am Tempel des Ruhmes beide Flügelthüren aufriß und jeden Barbar und Kleinkrämer schimpfte, wer vor diesen Klassikern nicht den Hut schwenkte.

Robert hatte Genossen zu Hauf in seinem Mißgeschick, Genossen in alter und jetziger Zeit, Genossen, die Rache für solchen Schimpf nahmen, die Rache, welche dem Künstler geziemt, sein Bild trotzdem vor die Oeffentlichkeit zu bringen und an das Urteil des großen Publikums gegen das Urteil dieser engherzigen Kameradschaft zu appellieren. Es lebe der Salon des refusés! Es lebe die geistreiche Erfindung, die abgewiesenen Bilder zu einer eigenen Sammlung zu vereinigen und aller Welt zu Augen den Beweis zu führen, wie ungenau, wie ungerecht manchmal selbst jene Kenner ihr Urteil schöpfen, in die der Staat von Rechts wegen das größte Vertrauen setzt!

Auch aus dem Salon des refusés verkauften sich Bilder und Statuen. O, erst recht! Sie waren hier freilich etwas billiger. Aber wie manches Stück wanderte aus dieser Gesellschaft der Abgewiesenen in die weite Welt hinaus und machte die Runde durch Europa, um schließlich in irgend einer namhaften Galerie einen Ehrenplatz einzunehmen. Er hielt solch außerordentliches Schicksal wenigstens bei seinem Bilde für mehr als wahrscheinlich. Und er begab sich in diese doch zumeist recht schlechte Gesellschaft.

Als Robert Leichtfuß zum erstenmal an diesen Wänden entlangstrich und die Machwerke betrachtete, mit denen sie behängt waren, lief ihm ein Schauder über den Rücken und die Röte der Scham ins Gesicht. Also diese Schächer, die Schöpfer dieser Mißgeburten, das waren seine Nebenbuhler! Er selbst hatte sich unter sie begeben und gebeten: Nehmt mich als euresgleichen auf! War das der Hafen und das Ziel, bei dem der tollkühne Lauf eines Genies anlangte! Gott sei den armen

Sündern gnädig, die da um mich herumhängen! Und bin ich wirklich nur ihresgleichen einer?!

Das Publikum stand in Gruppen herum. Meist vor den schlechtesten Gemälden, bei denen es etwas zum Lachen gab. Und wie sie lachten, und was für arge Witze gerissen wurden!... Vor dem „Heimwesen des Horaz“ bildeten sich keine Gruppen. Es blieb niemand davor stehen. Kaum daß ein Vorübergehender seine Augen darauf haften ließ. Es war nicht schlecht genug, um in dieser Gesellschaft aufzufallen. Nicht gut, nicht schlecht, was war es denn? Was war er selber? Eine Mutlosigkeit, wie er sie nie gekannt, eine jeden guten Gedanken abtötende Traurigkeit fiel wie ein bleierner Mantel über ihn.

Er stürmte hinaus, davon. Die Menschen, die ihm begegneten, stoben wie Schatten an ihm vorbei. Was war ihm die weite Welt mit allem, das darauf kroch und flog, wenn er kein Maler war! Was sollte aus seiner kleinen lieben Welt werden, wenn er nicht im stande war, für sich und sein Kind das tägliche Brot zu verdienen!

Ein Pferdebahnwagen klingelte dicht vor seinen Ohren. Er sprang jäh zur Seite und hörte, wie der Kutscher vom Bock herunter und die Müßiggänger vom Bürgersteig herüber den traumseligen Narren schimpften, der ehrliche Leute in Gefahr brächte, ihn bei lebendigem Leibe zu rädern.

War er wirklich einer Gefahr entgangen? Er zuckte die Achseln und hastete weiter wie sinnbetäubt. Doch tönte der Anschrei, mit dem er von den Pferden weggerissen worden, wie ein dumpfes Echo in ihm nach.

Da war die Seine. Mitten auf der Brücke blieb er stehen, aufatmend, um sich blickend, fragend. Er mußte sich ans Steingeländer lehnen, um nicht in die Kniee zu knicken. Er war wohl gar zu schnell gelaufen. Er besann sich nicht darauf, aber sein Herz hämmerte wie ein ablaufendes Uhrwerk in seiner Brust.

Noch ein bißchen rascher, noch ein bißchen heftiger hämmern, daß der Strang birst, und dann ist alles aus, Ehrgeiz und Kummer und Plage, und der ganze Mückentanz in Gottes gleichgiltig scheinender Sonne, den wir Streben und Leben nennen. ... Wohl, und was wird dann aus Erna?

Erna, mein Kind, mein süßes Kind, mein Einziges auf der Welt! Er fühlte, wie ihm die Augen schwollen und seine Züge sich bitterlich verzerrten. Er wollte den Vorübergehenden nicht das lächerliche Schauspiel eines einsam mit sich selbst redenden Unglücklichen geben. Er wandte sich um und sein Gesicht dem Wasser zu. Drunten gurgelte, strudelte, floß die graue Seine dahin.

Das Kind in den Arm genommen, einen letzten Kuß auf den roten Mund und dann ein Sprung übers Geländer! Die Wasser zischen dir am Ohr vorbei und strudeln an dir hinauf und über dich empor. Du meinst dein Kind noch einmal schreien zu hören, aber die Wogen übergurgeln jeden andern Laut. Die kleinen Arme pressen sich mit verhundertfachter Gewalt an dich. Das Mitleid will dir noch einmal den Willen umkehren. Aber du bist ein Mann und bleibst stark. Noch zwei Minuten den Entschluß festhalten, starr und steif und eisern, dann vergehen dir Sinn, Gefühl und Gedanken, und ihr seid beide frei von allem Jammer, und an den Farbentöpfen in deiner Werkstatt mögen sich dann die Mäuse vergiften, während sie sich die kunstgeschichtliche Frage vorlegen, ob du ein Maler warst oder nicht! ...

Steigt's doch wie ein Rausch auf aus dem nüchternsten Elemente, dem Wasser, wenn man ins gleichmäßig gleitende Grau hinunterstarrt und das Leben einem schwer auf den Nacken drückt!

Robert neigt sich weiter und weiter vor, ihn überläuft ein Schauder. Und wie einer sich vor wachsender Betäubung durch physischen Schmerz zu ernüchtern sucht, drückt er acht Fingernägel auf einmal heftig in seine Stirn. ... Was hast du da gedacht? Erna? Du willst dich und dein Kind da hinab?! ... Und er fängt an helllaut aufzulachen. Er stellt sich aufrecht, trocknet die paar Blutstropfen von der Stirn und fragt sich, ob er denn heut über Durst getrunken habe, weil er auf so ganz wahnwitzige Hirngespinste sich verirrt. Robert Leichtfuß und verzweifeln! Nein, das gibt es nicht! Daß ihn die gekränkte Künstlereitelkeit so aus Rand und Band bringen könnte, hätt' er selber nie vordem geglaubt. Es soll auch nicht wieder geschehen! Nie wieder! Wenn ihn, des Ruhmes mangelnd, wieder Zweifel an seinem Beruf anfallen wollen, wird er sie mit der Versicherung von sich scheuchen, daß er ein Maler sei, weil sein Kind dessen bedürfe. Und damit basta!

Mit dem Gedanken an sein Kind macht er sich auf die Strümpfe. Er weiß schon, was er nun will. Er steuert hinüber nach dem Boulevard des Italiens, wo der alte Spitzbube Lefranc nach wie vor seine Bude hat. Spitzbube, nun wohl, aber ein Kenner der Kunst und der Menschen und einer, der Auskunft weiß in Nöten, und Bilder verkaufen kann, wenn er will. Er hat ihm ja vordem wohlgewollt, vielleicht läßt sich bei dem Manne Brot finden. Nur Mut!

Mit jedem Schritt wird ihm deutlicher, daß ein Mensch wie Lefranc ihm gerade gefehlt habe. Er nimmt sich vor, dessen

Weltklugheit auszuhorchen und seinen Feuereifer so gut er kann für seine neuesten Werke in Bewegung zu setzen.

Er hat gehört, daß sich Lefrancs Geschäft ungemein gehoben habe. Als er neulich mit Erna an der Hand am alten Laden vorbeiging, und der spitzbärtige Bilderkuppler unter der Glasthüre stand, tauschten sie Gruß um Gruß. Er kannte ihn also noch. Nur Mut!

Der Laden am Boulevard des Italiens war allerdings noch immer derselbe, allein der Eigentümer hatte sich sehr verändert. Der Knebelbart war ganz grau geworden, dagegen eine funkelnagelneue Perücke den einst so schäbigen Scheitel anmutig, nur etwas auffallend bedeckte. Der sonst ziemlich fleckige Flaus mit weiß abgeschabten Nähten hatte einem tadellosen schwarzen Rock mit zwei Reihen Knöpfen Platz gemacht, und in dem obersten Knopfloch links prangte eine brennrote Rosette. Wenn es nicht ein ausländischer Orden von derselben Farbe war, so war es wirklich die Ehrenlegion.

Lefranc nahm als Kunstverständiger nunmehr noch eine weit bedeutendere Stellung ein als vordem; die Sammler schworen auf sein Urteil, er beherrschte den Markt und war sich dessen mit Unverschämtheit und Würde bewußt.

Als Robert Leichtfuß bei ihm eintrat, schien der Bilderhändler den Besucher nicht gleich zu erkennen. Seine Aufmerksamkeit war gerade von einer neuen Aufstellung etlicher Tafeln, die seine Kommis vollziehen mußten, in Anspruch genommen, und sein Gesicht mochte in der That mit den Jahren etwas schwächer geworden sein.

Nachdem er erst mit kurzen Worten um Entschuldigung und Geduld gebeten hatte, kam er, sobald die Bilder nach Wunsch aufgebaut standen, an den Eingetretenen heran. Er blinzelte, er fragte, er war nicht sicher, ob er einen alten Bekannten vor sich hätte oder nicht. Plötzlich ging ihm ein Licht auf: „Ach, Sie sind's, der Mann mit dem zähnebrechenden unaussprechlichen teutonischen Namen!“ und er schüttelte Robert die Hand.

Aber bald veränderte er den Ton freundlicher Begrüßung und fing zu nörgeln an. „Wir haben uns lang nicht gesehen, schade! Na, ich hörte, daß Sie eine reiche Heirat gemacht haben. Genehmigen Sie meine aufrichtigen Glückwünsche, Herr Robert.“

„Keine Ursache, Herr Lefranc, keine Ursache!“

„O doch, mein Herr! Wenn man reich ist, kann man sich seinen Liebhabereien hingeben, auch wenn sie kostspielig sind, und hat nach der Meinung des dummen Pöbels und nach dessen gehorsamen Dienern, wie leider ich einen solchen abgeben muß,

nichts zu fragen. . . . Wollen Sie mir vielleicht ein Bild abkaufen, da Sie nun reich sind? Vielleicht einen echten Tiburtin? Es gibt noch dergleichen. Kommen Sie nur!"

„Sie irren, Herr Lefranc," entgegnete Leichtfuß bescheiden, aber bestimmt. „Ich komme nicht zu Ihnen, um Bilder zu kaufen, sondern um welche zu verkaufen, wenn's möglich ist."

„Sie!" Das war alles, was Lefranc darauf erwiderte, aber er rief es unverschämt laut, und sein Mund blieb offen, sein Zeigefinger ausgestreckt, als erstarrten beide vor Erstaunen.

Der Maler fuhr ruhig fort. „Ich bin durchaus nicht reich. Ich bin im Gegenteil nach wie vor darauf angewiesen, mein tägliches Brot im Schweiße meines Angesichtes zu verdienen."

„Das tägliche Brot?" sagte der Händler. „Und das wollen Sie mit Krusten der Art, wie die im Saale der Zurückgewiesenen, verdienen? Sapristi! Sie haben mehr Mut als Verstand. Reden wir von andern Dingen!"

Er redete jedoch durchaus nicht von andern Dingen, sondern nun erst recht von dem Bilde, das er ein mißlungenes nannte, ohne das kleinste Blatt vor den Mund zu nehmen.

Robert hatte sich Gelassenheit geschworen, er stand vor dem Scheltenden wie ein Badender unter einer Douche, der überzeugt ist, daß die ihn von oben bis unten überrieselnde eisige Unbequemlichkeit seine Hautthätigkeit angenehm befördern und seinem ganzen alten Adam sehr zu gute kommen werde. Er muckte erst auf, als der boshafte Lefranc mit dem bitteren Rezepte schloß: „Wenn Sie meinem Urteil, wenn Sie dem guten Rat eines alten erfahrenen, wohlwollenden Kenners folgen wollen, so schneiden Sie die kleine hübsche Landschaft, die Sie vom alten Tivoli oberhalb jenes Durcheinanders von unvollkommenen Menschen, Tieren und Gerätschaften gemalt haben, aus der Leinwand mit einem scharfen Messer heraus, ziehen sie auf einen eigenen Rahmen und werfen den Rest ins Feuer. Je eher desto besser!"

Robert Leichtfuß hatte genug. Daß dieser boshafte Schwätzer ihm sein „Heimwesen des Horaz" nicht abkaufen werde, das wußt' er nun. Er zeigte ihm den Rücken und wollte gehen.

Lefranc aber reckte großartig die linke Hand nach ihm und, den ausdrucksvollen Finger hoch in der Luft schüttelnd, die Brustseite mit der roten Rosette weit vorgerückt, rief er: „Unglücklicher, wie oft hab' ich Ihrer mit Heulen und Zähneklappern gedacht! So widerwillig wie Sie hat noch kein Mensch sein Glück mit Füßen getreten! Sein sicheres Glück! Ja, wenn es nur Ihr Glück gewesen wäre! Aber das meinige lag da-

runter. Ich bin nicht arm, und meine bescheidenen Verdienste mangeln nicht der öffentlichen Anerkennung. Gut, aber soll man darum nicht in Wut geraten, wenn man so blödsinnig vereitelten Gewinnes gedenkt! Ja, mein Lieber, Hunderttausende hätte ich gewinnen können, wenn Sie Ihre lächerliche Eitelkeit auf etliche Jährlein hätten bändigen und mir Tiburtins unsrer Faktur hätten malen mögen, wie ich sie damals bei Ihnen bestellte, wie ich sie von Ihnen mit aufgehobenen Händen erbat ..."

„Mit aufgehobenen Händen?!" wiederholte Robert. Es zwang ihn zum Lachen. Das Lachen aber reizte den Alten, der um entgangenen Gewinn aufrichtig trauerte, noch mehr, und mit rascheren Worten beklagte er sich weiter: „Ich wiederhol' es: Hunderttausende! Wie oft kamen sie übers Meer, wie oft schrieben die Händler von drüben, Tiburtins müßten sie haben, Tiburtin wäre Modeware, keine andre bezahlte sich besser! Wo waren Sie da? Im Lande der Wilden, wo man für Kinder und Narren malen mag! Ach, mein Herr, wenn es Ihnen, wie mir nun scheint, nicht immer nach Wunsch gegangen ist, glauben Sie, daß meine Flüche nicht ohne Wirkung dabei waren. Mutwilliger, der Sie die Menschen nicht nehmen wollen, wie sie sind, Erznarr, der Sie Narren Ihre Meinung aufdrängen wollen! Hätten Sie denn nur für mich gearbeitet? Nicht auch für Ihren eigenen Wohlstand?! In den sieben oder acht Jahren, statt sie nutzlos zu verlieren — denn ich sehe, Sie sind nicht reich — in sieben oder acht Jahren hätten Sie sich ein artiges kleines Vermögen ermalt mit meiner Hilfe. Und wer weiß, so nach und nach, bei geschickter Gelegenheit hätte man ein andres Bildchen mit Ihrer eigenen Signatur vors Publikum gebracht. Man hätte einen der maßgebenden Journalisten für Ihr Talent zu interessieren versucht — denn alles in allem, Sie haben Talent, wenn auch ein andres, als Sie glauben! Sie hätten dem Herrn eines Ihrer eigenen Bilder — keinen meiner Tiburtins, wohlverstanden — zum Geschenke gemacht. Er hätte über Sie geschrieben, einen Aufsatz, zwei Aufsätze, und wäre bei jeder schicklichen Gelegenheit mit wirksamem Fingerzeig auf Sie zurückgekommen. Nun wären Sie ein gemachter Mann, könnten den alten Lefranc und den klassischen Tiburtin auslachen — aber nur über diese Leichen ging der Weg zum Glück! ... Ach, die dumme Jugend glaubt in ihrem Trutz, sie wüßte besser, als unsereiner, wie Ruhm und Geld erreicht würden! So mit der Thüre ins Haus! Mir nichts, dir nichts, drauf und dran! Ja, gesegnete Mahlzeit! Man kommt wohl mit der Thüre ins Haus, aber auf dem Bauche, und die

andern schreiten über einen hinweg zum Ziele, während der Stürmer mit zerbrochenen Knochen beiseite gefegt wird, um sich meist nie mehr zu erheben!“

Der Zornige grub die fünf Finger in seine silberne Dose, stopfte sich unglaubliche Mengen Spaniol in die Nasenlöcher und schlenkerte dann die Körnchen Schnupftabak, die reichlich an seiner Hand kleben geblieben waren, mit heftiger Bewegung von sich in die Luft. Sein Unmut schien ihm ein Recht zu dieser rücksichtslosen Mimik zu geben.

Aber während er also that und sich dann geräuschvoll schneuzte, ward es Leichtfuß möglich, ein Wort zu sagen, von dem er sich Eindruck auf den zornigen Mann versprach. Es kam ihn schwer genug an, zu gestehen: „Ich habe auch einige Landschaften gemalt in der Zeit, daß wir uns nicht gesprochen haben, Herr Lefranc.“

„Sie? Landschaften? Aus freiem Antriebe? Aus freier Hand? Aha, ich verstehe! So heroische Landschaften gewiß! Hundertachtzig Meter über der gemeinen Wirklichkeit. Die Inseln der Seligen oder die Lokalitäten der Odyssee u. dgl. Nichts gesehen, alles gedacht, geahnt, geträumt! O, ich kenne das und bin nicht neugierig.“

„Es gefällt Ihnen, mir Unrecht zu thun,“ entgegnete Robert, noch immer kaltblütig, denn er wollte nichts unversucht lassen, um sich einen gangbaren Weg zu Verdienst zu sichern. „Wollen Sie sich nicht einmal durch den Augenschein überzeugen? Darf ich Ihnen nicht eines oder das andre dieser Bilder, die streng und treu nach der Natur gemalt sind, bringen?“

Lefranc schob seinen Kopf in der Luft hin und her. Er hatte sich heiser geredet und schien sich auf landläufige Höflichkeit zu besinnen. Aber es war eine gehaltlose, nichtssagende Höflichkeit.

„O gewiß! ... Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können. ... Indessen, Sie wissen ... Sie kennen den Geschmack der närrischen Pariser ... neue Menschen wollen in Szene gesetzt sein. Ich sehe dafür keinen Weg. Und vor allem die Zeit und die Jahreszeit sind solchem Experiment nicht günstig. Ich kann Ihnen nichts versprechen. ... Schicken mögen Sie ja immerhin ... vielleicht findet sich ein Käufer. ... Vielleicht!“

Robert sah den Mann, der so leidenschaftlich im Tadel und so vorsichtig im Versprechen war, mit nachdenklichen Augen an. Er verstand gar wohl, daß er nur eine Ablehnung hörte, und erwiderte gleichfalls nur im Sinne einer nichtssagenden Höflichkeit: „Ich danke Ihnen. Ich werde gelegentlich etwas schicken.“

Er ging und hatte die Klinke schon in der Hand, als ihm

Lefranc von der Mitte des Ladens, wo er stehen geblieben war, wieder mit hitziger Stimme nachrief: „Und Tiburtin? He? ... Malen Sie mir einen Tiburtin! Sie wissen, einen von den wahren!“

Robert Leichtfuß wandte sich nach dem Händler um, und so bitterlich ihm gerade zu Mut war, er mußte doch lächelnd die Antwort geben: „Ich denke nicht daran.“

„Ich habe eine ausgezeichnete Gelegenheit, einen Tiburtin anzubringen. Mehrere! Viele! ... Ich würde Sie wunderbar zahlen! ... Großartig!“

„Eine Fälschung? ... Ich danke dafür, Herr Lefranc!“

„Kind, das Sie sind! Wer verlangt von Ihnen mehr Witz, als Sie besitzen? Sie malen ein Bild nach meiner, des Bestellers, Wunsch und Angabe, zeichnen es meinetwegen mit Ihrem Namen oder mit denen der heiligen drei Könige ... und ich mache mit meinem Eigentum, was mir beliebt. Das ist alles, und es geht Sie weiter nichts an!“

„Guten Abend, Herr Lefranc!“

„Geh zum Teufel ...“ hörte er den alten Bilderhändler sagen, und es kam wohl noch ein und andres Wort hinterher, das niemand als Kosenamen hätte gelten lassen. Aber Robert hatte die Thüre schon von draußen zugemacht, ehe jener seinen Satz vollendete.

Da stand er wieder in freier Luft. So arm, so klug, so ehrlich und so aussichtslos wie zuvor. Er wußte nicht, was er sollte, nicht, was er wollte, in diesem Augenblick. Er wußte nur, daß er das nicht durfte, was der Mensch dort drinnen ihm zumutete. Und es that ihm wohl, mitten in seinen ratlosen Sorgen sich des Stolzes freuen zu dürfen, mit dem er diesen Versucher lachend abgewiesen hatte.

Neben ihm und auf der gegenüberliegenden Seite des Boulevards wurden die Laternen angesteckt, obschon das Tageslicht noch nicht ganz verglüht war. Die Wagen rollten in unabsehbaren Reihen, einer dicht hinter dem andern von den Elysäischen Feldern zurück in die Stadt. Dichter und dichter ward das Gedränge auf den Bürgersteigen. Die Herren geschniegelt und gebügelt, weiße Blumen im Knopfloch, die Damen und Dämchen in lichten flatternden Sommergewändern. Wohlleben, Lustbarkeit und Ueppigkeit, wohin das Auge traf. Und mitten drin ein armer ehrlicher Mensch, der sich fragte: Was nun, um Brot für den nächsten Tag zu schaffen?

... Ach was, für den nächsten Tag?! Man muß nichts übertreiben! Die gekränkte Eitelkeit hatte Robert Leichtfuß die

Laune verdorben und den Mut benommen! War er denn noch er selber? Er erkannte sich nicht wieder ... er hatte doch noch für zwei Monate vollauf zu leben! In zwei Monaten hatte das Glück tausendfache Gelegenheit, ihm wieder einmal zu erscheinen. Und es wird erscheinen! Gewiß, es wird! Und wenn nicht in zwei Monaten, so doch in dreien! Denn aus dem, womit ein andrer zwei Monate lebt, lebt ein gutwilliger, nicht eben verzärtelter Kerl, wie Robert Leichtfuß, drei Monate und vielleicht gar vier! Man muß sich eben einrichten danach. Er wird sich danach einrichten! Also Kopf in die Höhe und nimmer verzagt!

Er hob den Kopf in die Höhe und schritt seines Weges, die Maleraugen, wie in sorglosen Tagen auf alles heftend, was ihm begegnete. Die Pariser sind ein lustiges, rühriges Völkchen. Und gar um diese Stunde wimmelt's auf dem elegantesten aller Boulevards von wohlhabenden und behaglichen Menschen, die sich zu ihrer Hauptmahlzeit begeben. Abendrot und Lichterglanz wirkten zauberisch mit- und gegeneinander. Hinter den großen Spiegelscheiben der feinsten Garküchen füllten sich die blankbedeckten, appetitlich herausgeputzten Tischchen und vor ihnen hockten, die blitzende Serviette über der weißen Weste, Messer und Gabel in geübten Händen, kauend, schluckend oder befehlend die frischrasierten Stammgäste wie lebendige Bilder üppigen Genießens hinter Glas und Rahmen.

Robert Leichtfuß sah sie sitzen und ging vorbei und dachte, zu Hause werden sie wohl nicht mit dem Essen auf mich warten, sondern die Bonne wird mein Kleinchen rechtzeitig bedienen, und das sitzt nun auch vor seinem Teller und läßt sich die Gottesgabe schmecken.

Des gewiß, beeilte er sich nicht auf seinem Heimweg. Er spürte nach der leidigen Unterhaltung mit Lefranc gar keinen Hunger und hatte noch so viel in Gedanken abzumachen, während er langsam in den zunehmenden Abend hineinschritt.

Als er endlich sein hochgelegenes Stübchen in der Murillostraße betrat, brachte man Erna gerade zu Bett. Das Kind streckte ihm juchheiend vom Arm der Bonne her die drallen Händchen entgegen und freute sich, Papa noch vor dem Schlafengehen gute Nacht zu sagen.

„Hast du denn ordentlich gegessen? Hat's dir denn auch geschmeckt, mein kleiner Schatz?“ fragte der besorgte Vater.

„Wunderschön hat's geschmeckt!“ erwiderte das Kind und patschte sich vergnüglich auf sein Bäuchlein. Dann sagt' es sein Nachtgebet, küßte den guten Papa, legte sich aufs rechte Ohr und schlief auch schon.

Die Bonne wollte nun die warmgestellte Schüssel dem Herrn auftragen. Robert Leichtfuß aber sagte, er habe schon in der Stadt zu Mittag gespeist, und hieß die schönen Reste wieder abtragen und aufbewahren, das reichte dann noch für morgen, denn er sei leider morgen wieder genötigt, en ville zu dinieren. Nur die lange „Flöte" Weißbrot behielt er in der Stube, teilte sie mit dem Messer sanft einkerbend ab in drei gleichmäßige Teile und schnitt sich das erste Drittel herzhaft herunter — „für den Fall, daß er am Abend noch Hunger bekäme".

„Cecile!" rief er hinaus, „lassen Sie mich doch Ihr Ausgabenbuch wieder einmal betrachten! Ich habe ja über acht Tage nicht mit Ihnen abgerechnet." Die Bonne schien in der Küche noch einige Posten aus ihrem mühsamen Gedächtnisse nachzutragen, denn es währte eine Weile, bis sie mit dem verlangten Hefte wieder vor dem harrenden Gebieter erschien.

Robert saß in der Fensternische bei der Lampe, kaute sein trocken Brot und unterzog sich der unliebsamen Entdeckung, daß seine Unschuld vom normännischen Strande bereits so viel pariserisch Wesen angenommen hatte, daß sie wie nur irgend ein in allen Kniffen und Pfiffen erprobter Cordon bleu den Korbhenkel tanzen ließ.

Leichtfuß nahm es sonst mit der Küchenrechnung nicht so genau. Jetzt zwang ihn eigene Not zu heilsamer Strenge. Er war nicht mehr wohlhabend genug, um sich den Luxus einer betrügerischen Magd zu gestatten. Ja, genauer betrachtet, war in seiner Lage die Magd selber schon ein Luxus. Ein Magen zu viel! Er ging hinaus in die Küche und kündigte der Fischerstochter von Roqueville an, daß sie sich sobald wie möglich um einen andern Dienst umthun möge.

Die Ueberraschte wollte protestieren, aber es half ihr nichts. Roberts Erklärung war unwiderruflich, und so fügte sie sich mit dem verschwiegenen Vorwurf, daß sie, durch allzulanges Zutrauen des Herrn verwöhnt, sich habe hinreißen lassen, ihn gar zu deutlich übers Ohr zu hauen. Schade, aber was war da zu machen! Man mußte ein andermal eben klüger sein!

Als nach vierzehn Tagen die Magd das Haus verlassen hatte, hieß es für Robert Leichtfuß sich in eine ganz neue und eigentümliche Lebensweise finden. Er kehrte, fegte, wusch und ordnete nun alles mit eigenen Händen. Er machte die Betten selber und war sein eigener Koch. Will sagen, der Koch Klein-Ernas; denn er selber behalf sich meist mit kalter Küche und zwar mit kalter Küche der bescheidensten Art: ein Paar harte Eier zum Frühstück, ein Stück Käse zur Hauptmahlzeit

und meist genügte auch schon ein tüchtig Stück Brot mit Salz. Man muß sich nicht verwöhnen!

Aber mit welcher Genauigkeit, mit welchem Behagen schlug er am Morgen dem Kinde die Eier ins Pfännchen und briet ihm zu Mittag ein ganz kleines Beefsteak über dem Petroleumofen!

Erna sollte es nicht schlecht haben beim Vater! Erna sollte niemals auf den Gedanken kommen: Was stahl mich mein Vater aus dem Hause des Reichtums weg, wenn er mir nicht satt zu essen geben konnte! Wie mocht' er mich gewaltsam vom wohlbesetzten Tische meiner Mutter fortnehmen, wenn er mich in den Jahren, wo sich Hirn und Knochen bilden, am Hungertuch nagen läßt!

Nein, so sollte Erna niemals denken! Sie sollte nicht hungern! Sie sollte alles bekommen, was sie brauchte, und in genügender Fülle! Ja', das sollte sie! Es schmeckte ihr auch vortrefflich von seiner Hand und bekam ihr sichtlich.

Robert konnte sich daneben einmal anders begnügen! Er hatte ja vordem fette Jahre gesehen und manchen kostbaren Happen verschlungen; nun sah er zur Abwechselung magere Zeit und übte sich im Fasten. Je nun, es werden schon wieder bessere Tage kommen! Und so frugal seine Mahlzeiten auch ausfielen, er versäumte zu keiner, Frau Fortuna zu Gaste zu bitten, und war getrost, daß diese schon ihr Füllhorn mitbringen und über seiner Tafel ausschütten werde. Dann wollt' er sich in Bälde wieder an Fleischkost gewöhnen.

Ueber den Abschied der breitspurigen Normännin grämte sich Erna durchaus nicht, denn nun war sie ja den ganzen Tag mit ihrem Pappi zusammen und durfte ihm allerlei Handreichungen machen und sich einbilden, Wunder wie viel sie demselben beim Kochen und Waschen helfe. Hei, das paßte dem kleinen Schalk! So schön war ihm die Häuslichkeit noch nie erschienen.

Nur daß Papa sich das, was er gekocht hatte, nicht so, wie's recht war, mit ihr schmecken ließ, das fiel, wenn ihr eigener Hunger gestillt war, doch selbst dem Kinde auf.

„Pappi, warum ißt du denn nicht mit mir?"

„Ich esse ja mit dir, mein Herzchen! Siehst du denn nicht, wie mir's schmeckt! So dicke Brocken nehm' ich und habe den Mund so voll, daß ich nicht reden kann."

„Aber du issest nur Brot."

„O nein, nicht doch!" rief der Vater und stippte seine Krumen recht augenscheinlich in den Buttersaft, darin für Erna das Fleisch gebraten worden war, und er machte so vergnügte Augen, wie ein Schlemmer, dem sein Leibgericht in die Nase

duftet, und das Kind lachte von Herzen über das spaßhafte Gesicht und merkte nicht weiter, daß der Vater doch nur Brot kaute.

Am Morgen tranken sie dafür recht wacker ihre Milch miteinander. Sonst trank Robert Leichtfuß nichts; nur am späten Abend, wenn das Kind zu Bett gebracht war, eine leichte Mischung von Wasser und Kognak, von einem Kognak freilich, wecher dem Lampenspiritus näher stand als dem fine Champagne; aber es war doch so etwas wie ein geistiges Getränk und half zum Einschlafen, wenn einem die Sorgen gar zu laut durch den Kopf pfiffen.

Auch neue Speisen lernte Robert Leichtfuß kochen, und alle über dem tragbaren Petroleumherdchen. So besonders Milchreis! Robert Leichtfuß leistete Großartiges in Milchreis, und Erna schwärmte für dies Gericht mit Zucker und Zimmet. Da erschien es denn ziemlich oft auf der Tafel, und da hielt Väterchen sogar tapfer mit, wenn er auch Gelegenheit nahm zu erklären, daß er kein Freund von Zucker sei.

Früher hatte er auch in seinen kalten Grog, wie er die Mischung von Wasser und Kognak nannte, ein Stück Zucker gethan. Nachgerade ließ er auch das weg. Man muß sich nicht verwöhnen!

Malen konnt' er bei dieser Lebensweise nur am frühen Morgen einige Stunden. Doch die Sonne kam ja jetzt so früh. Und er war früh auf, denn er pflegte bald nach dem Kinde zu Bett zu gehen. Warum sollt' er daheim die Lampe brennen, wenn er allein wachte, oder gar sich in Gesellschaft herumtreiben, während das Kind allein in der menschenleeren Wohnung blieb! ... Gesellschaft! Er hatte kein Bedürfnis mehr danach, hatte vielleicht allzeit zu wenig Bedürfnis nach Gesellschaft empfunden. Jetzt war ihm manchmal zu Mut, als wären alle die Leute, mit denen er sonst im Leben verkehrte, lange tot und verschollen, und er ginge mit einer Tarnkappe in einer wildfremden Stadt herum, deren Einwohner ihn gar nicht wahrnähmen. Das Kind war ihm Gesellschaft genug, und er sehnte sich nach keiner andern.

Mit dem Malen ging es ihm auch seltsam. Meist kratzt' er am Morgen wieder aus, was er tags zuvor geschaffen hatte. Die Redensarten Lefrancs dröhnten ihm so störend im Kopfe nach, daß er alles beim verkehrten Ende anzufassen meinte und weder seinem Blick noch seiner Hand mehr recht vertraute. Dann aber kam's wieder von innen heraus mit plötzlicher Lustigkeit über ihn, und er pinselte frisch drauf los, bis es das Kleine nicht mehr im Bettchen aushielt und zum drittenmal herüberrief: „Pappi, bade mich!“

Viel kam auf seiner Staffelei nicht zu stande. Was hätt' er hier oben malen sollen! Sein Kopf war so zerstreut, und sein Mut doch gebrochen. Da malte er denn, nur um das Gelenk nicht einrosten zu lassen, was er zunächst vor seinem Fenster vor sich sah im Morgenscheine: Dächer und wieder Dächer, kleine schwebende Gärten darauf, Mansardenfenster mit Blumenstöcken davor, Schornsteine, rauchende Schornsteine darüber und weiße Tauben, die dazwischen hin und her flogen, die Flügel von der Sonne beglänzt. „Ein Stückchen Weltstadt vor meinem Fensterbrett."

Eigentlich war ihm das Malen jetzt verhaßt. Aber er konnte nicht müßig gehen, und er hatte, wie er sagte, ja nichts andres gelernt als Malen. Da malte er denn so hin, ohne viel darüber zu denken, wie er meinte. Tage, Wochen, ein Monat und noch einer gingen dabei hin, und endlich lehnte er wieder so eine Tafel gegen die Wand und hatte weder Freude noch Befriedigung davon.

Es war ihm überhaupt so flau zu Mute, wie kaum je zuvor an gesunden Tagen. Mein Gott, Milchreis ist ein schmackhaftes Essen. Vor Erfindung des Kaffees und der Kaffeeschwestern luden sich die Weiblein einander zu Milchreis ein, es war ihr Stolz, in Milchreiszubereitung die lieben Nachbarinnen zu überbieten, und das Tratschen und Klatschen soll dabei nicht schwächlicher gediehen sein als in unsern Tagen der raffinierten Genüsse.

Für Frauen mag's vielleicht noch eine gute Nahrung sein und für kleine Kinder gewiß. Aber für einen kräftigen Mann, wochenlang ausschließlich genossen, langt's doch nicht. Robert hatte sich vordem nicht schlecht genährt; zu einem Stück Fleisch am Tage hatt' es vordem noch immer gereicht. Nun meinte er mit dem Milchreis, der so billig kam, einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Aber nach vier Wochen solcher Kinderkost widerstand sie ihm, ob er sich auch dazu zwingen wollte. Seine Knochen waren müde, und unter dem Schädel rührte sich der Witz nicht mehr. Er kam sich erschreckend stupide vor. Er sagte sich, daß seine Kochkunst doch gar zu beschränkt sei. „Kein Maler, und nicht einmal ein Koch!" pflegte er zu sagen. Dann ging er hin, und wie sich einer in Gottes Namen um teures Geld eine notwendige Medizin ersteht, kaufte er einmal Fleisch für zwei.

Aber sein Magen war der stärkenden Speise so entwöhnt, daß er sich jetzt gegen Fleisch empörte. Er hätte ihn erst wieder an Fleischnahrung gewöhnen müssen. Aber da er den Milchreis auch nicht mehr riechen konnte, gab er sich Mühe, wieder mit Brot und Käse auszukommen.

Das Bild war am Fenster fertig gestellt worden. Ein neues mocht' er nicht anfangen. Der Stumpfsinn des Elends begann gemach, gemach seine Thatkraft zu lähmen. Warum sollte er malen, wenn er doch nichts dabei verdiente! Wo er anklopfte, ward er abgewiesen. Meist genügte schon sein deutscher Name und der deutsche Accent seiner Sprache, daß man nichts von seiner Kunst wissen wollte.

Dann überzählte er jedesmal sein Geld und fand, es reicht ja wohl immerhin für ein paar Wochen noch. Vielleicht im Herbste, wenn die reichen Pariser zurückkehrten nach ihrer Stadt, kam dann das Glück mit ihnen und kehrte bei ihm ein!

Vielleicht kriegte er dann auch wieder Lust zum Arbeiten. Jetzt war er müde und bedurfte der Erholung. Die Tage wurden auch kürzer. Die Sonne ging später auf. Da ward die Zeit ohnehin fürs Malen knapp. Denn wenn Erna die Augen erst aufthat, kriegte der Vater so bald keine Ruhe. Dem Kinde galt alle Sorge des armen Menschen, der sich langsam verkommen fühlte. Dem Kinde soll nichts fehlen!

Manchmal, wenn er Klein-Erna wusch oder kämmte, oder ihr sonst seine Mühewaltung angedeihen ließ, überwältigte den einst so leichtfertigen Mann denn doch die Sorge, und er hielt inne, hielt die kleinen Schultern fest und verschlang das putzige Gesichtchen mit den Augen ... „Herrgott, was soll werden!“ fragt' er leise, fragte immer wieder und meinte, das ratlose Herz müsse dabei brechen.

Glück, du kamst ja immer, wenn die Not am größten war. Die Not ist schon so groß, so groß, und du kommst nicht! Komm, o so komme doch in Gottes und aller Heiligen Namen! ... Was ist hungern, wenn man für sich allein hungert! Aber sein Kind hungern lassen, sein Kind hungern sehen, das war nicht zu ertragen, davor empfand er quälende Furcht.

Warum hatt' er nichts andres gelernt im Leben als Malen! Jedes Handwerk, und war es eins der mißachteten, gab doch dem Vater Brot für seine Kinder!

Warum war er nicht nach Amerika gegangen! Dort hätt' er untertauchen können in der fremden Menge, und die Sitten des Landes verwehrten ihm nicht, seines Lebens Unterhalt auf jede mögliche Weise zu erwerben. Wer gab ihm hier Beschäftigung! Hier unter diesen zivilisierten Menschen, die überall nach Namen und Stand, Herkommen und Vergangenheit fragten, hielt man ihn für verrückt, wenn er irgend etwas andres als Pinsel und Palette ergriff. Und wenn er nur etwas andres gewußt hätte. Hier durft' er nur malen!

Da schrie er wohl manchmal laut auf: „Du armes Kind, was für einen elenden Menschen hast du zum Vater!“

Erna verstand nicht, was dieser Aufschrei bedeutete; das Kind war so ganz an ihn gewöhnt, daß der Sinn solcher Worte ihm unfaßbar blieb. Aber es erschreckte vor seinen Mienen, daß ihm die Thränen in die guten Augen schossen, und es noch lauter schrie als er: „Nicht böse sein, Pappi! ... Warum bist du böse? ... Erna hat dich ja so lieb!“

Dann küßte er ihr wohl die Thränen von den langen Wimpern und strich ihr begütigend das blonde Haar und herzte sie, bis sie wieder lachte.

Dann lief er auch wohl wieder einmal an die Schieblade hin, und klaubte die zwei oder drei Goldstücke, die er noch besaß, zusammen und steckte sie dem Kind ins Händchen und sagte: „Halt fest und sprich deinen Segen darüber! Du bist ja mein Glück! ... Und dir zu liebe wird Gott ein Einsehen haben!“

Erna verstand nichts von dieser verrückten Symbolik und gab die blanken Dinger wieder zurück, denn es dünkte sie kein schönes Spiel, das der Vater mit so trauriger Miene begleitete.

Wenn ihn Angst und Sorge also schier dem Wahnsinn nahe brachten, da ward es ihm in der Stube leicht zu enge. Malen war ihm verleidet. Er griff nach seinem alten Hut, putzte sein Kind heraus und sagte: „Wir wollen in den Park Monceaux gehen!“

Diese Einladung stieß nie auf Widerspruch. Die herrliche Promenade im Schatten wunderbarer Baumgruppen war des Kindes Lieblingsort. Der Sommer war heiß gewesen, auch der Herbst hatte noch heiße Stunden, wo man's in der engen Stube nicht gern aushielt. Da waren Vater und Tochter es gewohnt worden, einige Zeit des Tages auf dem Schmuckplatz dieses neuen Stadtteils zu verbringen und dort unter Silberpappeln oder Palmen zu wandeln oder zu ruhen.

Erna fand da meist muntere Kameradschaft, und Robert Leichtfuß saß davor auf einer Bank, schaute den Kinderspielen mit traurigen Augen zu, versuchte auch wohl in einem Buche zu lesen. ... Aber es gab kein Buch, das seinen müden Geist fesselte. Dann klappte er das Ding nach einiger Anstrengung wohl wieder zu, ließ es mit der Hand in den Schoß hängen und brütete starren Blickes vor sich hin, bis Kleinchen, vom Spiel erhitzt, sich wieder einmal zwischen seine Kniee drängte und verschnaufte. Das Kind war glücklich. Das merkte nichts von all dem Elend, was den Vater zu Boden drückte. Und so war's noch immer gut!

Einmal, es war anfangs Oktober — und ein heißer Nachmittag, obwohl bei jedem Windstoß schon einzelne gelbe Blätter sich von den Bäumen lösten — da saß Robert Leichtfuß wieder im Park Monceaux, ein Buch in den Händen, aus dem er des öfteren aufsah, um Ernas Thun und Treiben väterlich zu überwachen.

Er hatte heute das letzte Zehnfrankenstück aus der Schieblade genommen, und da saß er, mit seinem ganzen Reichtum belastet, und verfolgte die Bewegungen des Kindes, das sich mit noch drei oder vier gleichalterigen Zwergen vergnügte. Ihre Bonnen hockten drüben auf einer andern Bank beisammen. Diese Frauenzimmer kannten ihn schon, hielten ihn für einen Sonderling, vielleicht auch für einen fertigen Narren und scheuten sich, ihn zu stören.

Er hatte sich müde gefragt, was nun werden sollte; er empfand heute weder Furcht noch Sorge mehr, nur eine dumpfe Müdigkeit, die ihn überwältigen wollte. Er hatte die Nacht vor peinigenden Gedanken kaum geschlafen. Er war am Vormittag zu Lefranc und einigen andern Händlern gelaufen — ganz ohne Erfolg. Ach, über das dumme Leben! Und drüben kicherten und lachten die Kinder so vergnügt, als ob sie eitel Freuden von ihrer Zukunft gewärtigen dürften. Er hatte auch einmal gelacht, viel und laut, mehr als andre. Nun lachte er nicht. So gleicht sich's aus.

Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, wenn er zu lesen versuchte. Die Augen versagten ihm. Sie versagten ihm jetzt öfter. Auch manchmal mitten im Malen. . . . Was es nur war mit seinen Augen. . . . Was es nur war . . . mit dem Malen . . . mit dem ganzen dummen Leben . . . den Kindern . . . Kinderspiel . . . Buchstaben . . . und . . .

Das Buch rutschte aus seiner Hand in den Gartenkies zwischen seinen Füßen. Er atmete auf, wie wenn er eine schwere Last losgeworden wäre, der Kopf sank ihm auf die Schulter, und die Natur verlangte ihr Recht, das man ihr zu lang schon verkürzte. Robert schlief zwischen spielenden Kindern und Spaziergängern. Er schlief fest und atmete gleichmäßig.

Von den Vorübergehenden stieß hier und da einer den andern an und zeigte ihm den unbesorgten Schläfer mitten im volkbelebten Park. Die meisten kümmerten sich gar nicht um ihn. Ab und an kam Erna, von den Spielgenossen begafft, herübergetrippelt und guckte nach ihrem Alten und stieg dann auf den Zehen gar vorsichtig, als wär' es so leicht, diesen Schläfer zu wecken, über den Kies zurück zu ihren Gespielinnen und freute sich, daß der schlafende Mann noch nicht zum Aufbruch mahnen konnte.

Der aber schlummerte sanft, und ihm träumte, er führe in einer blankgeschnäbelten Barke einen schönen Fluß hinunter.

Vor ihm am Vorderteil des Schiffes standen zwei blonde weißgekleidete Mädchen, deren bekränztes langes Haar im Winde flatterte, sie sangen aus einem Notenblatt ein Lied, aufmerksam und andächtig. Die Woge, die traulich an die Bootswand schlug, schien den Takt dazu zu geben. Und der Wind, den sie durchschnitten, brach aus ihren Blumenkronen rote und weiße Rosenblätter und blies sie zurück, daß diese Roberts Wangen und Lippen streiften. Sie hatten einen eigenen Duft von Rosen und von schönen Frauen. Und der Schlummernde lächelte, wenn er die Rosenblätter auf seiner Haut zu fühlen meinte, und sagte zu sich selbst, wie das Träumenden widerfährt: „Das ist eine artige Szene, und wenn ich erwache, mach ich ein Bild daraus. Es wird eines meiner gelungensten werden!“

Als er aber erwachte, schauerte es ihn über die Haut. Die Sonne, die am Nachmittag so heiß gebrannt hatte, als gält' es einem Hundstag Ehre zu machen, stand jetzt tief, und ihre roten Strahlen wärmten die abendliche Kühle nicht mehr. Die spielenden Kinder waren mit ihren Wärterinnen aus dem Garten verschwunden. Erna stand vor dem Vater; die Ellbogen auf seinen Knieen, eine halbentblätterte Rose zwischen den Fingern, guckte sie ihm lachend in die zuckenden Augen und sagte: „Papa, ich habe solchen Hunger! Die andern sind alle schon zum Speisen gegangen! Komm, gehen wir auch zum Speisen!“

„Ja, ja, es ist Zeit!“ sagte Robert Leichtfuß, stand auf und nahm Erna bei der Hand. Dann reckte er sich noch einmal im Gehen hoch aus allen Gelenken und sagte: „Ach, ich habe so schön geschlafen!“

Dann schwieg er, und das Kind schwieg auch, als wollt' es auch den Nachgenuß des Schlafens nicht stören, oder weil es glaubte, Väterchen schliefe noch im Gehen weiter.

Robert Leichtfuß dachte an seinen Traum, und wie so er, mitten in Sorgen entschlummernd, eine so liebliche Vision hatte haben können. Er dachte an das Bild, das er im Traume malen gewollt. Er dachte an das Zehnfrankenstück, das er zwischen zwei Fingern in seiner Westentasche hielt, wie um sich von der Anwesenheit des letzten, solang es ging, zu überzeugen.

„Pappi, ich hab' solchen Hunger!“ sagte nun Erna wieder, und recht jämmerlich, wie Kinder das so können, auch wenn es sich nicht mehr um die erste Mahlzeit am Tage handelt.

„Gehen wir speisen!“ sagte Robert und mußte lachen. Was hatte er daheim zum Speisen? Trocken Brot! ... Ach was, von dem halben Napoleondor könnt ihr doch kein Halbjahr lang fett werden! Jetzt geht's in einem hin! Es muß doch

Rat geschafft oder ein Ende gemacht werden, so oder so! sagte Leichtfuß zu sich selber und: Das Kind soll nicht hungern! Er kaufte unterwegs in einem Fleischerladen etwas Schinken und an der Ecke beim Krämer ein paar Aepfel; es kostete freilich beinahe einen ganzen Franken, und war ihm dabei zu Mut, als hieb' er arg über die Stränge. Dann gab er daheim dem Kinde das Schinkenfleisch, legte für sich den abgeschnittenen Speck aufs Brot und teilte die Früchte. So saßen sie beieinander und schwatzten und schmatzten, der Vater und sein Töchterchen. Das Kind ward satt und ihm ward wohl, weil er es fröhlich und zufrieden vor sich sah.

Sie plauderten von allerhand. Von Spiel und Gespielen, Essen und Schlafen, Lachen und Weinen. Auf einmal rief Erna, und ihre Gabel stach dabei hoch in die Luft: „Du, heut hab' ich Sophien wiedergesehen!"

„Im Traume wohl!" gab Robert Leichtfuß zur Antwort, und er sah das Kleinchen unwirsch an, denn er meinte nicht anders, als es erlaube sich in kindlichem Uebermut einen Scherz mit ihm.

Erna jedoch machte große ernsthafte Augen und entgegnete: „Nein, nicht im Traum, im Park Monceaux! Ich habe ja gar nicht geschlafen, du hast geschlafen! Und es war Sophie, meine Sophie! Du kannst dich darauf verlassen, Papa! Sie erkannte mich auch gleich. Sie nickte mir zu von ferne. So! . . . Und so, als wollte sie sagen: ‚Grüß dich Gott, liebes Kind!' Ja, gerade so, wie ich's dir jetzt vormache!"

„War sie denn allein?"

„Nein. Sie ging am Arm eines Herrn . . ."

„Am Arm eines Herrn?"

„Ja, eines jungen Herrn. Und eine alte Dame war auch mit ihnen."

„So? . . . Und sie kam nicht zu dir heran?"

„Nein!"

„Und du liefst nicht zu ihr hin?" fragte Robert argwöhnisch, denn es dünkte ihn nicht wahrscheinlich, daß die beiden nicht beim ersten Anblick aufeinander zugestürzt und sich in die Arme geflogen wären, und darum hielt er die ganze Geschichte in diesem Augenblick für kindische Aufschneiderei.

Erna jedoch antwortete verdutzt: „Ich wollte wohl zu ihr hin. Da hielt mich Hermance, das dumme Ding, am Flügel fest und meinte, ich dürfe nicht so, mir nichts, dir nichts, aus dem Spiele weglaufen. Hermance ist größer und stärker als ich und so rücksichtslos. Als ich mich von ihr losmachen konnte, sah ich Sophien nicht mehr. Es waren gar so viele Leute im

Park. Ich meinte immer, sie müßte zurückkehren, und wartete darum, derweilen alle andren Leute fortgingen, still, bis du aufwachtest. Ich war sehr artig. Nicht? Aber Sophie kam nicht wieder!“

„Du bildest dir nicht etwa bloß ein, du bist gewiß, daß es Sophie war, dieselbe Sophie, die in Berlin bei dir gewesen ist vor sechzehn Monaten?“

„Dieselbe Sophie! Ganz gewiß! Sie ging ganz dichte bei dir vorbei und sah dich schlafen. Und dann nickte sie mir zu. So!“

„Grüßte der Herr dich auch?“

„Nein. Sie grüßte ganz allein. Der junge Herr und die alte Dame redeten gerade miteinander, und er schaute dabei nicht nach meiner Seite.“

„Wie sah er denn aus?“

„Gut sah er aus! Und sehr freundlich! Er hat ein ganz glattrasiertes Kinn und darunter eine blühweiße Halsbinde, so breit! Ganz wie ein Pastor!“

„Du hast wohl Sophien schon öfters hier in Paris gesehen?“ fragte Robert noch immer mißtrauisch.

„Nein!“ antwortete das Kind. „Heute zum erstenmal!“

„Du hast geträumt!“ versetzte Robert ärgerlich, denn all das schien ihm thörichtes Geplapper. Es geschieht ja oft genug, daß Kinder etwas gesehen, einen erkannt zu haben glauben, und es ist nichts als eine Spiegelung ihres Gehirnchens, die sie selbst leichtgläubig und spielerisch über der Wirklichkeit heraufzaubern und dann daran festhalten. Auch Erna wollte sich ihre Behauptung nicht nehmen lassen.

Aber Robert hatte des Geredes genug und brach ab. Erna ward still.

Als das Kind zu Bette war, und er noch ein Weilchen ohne Licht sinnend am offenen Fenster saß, kam ihm die Geschichte wieder ins Gedächtnis. Gewäsch, daran er durchaus nicht glaubte. Doch veränderte er an diesem Abend die Mischung, die er trank. Und es war wohl etwas mehr Kognak als Wasser darin. Er fürchtete, nicht leicht einzuschlafen — wahrscheinlich weil er, wider Gewohnheit, schon am Nachmittage geschlafen hatte.

Am andern Nachmittag, als er wieder auf der Bank im Park Monceaux saß, schlief er nicht ein. Er betrachtete alle Vorübergehenden mit aufmerksamen klaren Blicken. Es war kein Herr darunter, der wie ein Prediger gekleidet ging, und keine Dame, die Sophien ähnlich sah. Entschieden, Erna hatte sich täuschen lassen, und irgend eine Spaziergängerin hatte den freundlichen Gruß des hübschen Kindes gern erwidert.

Er dachte nicht weiter daran. Er hatte auch Dringenderes zu denken, als einer flüchtigen Herzensschwäche nachzuhängen. Das bißchen Geld schmolz ihm in der Tasche. Nachdem er sich noch eine Woche kümmerlich genug durchgefrettet hatte, hieß es, Rat schaffen. Aber, um Gotteswillen, wie?!

Er kramte in seinen Sachen herum. Was er an wertvollen Kleinigkeiten besessen, war ja schon in jener harten Zeit in Venedig versilbert worden. Eine goldene Busennadel, die ihm der Freiherr von Sempach in Rom zum Andenken verehrt, und Emmas Trauring, den er bei der Nachricht von der Ehescheidung abgelegt hatte, das war alles, was er fand. Sonst hatte er schlechterdings nichts mehr, worauf ein Leihamt einen Groschen geliehen hätte. Auf bemalte Leinwand lieh niemand etwas. Und kaufen wollte sie auch niemand, seine bemalte Leinwand. Das war ja sein altes Schicksal! Da packte er denn die zwei Kleinigkeiten in weißes Papier und machte sich mit ihnen auf den Weg nach dem Mont de Piété.

Es durfte nicht länger anstehen. Erna hatte schon gestern und vorgestern nicht viel besser gegessen, als er selber, und er hatte keinen verungänzten Franken mehr in der Tasche. Das konnte nicht so weiter gehen. Das Kind war so lieb und geduldig; es klagte nicht über die magere Kost; aber es sah nicht mehr so frisch und gesund aus, wie sonst. Oder es kam doch Robert so vor in seiner liebenden Besorgnis. Also fort!

Der Weg durch die Avenue de Messine, der lange Boulevard Haußmann, um die Neue Oper herum und jenseits des großen Boulevards weiter durch das Gewirr von kleinen Straßen in die Rue des blancs Manteaux, wo das große Leihhaus seinen Eingang hatte, war zu weit, als daß er daran gedacht hätte, Kleinchen mit sich zu nehmen. Auch wollte er es gar nicht auf diesem beschämenden Wege bei sich haben. Wie schon zu öfteren Malen, wenn er Erna daheimlassen mußte, bat er auch heute die Pförtnersfrau des Hauses, ob er das Töchterchen ihrer sicheren Obhut übergeben dürfte. Es war eine gutmütige, gutgelaunte Frau, die selber keine Kinder hatte, aber, wie alle Welt, einen Narren an Erna gefressen hatte und, während sie Erbsen pellte oder Strümpfe stopfte, den fragestrotzenden, lustigen Wildfang ganz gern um sich hatte. Bei der Concierge war Erna gut aufgehoben. Das wußte Robert. Und sie wußte, daß der wunderliche Mieter vom fünften Stock ihr eigenhändig den Hals umdrehen würde, wenn sie seinem Kinde Uebles widerfahren ließe.

So ging denn Robert Leichtfuß allein den sauren Gang.

Anfangs recht hurtigen Schrittes. Dann langsamer. Er sprach noch einmal bei einem Bilderhändler in der Nähe der Börse ein und fragte, ob er die Kopie des Claude Lorrain, die er einst für den Baron von Sempach gemalt und dem Mann hier vor sechs Wochen gebracht hatte, nicht habe verkaufen können. Der Mann lachte ihm ins Gesicht. In dieser toten Jahreszeit Bilder verkaufen! So einfältig konnte nur ein Mensch fragen, der weit von Paris geboren war! ... Der Maler sah auch sein Bild nicht im vorderen Laden ausgestellt. Es hing unter anderm Gerümpel, das zu verkaufen man nicht hoffen durfte, in der Hinterbude ... es war nichts zu machen, nichts zu erwarten. Was wollte er auch zögern, den fatalen Ehering Emmas los zu werden! Wie manch liebendes Weib muß sich in Geldnot den Reifen vom Finger ziehen, an dem sie mit vollem Rechte noch mit dem ganzen Herzen hängt; was war ihm Emma? ... Allerdings, Emma war ihm nicht viel, war ihm nichts mehr; aber er dankte diesem Ring, daß Erna auf der Welt war, und darum hatte er ihn gewissermaßen noch in Ehren gehalten, auch da er ihn lang abgelegt. Allein zu überschüssigen Sentimentalitäten wa seine Lage wirklich nicht angethan. Rüstiger und rascher machte er sich auf.

Die Hoffnung, daß er heute noch immerhin bar Geld auf die Hand kriegen würde trotz allen Mißgeschicks, feuerte seine Schritte an; aber das Bewußtsein, daß er nach all den Anstrengungen, die er in einem arbeitsamen Leben seiner Kunst geweiht, gezwungen war, das letzte bißchen, was er an Geldwert besaß, ins Leihhaus zu tragen, war nicht erhebend, und er fühlte das ziemlich bitter. Was dann, wenn auch dies Geld aufgezehrt sein wird? ... Er mochte nicht so weit denken.

Wie er ans Ende der Rue Montmartre gelangt war, fuhr zwischen der Kirche Saint-Eustache und den Centralmarkthallen eine Mietskutsche an ihm vorbei; dieselbe konnte in dem Gedränge von Gemüsekarren, Leichenwagen und Wasserfässern, das sich eben hier staute, nicht rasch vom Fleck. Robert Leichtfuß ließ seine Maleraugen im Gewühl herumgehen, und sie fielen von ungefähr auch in die Voiture de remise, die vor ihm hielt.

Es war ihm wie ein Schlag: er sah in Sophiens blaue Augen, in ihr lächelndes, rosiges Gesicht. Sie hieß den Kutscher halten, neigte sich vor und reichte Robert die Hand.

Dann stellte sie ihn einer älteren Dame vor, die ihr zur Rechten auf dem Rücksitze saß: „Madame Bertholet,“ eine Frau von sichtlich bewußter Würde, die ihr Kinn ein wenig in den Fetthals drückte, dann die Aeugelein über den Fuß-

gänger weg nach dem Turm von Saint-Eustache drehte und das für einen Gruß hielt. Der Name Leichtfuß bedeutete ihr offenbar wenig oder nichts, wenn sie ihn überhaupt bei der Vorstellung verstand. Der Herr auf dem Vordersitz, ein junger glattrasierter Herr mit einer auffälligen weißen Pastorenkrawatte und sprechenden blauen Augen, schien etwas mehr Interesse an der Bekanntschaft zu haben, aber auch wohl nur aus allgemeiner Höflichkeit und aus besondrer Rücksicht für Sophie. „Monsieur Martin“ sah mit wohlwollendem Lächeln auf Robert herab, mischte sich aber nach einem französischen: „Bien charmé, Monsieur, de faire votre connaissance,“ nicht weiter in das Gespräch, das sein Gegenüber auf deutsch weiterführte:

„Wie groß und hübsch Erna geworden ist!“ sagte die Schweizerin, „ich habe sie gleich auf den ersten Blick wiedererkannt.“

„Neulich im Park Monceaux?“ erwiderte Robert und lächelte. Und auch Sophie lächelte, da sie des Schlummerers auf der Bank gedachte, den die Falten ihres Kleides im Vorübergehen gestreift hatten.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte Robert, während der Wagen notgedrungen einige Ellen weiterfuhr, und er neben dem Schlage folgte.

„Gut! Sehr gut!“ antwortete Sophie, und ihm kam vor, als schickte sie einen strahlenden Blick der Freude in die Augen des Mannes, der ihr gegenübersaß.

Sie wollte offenbar den Herrn jetzt ins Gespräch ziehen; aber der Kutscher wandte sich auf dem Bock um und sagte sehr bestimmt und etwas ärgerlich: „Es ist keine Möglichkeit, hier zu halten, Madame. Ich muß weiterfahren.“

Und ein Stadtsergeant, der sich herzudrängte, sagte in der nächsten Sekunde das nämliche, nur mit jener schnarrenden Grobheit, die ein Vorrecht seines Standes ist.

Die Unterhaltung ward also wider Willen der beiden Beteiligten abgerissen. Robert sah nur noch, wie Sophie im Wagen aufstand und ihm über die Lederfalten des zurückgelegten Schirmdachs mit der Hand lebewohl winkte, und er hörte sie nur noch rufen: „Sie erlauben doch, daß Erna mich einmal besucht! Wir wohnen Rue de Rivoli, Nummer . . .“

Er war es zufrieden, daß er die Nummer im Lärm der Wagen und Menschen um ihn herum nicht mehr verstehen gekonnt. Wozu auch! . . .

Rue de Rivoli, eine feine Straße! Sophie war, demnach zu schließen, in guten Verhältnissen. Auch ihr artiges Kapot-

hütchen schien nicht um billiges Geld erworben zu sein. Für derlei Kleinigkeiten hatte der Maler ein Auge.

„Wir wohnen ...“ Wir? Wen verstand sie unter wir? Sich und die alte Dame? Oder sich und den Herrn Pastor Martin? ... Kapothütchen pflegten eigentlich nur verheiratete Frauen zu tragen. ... Sie hatte Robert vielleicht, Gott weiß wohin, ihre Verlobung angezeigt und setzte die Neuigkeit als bekannt voraus.

„Mag's doch drum sein!“ sagte Robert Leichtfuß, der aus dem Gedränge heraus sich auf den Bürgersteig der Rue Rambuteau gerettet hatte. Er faltete im Weitergehen unwillkürlich die Hände und sprach vor sich hin: „Um Gotteswillen, was wäre daraus geworden, wenn der Kuß ins blonde Haar nicht der einzige geblieben wäre, wenn du mit Gewalt der Liebe auch noch ein Weib an dich gekettet, an dein erbärmliches Schicksal gekettet hättest!“

Das Herz that ihm weh, als er diesen tiefen Blick in Künstlers Erdenwallen that, und angesichts seines Elends noch Gott danken mußte, daß Sophie sich damals seiner aufwallenden Leidenschaft kühl entzogen hatte und seinem Schicksal ausgewichen war. Und dabei faßt' es ihm doch wie Schwindel an den Kopf. Er hatte heute noch keinen Bissen gegessen. Er mußte sich mit der Hand an einem Laden halten, um nicht umzuknicken. Es ging vorüber, aber es war ihm bei der Schwäche einen Augenblick gewesen, als schwebte wieder der Traum von neulich vor seinen Augen, das schlanke Schiff mit den beiden blondhaarigen Traumgestalten darin, und die eine sah so ähnlich aus wie Erna und die andre wie Sophie ...

Es ward ihm jetzt öfter so schwach. Er wunderte sich darüber, achtete aber nicht mehr darauf, als er wieder weitergehen konnte.

Fahr wohl, schöner Traum! Die Frauen sind so klug! ... Gott sei Dank, daß sie so sind, klüger als wir! —

Für Emmas Ring und Sempachs Busennadel kriegte Robert Leichtfuß auf dem Mont de Piété bare siebenundzwanzig Franken geliehen, nach Abzug von Kosten und Zinsen.

Es war mehr als er erwartet hatte. Da er so die zwei Goldstückchen in der flachen Hand betrachtete, stieg Schamröte in seine Wangen, und wieder ward ihm dabei sehr unwohl. Aber etwas wie Freude half ihm die Anwandlung besiegen. Er kam sich einen Augenblick wie ein reich gewordener Mann vor.

Er mußte über sich selbst lächeln. Aber er war nun doch sicher, mit einiger Vorsicht und Entsagung sich über eine und

andre Woche weghelfen zu können. Weiter als Wochen dacht' er schon lieber nicht mehr, wie die Bettler. Und diese momentane Sicherheit, dies greifbare Ergebnis seiner Wallfahrt nach dem Leihhaus beschäftigte ihn auf dem Heimwege mehr, als die flüchtige Begegnung zwischen den großen Hallen und der Kirche Sankt Eustachius. Er wollte nicht an diese Begegnung denken. Er empfand sie ja nur wie eine neue Demütigung.

Und doch erzählte er am Abend seinem Kinde, daß er Sophien gesehen habe. Und das Kind triumphierte, weil es recht behalten, und freute sich laut über die Aussicht, seine Freundin zu besuchen.

Der Maler war dieser Besuche nicht so sicher. Von dem Kinde um Gründe bedrängt, warf er die Vermutung hin: „Wer weiß, ob es dem Herrn mit der weißen Krawatte recht ist."

„Was hat denn der dreinzureden?" fragte Erna kecklich.

„Je nun, er ist vielleicht ihr Mann," antwortete Robert.

„O nein!" rief das Kind heftig. Der Vater sah es überrascht an. Die großen blauen Augen hielten ihn fest, als redete ein bitterer Vorwurf aus ihnen. Dann stürzten ihr die Thränen über die Wimpern und schluchzend drückte sie das Gesichtchen an seine Brust.

Sie konnte nicht sagen, warum sie so heftig weinte. Robert quälte sie nicht weiter mit Fragen. Er strich ihr das Haar und hielt sie still an seinem Herzen. Sie waren eins im Empfinden; so jung sie war, sie war ihm Trost und Freude. Nach andrer Freude begehren, versagte er sich. Das Elend hatte ihn erstaunlich mürbe gemacht, meinte er. So sah er über das blonde Haupt seines Kindes nicht nach dem Weibe hin, das ihm heute strahlend in Schönheit und Gesundheit erschienen war, sondern zwang seine Gedanken auf die nächste Zukunft. Er rechnete sich aus, wie viel er von den fünfundzwanzig Franken, die er heimgebracht, auf Fleisch, wie viel auf Brot, wie viel auf Petroleum und sonst die allerwichtigsten Dinge verausgaben dürfte. Dann sagte er sich, daß der Mietzins schon seit Monaten fällig sei, daß er in diesen Tagen herbe darum gemahnt werden würde, und was werden sollte, wenn man den schlechten Zahler mitsamt seinem Kind auf die Straße setzte . . .

Die Summe für die zwei Stübchen und die kleine Küche war nicht bedeutend, aber er hatte doch lange nicht so viel bar Geld beisammen gesehen, als sie betrug. . . . Es dämmerte, es wurde Nacht. Das Kind war in seinen Armen eingeschlafen. Er wagte nicht, es aus dem ersten Schlummer zu wecken und saß immerfort still so da und betrachtete sein Elend mit brennender Seele.

Der Mensch ist ein Herdentier. Wer sich zu weit und zu lang abseits von seinesgleichen hält, verliert die Fähigkeit, sich Menschen anzuschließen, verliert den Anspruch auf ihre Teilnahme, verliert das Gemeingefühl, das ihn berechtigt, auf fremde Hilfe zu bauen.

Ueber ein Jahr hatte sich Robert mit dem kleinen Kinde seitab der Herde gesetzt. Immer mehr und mehr war er und endlich ganz vereinsamt. Es war ihm peinlich, an jemand andern als sein Kind das Wort richten zu müssen. Es kam etwas wie Verlegenheit, wie Scham über ihn, wenn er einem dritten irgend welche und war's eine ganz gleichgiltige Antwort geben sollte. Weit weg von allen! Das war die Empfindung, die ihn beherrschte. Es kann von andern dir nichts Gutes mehr kommen! Ihre Berührung wird dich nur mehr schädigen, als die früheren schon gethan haben, und überdies dich beschämen!

Ein Gedanke nagte mehr als jeder andre an seinem stolzen Herzen: daß er mit all seiner Anstrengung nicht vermochte, sich über Wasser zu halten; daß er, der sich vollauf berechtigt geglaubt hatte, sein Kind an sich zu reißen, trotz Kunst und Ausdauer nicht im stande war, es mit seiner Hände Arbeit zu ernähren.

Diese Enttäuschung fraß an seinem Herzen und sog ihm das Blut aus seinem Gehirn. Es gab Stunden, wo er glaubte, wahnsinnig zu werden. Sein Körper war dann einer wunderlichen Schwäche verfallen, die er, der robuste abgehärtete Mann, früher niemals gekannt, auch nichts Aehnliches je empfunden hatte. Daß die elende Nahrung, die er sich gönnte, um nur dem Kinde nicht zu wenig zu geben, am Verkommen seiner Kraft und Gesundheit schuld war, wollte er sich nicht gestehen. Und wenn er sich doch einmal die Wahrheit gestand, na, dann zuckte er dazu die Achseln und sagte, das sei eben nicht zu ändern. Er könne schon einen guten Puff aushalten. Und es würden schon bessere Tage kommen.

Ob die besseren Tage nicht länger ausbleiben würden, als sein armer Adam die Püffe des Schicksals ertragen könnte, auch das fragte er sich zuweilen. Aber mit dem Reste lächelnder Selbstironie fügte er hinzu: Das müßte sich eben erweisen, das müßte man eben abwarten!

Ergrimmt, wie er gegen sein Schicksal war, wollt' er ihm mit aller Hartnäckigkeit zeigen, daß er denn doch so leicht nicht unterzukriegen sei. Er streckte das für Ring und Nadel erhaltene Geld so weit aus, als es irgend menschenmöglich war. Er aß nur mehr Brot und nahm dazu morgens und abends ein Schlückchen vom billigsten Kognak. Er lebte für etliche

Centimes den Tag. Er sah jetzt auch danach aus. Er fühlte freilich, daß das keine heilsame Lebensweise sei; aber er konnte schon nicht mehr viel essen. Sein Magen hatte sich ordentlicher und reichlicher Nahrung entwöhnt.

Er ward müder und müder, gleichgiltig gegen alles, was nicht sein Kind anging. Leider nahm der Sonnenschein gar merklich ab. Die Abende wurden kühler und kühler, die Morgenstunden kamen einem schon empfindlich kalt vor. Erna klagte bereits manchmal, daß sie friere in der Stube. Robert suchte zusammen, was er an wärmeren Kleidungsstücken noch hatte, und ließ das Kind länger im Bett liegen. Er selbst lag länger zu Bette des Morgens, um nicht zu frieren. Aber dann wollte Erna, die er lesen gelehrt hatte, am Abend nicht so früh schlafen gehen, sich nicht so bald von ihren Büchern trennen. Die Lampe mußte denn doch wieder begossen werden. Die Dunkelheit kam so früh. Feuerung und Beleuchtung! Zwei Sorgen, die ihn den Sommer über nicht gequält hatten, ihn aber jetzt ratlos machten. Er kam auf den Einfall, in der Dämmerung seinem Kinde Märchen und Geschichten aus dem Gedächtnis zu erzählen. Darüber ward es dunkel, aber das Kind hörte geduldig zu. Nur leider versagte jetzt auch sein sonst so gutes Gedächtnis und sein Vorrat hielt nicht immer Stich, und was er dazu erfand, paßte meist schlecht und wollte Erna nicht immer gefallen.

Um diese Zeit kam auch sein Bild, „Das Heimwesen des Horaz“, natürlich unverkauft, zu ihm zurück. Ein ärgerliches Wiedersehen! Und kostete auch Geld. Trinkgeld für die Träger.

Mit dem feinen goldnen Rahmen, den er vordem so teuer bezahlt, gelang es ihm, den Hauseigentümer zu vertrösten. Derselbe nahm ihn als Pfand für die fällige Miete in Empfang. Lange wollte er trotzdem nicht mehr zusehen und sagte das auch barsch genug; allein im stillen dacht' er sich, daß beim Pfänden des Künstlerheims nicht viel herauskommen möchte, und er „das Wertvollste, den vergoldeten Rahmen“ in Besitz nehmend, sich freie Hand lasse, den seltsamen Herrn erst in strenger Winterszeit auszutreiben, was denselben vielleicht alsdann wirksamer zum Zahlen nötigen würde.

Robert konnte das Bild nicht sehen, was ihm so grimmige Enttäuschungen verursachte. In einer zornigen Stunde, da er nur mehr ein Paar Silberlinge in seiner Tasche wußte, nahm er ein scharfes Messer und that, wie der höhnische Lefranc ihm vor einigen Monaten geraten hatte, er schnitt in abgemessenem Viereck die Tivolilandschaft aus der Leinwand heraus und nagelte sie auf einen entsprechenden kleinen Rahmen. Robert gefiel das

Ding jetzt nicht besser, aber Narren und eingebildete Kenner möchten das ja für ein selbständiges Bild nehmen! Er zuckte geringschätzig die Achseln dazu. Aber ihm könnt' es ja nur lieb sein!

Das im Leihhaus erhaltene Geld war aufgezehrt. Er hatte seit Tagen sich auch das Schlückchen Kognak versagen müssen. Die notdürftige Nahrung für Erna war heute beim Krämer geborgt. Der mußte bezahlt werden, wenn man ihm wiederkam. Brot war nur mehr für morgen in der Lade. Alles, was auch nur irgend welchen Geldwert gehabt, war versetzt oder verkauft. Nun hieß es das Bild loswerden oder verhungern.

Robert schlug die frischaufgezogene Landschaft in ein altes Tuch, befahl Erna der Concierge und ging mit dem verkürzten Werke fort. Die Pförtnersfrau war auch nicht mehr dieselbe gegen ihn und das Kind wie sonst. Sie wußte, daß der Herr die Miete schuldig geblieben. Trinkgelder hatte sie auch schon seit geraumer Zeit keine mehr gesehen. Sie war ja eine menschenfreundliche Frau und kargte nicht mit Gefälligkeiten gegen die Hausbewohner; aber von ganz nutzlosen und uneinträglichen Gefälligkeiten war sie keine Freundin, und mit Leuten, die, nach Versicherung des Eigentümers, bei der nächsten Gelegenheit auf die Straße gesetzt werden würden, wünschte sie sich nicht näher anzufreunden. Dies eine Mal wollte sie das Kind noch bei sich behalten, aus Barmherzigkeit und weil der Herr einen gar so wichtigen Gang vorzuhaben behauptete; aber nur für anderthalb Stunden, und das sei das letzte Mal. Ihre Portiersloge sei keine Kinderbewahranstalt, und wer für Kinder nicht sorgen könne, sollte sich auch nicht mit Kindern beladen!

Ja, ja, Lefranc mußte das Bildchen kaufen! Es war kein andrer Rat. Der alte Thordrache mußte wieder bar Geld in der Hand der Leute sehen, die er schätzen sollte! Das Kaminchen mußte Feuerung, die Lampe mußte Steinöl erhalten! Erna mußte zu essen kriegen! Mußte, mußte, mußte! ... Hörst du nicht, Schicksal?!

Es war ein unfreundlicher Novembertag, in den Robert mit seinem eingeschlagenen Bilde hinaustrat. Der Herbst hatte sich lang besonnen, eh' er sich empfahl. Nun gab's einen Kehraus, daß einem die Seele im Leibe wackelte. Die riesigen Staubwolken wirbelten die zahlreichen gelben Blätter eingeschlossen und verschleiert vorbei; wie Gespenster aus der Sahara fegten sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Straßen hinab. Hier und da hörte man einen Laden oder auch ein Fenster zuknallen, und dann klingelten Glasscherben die Wand entlang, und man konnte von Glück sagen, wenn sie einem nicht auf den Kopf oder

die Hand fielen. Ein kleiner Hund, dem alle Haare gegen den Strich standen, trottete jäh vorüber, als nähm' ihm der Wind die Straße unter den Beinchen weg. Dort flog ein schwarzer Filzhut pfeilschnell über den Fahrdamm, ein Herr mit umgestülptem Regenschirm lief hinter ihm drein; aber ein rascher Wagen, der ihn im Vorüberrollen von oben bis unten mit Kot bespritzte, fuhr auch über die flüchtige Kopfbedeckung und räderte sie zu schanden. Es regnete nur so strichweise. Jetzt gar nicht, und gleich darauf schüttete es einen wie mit Eimern voll. Robert hatte Mühe, seine viereckige Leinwand gegen Wind und Wetter zu steuern, und er eilte darum so rasch er konnte.

Es sollte ihn eigentlich sehr wundern, wenn Lefranc, wenn irgend jemand ihm ein Bild abkaufte! Aber Lefranc hatte ihm doch genau gesagt, was er mit dem „Heimwesen des Horazius“ anfangen sollte. Derselbe war doch nach jenem Ausspruch gewissermaßen verpflichtet, das Bild zu vertreiben. Und wenn es Robert recht billig ließ, dann sah der alte Spitzbube leichten Vorteil dabei und zählte ihm noch heut etliche Thaler auf die Hand. Die leichtbewegliche Phantasie des hungrigen Künstlers malte ihm hastig allerhand Möglichkeiten aus, wie ihn der kundige Lefranc zu Gewinn führen möchte. Er hörte in seiner Aufregung schon ordentlich die Goldstücke klingend aneinander klappen. Ei, die beruhigende Musik! Blase nur, Sturm, schütte nur, Gußregen, wenn wir nur unser Bildchen an Mann bringen, dann wollen wir schon lachen, Erna und ich! Und wir bringens an! ...

Herr Lefranc war heute gewiß nicht mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen. Seine beiden Kommis hatten es nicht leicht, ihm irgend etwas recht zu machen. Er ging widerborstig in seinem Laden hin und her, wie ein Tier im Käfig und schalt dabei in einem fort aufs Wetter, auf die Zeit, auf die Jahreszeit, auf Paris und New York, auf Künstler und Kunsthändler und den übrigen Rest der zivilisierten Menschheit.

Daß sich bei solchem Platzregen und Wirbelsturm kein Käufer würde blicken lassen, verstand sich von selber. Und doch mußte man stillhalten, ein allzeit aufwartender Sklave des Tyrannen Publikum!

Aber es war in Wahrheit durchaus nicht das Wetter, was Herrn Lefranc so außerordentlich erboste. Sonst pflegte er, wenn sich die Wolken über dem Boulevard ausschütteten, breitbeinig hinter der Spiegelscheibe seiner Ladenthüre zu stehen und mit mephistophelischem Schmunzeln auf die dummen Leute zu blinzeln, die ihre Füßchen oder Füße durch die Nässe zogen, während er geborgen im Trocknen stand und ihre Sprünge über Pfützen,

ihr Tänzeln über den glattgewaschenen Makadam, ihr Hineinpatschen in die Lachen mit unerschütterlichem Behagen beobachtete.

Auch die ausbleibenden Käufer waren es nicht, die seinem Humor den Garaus machten. Was seine Galle heut überströmen ließ, war der erstaunliche Erfolg, den ein Kollege von ihm, ein andrer Bilderhändler dort hinten in der Rue de Chateaudun, bei Versteigerung des gesamten Nachlasses eines kürzlich in Rom am Typhus verstorbenen Malers errungen hatte. Die Kenner und die Liebhaber hatten sich in Scharen hinzugedrängt. Freilich der Herr Kollege war ein feiner, ein unverfrorener und der sich auf das Schlagen der Lärmtrommel verstand wie keiner! Aber solch ein Ausverkauf war seit Jahren nicht dagewesen. Ja, es war wieder Geld in Paris! Geld wie Heu! Die schönen Prozente, welche sein Bruder in Merkur bei dieser Gelegenheit in die Tasche stecken durfte, brachten den neidischen Lefranc um jeden Rest guter Laune. Er fühlte sich ordentlich gekränkt, ja gewissermaßen übervorteilt durch die größere Schlauheit oder Unternehmungslust jenes andern und baute darauf, in Bälde irgend ein Geschäft auszuwittern und auszubeuten, das den Nebenbuhler wiederum neidig auf Lefrancs Glück machen müßte.

Aber sein Spürsinn. fand nichts im Bereich der Wahrscheinlichkeit. Und dazu dieses miserable Hundewetter! Ist das ein Beginn der Saison! Himmelkreuzmillionen . . .

In diesem günstigen Augenblick griff Roberts nasse Hand nach der nassen Klinke, und in der nächsten Minute rieselte es von seinen Kleidern auf das Parkett des Kunstsalons, daß Lefranc voller Unmut heftig nach dem Ladenjungen schrie, er möge mit Lappen und Bürsten herzueilen, um die Lachen zu beseitigen.

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?“ fragte er dann Robert Leichtfuß schon nicht mehr höflich.

„Ich habe ihren Rat befolgt, Herr Lefranc . . .“

„Was für einen Rat? Ich habe Ihnen keinen Rat gegeben, ich gebe eigensinnigen Leuten, wie Sie sind, niemals Rat,“ unterbrach der Alte den Redenden, der mittlerweile, gelassener scheinend, als er war, sein Bild aus dem tropfnassen Umschlagtuche wickelte.

„Doch, Herr Lefranc! Sie gaben mir einen Rat, und ich glaube, einen guten,“ sagte er dann lächelnd, denn er wollte es jetzt mit dem unwirschen Menschen beileibe nicht verderben.

Ueber Lefrancs saueres Gesicht huschte es plötzlich wie Schimmer freudiger Ueberraschung. Er sah von weitem ein gutes Geschäft. „Sie haben Vernunft angenommen? Sie haben mir einen Tiburtin gemalt?“ sprach er.

„Das nicht. Aber ich habe aus dem Bilde, welches ich im Salon der Abgewiesenen ausgestellt, die Landschaft herausgeschnitten, die Ihnen so gut gefallen hat. Da sehen Sie einmal!"

„Gut gefallen? Mir? Nichts hat mir an jener unsinnigen Kruste gefallen! Was bilden Sie sich ein!"

„Aber Sie rieten mir doch ausdrücklich, Herr Lefranc . . ."

„Nichts riet ich Ihnen! Ihnen ist überhaupt nicht zu raten! Sie sind ein Narr, der dem Verdienst aus dem Wege geht. Und ich rate Ihnen kurz und bündig nur das eine: mich gefälligst in Ruhe zu lassen."

Robert war zu Mute, als drängte man ihn an eines Turmes Rand und zwänge ihn, hundert Fuß hoch hinunterzuspringen und den Hals zu brechen. Der hartherzige lügnerische Schuft da vor ihm war ja seine letzte, seine und Ernas einzige Hoffnung. Er wäre ihm so gern an die Gurgel gefahren und mußte doch an sich halten und ihm auch noch schön thun.

„Ich bitte Sie, Herr Lefranc, werfen Sie doch einen Blick darauf! Es muß Ihnen nach Ihrer damaligen Versicherung ja gefallen . . ."

„Nicht sehen! Nicht sehen!" schrie der Alte und wandte sich ab.

Robert meinte, das Herz fiele ihm aus der Brust. Er spreizte wie ein Ratloser die Finger an seinen Händen aus. Ein Zittern überkam ihn. Er überwand es, faßte sich, schluckte all aufsteigende Bitternis hinunter und brachte dann die Bitte vor: Er möchte bei dem Wetter doch das kleine Bild hier lassen dürfen. Das Tuch war tropfnaß, er hatte kein andres, und es war so mühsam, mit dem Viereck durch den Platzregen zu wandern. . . . Und . . . und vielleicht verkaufte sich das Ding denn doch . . .

„Meinetwegen!" antwortete der Händler sehr geringschätzig und ohne die Tafel eines Blickes zu würdigen. „Ich habe ja noch mehrere Ladenhüter. Kommt mir auf einen mehr nicht an! . . . Heda, Monsieur Fervelle, nehmen Sie dem Herrn da dieses Machwerk ab und legen Sie's zu den übrigen, die sich am großen Nimmermehrstag verkaufen werden! So!"

Der angerufene Kommis kam herein und that mit notdürftiger Höflichkeit, wie ihm von seinem Patron geheißen war. Robert sah sein Bild in der Hinterbude verschwinden und den eifrigen Herrn Fervelle wieder zu seiner Korrespondenz zurückkehren.

Was nun? Er mußte sich ein Herz fassen. Er reckte wieder die Finger von sich und schluckte, schluckte. Nach einer kleinen Pause voll Peinlichkeit hub er leise und recht sanft wieder an: „Herr Lefranc!" dann mußte er sich räuspern.

„Was ist Ihnen gefällig!" erwiderte der Angeredete und

wahrlich in ganz andrem Tone, als Robert an ihn hingeredet hatte und jetzt weiter redete.

„Mein Gott, ich hatte kein Glück in letzter Zeit ... mit einem Wort: Möchten Sie mir nicht einen kleinen Vorschuß auf das Bild gewähren?"

„Ich? Auf das Bild? ... Auf einen Bruchteil jenes großen Fiaskobildes aus dem Salon der Zurückgewiesenen? ... Eh, Herr Fervelle! Herr Fervelle, ich bitte, geben Sie Herrn Robert das Meisterwerk, welches er Ihnen eben anvertraute, sofort wieder, aber sofort!"

„Nein, lassen Sie nur, Herr Fervelle!" sagte Leichtfuß mit abwehrender Bewegung seiner ausgespreizten Finger. „Jetzt nicht! Ich werd' es schon abholen lassen!"

Er schluckte wieder mühsam, drehte seinen nassen Hut in der Hand und ging langsam der Glasthüre zu. „Guten Tag, Herr Lefranc," sagte er leise. Was wollte er machen! Hier war nichts zu holen.

Der Händler besah ihn von der Seite, er merkte, daß der sonst so aufrechte, so bewegliche Leichtfuß andern Gang und andre Haltung hatte als sonst. Auch eine andre Stimme. Die Stimme des Elends, sie war nicht zu verkennen. Vielleicht war der Trotzkopf mürbe gemacht. Aber Schwäche durfte man ihm nicht zeigen. Und Mitleid wäre hier eitel Schwäche. Barsch und trocken rief er ihm nach:

„Wenn Sie von mir Geld erhalten wollen, Herr Robert, so wissen Sie längst, auf welche Weise das von mir zu bekommen ist. Für nichts geb' ich nichts! Malen Sie mir Tiburtins, nach meiner vorher einzuholenden Bestimmung, und ich zahle Ihnen für jedes Stück in der Größe des vor Jahren gelieferten tausend Franken. Wohlverstanden tausend Franken! Sie haben's in der Hand!"

Robert stand auf der Schwelle; achselzuckend sagte er: „Das kann ich nicht! Ich bin ein ehrlicher Mann und will es bleiben!"

„Gott mit Ihnen, ehrlicher Mann!" rief Lefranc und wandte ihm den Rücken.

Leichtfuß nickte noch ein wenig mit dem Kopf und trat dann wieder in den Regen hinaus.

Der Wind hatte nachgelassen an Heftigkeit. Ein dünner Sonnenstrahl schlich sich eben unter den Regenwolken durch und ließ den Makadam des Fahrwegs in seiner Nässe grell wie einen Brennspiegel aufglänzen, daß Robert wie geblendet mit der Hand vor die Augen fuhr. Die Wagen rollten hurtig von rechts und links. Die Fußgänger eilten mehr oder weniger

hastig unter triefenden Schirmen an ihm vorbei. Der Sonnenstrahl war bald wieder von den Wolken verschluckt. Ringsum ein eintöniges, frostiges, rieselndes Grau!

Robert zog die Schultern in die Höhe und ging dahin. Langsamer, viel langsamer, als er gekommen war. Er hätte den nächsten besten auf der Straße anrufen mögen: Was nun?! Er hätte den nächsten besten niederschlagen und ihm seine Börse entreißen mögen. ... Und dann fielen wieder alle heftigen Gedanken in sich zusammen und nur der dumpfe Druck seiner beispiellos jämmerlichen Lage war ihm fühlbar.

Er krampfte die Fäuste in seiner Tasche zusammen und drückte die Arme fest an seinen Leib. Was thun? Was angeben? wimmerte er still in sich hinein. Vor seiner Stirn war ein Schmerz, wie wenn einer mit einem platten Brette dagegen pochte. Und kein Gedanke, der irgend eine Hilfe zeigte!

Auf einmal schoß ihm doch ein Einfall durch den Kopf — eine Erinnerung. Er hatte jüngst in den kleinen Anzeigen einer Zeitung gelesen, daß ein Photograph einen gewandten Retoucheur suchte. Vielleicht reichte er dazu aus mit der erworbenen Kunstfertigkeit! Ein elendes Brot! Unwürdig für einen Künstler wie er! Aber was sonst? Es warf doch eine karge Mahlzeit ab im Tag. ... Drollige Einrichtung der Natur, den unsterblichen Geist von einer Handvoll Brot abhängig zu machen, abhängig ganz und gar! Robert blieb vor dem Schaukasten eines Photographen stehen. Es war einer der erbärmlichsten. Solche Machwerke mit einem Pinsel nachfahren, scheußlich! Aber Hungern ist noch scheußlicher. Erna durfte nicht hungern! Heute freilich wird sie niemand davor retten. Das arme Kind!

Er kehrte das Gesicht von dem Kasten des Photographen ab und gegen den Fahrweg. Ein eleganter Gig zwischen zwei mannshohen Rädern, wie eine Blume in ihrem Gezweig, in seinen Sprungfedern sanft schwankend, sauste vorbei und bespritzte in seiner geringschätzigen Eilfertigkeit die nächsten Zuschauer mit jähen Kotflecken. Auch der in der Nässe glänzende Lack des Wägelchens war über und über mit Kot befleckt. Ein eifriger Sportsmann, der selbst bei diesem Wetter seinen Rassegaul eigenhändig lenkt! Der Sportsmann im englischen Doppelkragenmantel und mit der langen Peitsche kannte Robert, denn er nickte ihm freundlich zu, nicht ohne ein bißchen Prahlerei in Minen und Geberde zu legen. Robert sah dem Vorbeisausenden stumpfsinnig nach. Er kannte ihn wohl, diesen Dandy! Sie hatten einst auf der Malerschule nebeneinander gesessen. Der Bursch hatte nicht mehr Talent zum Künstler als Hinz

und Kunz, aber er hatte Glück gehabt. Er malte kleine Sächelchen, Figürchen, Tierchen, ein Schickist nach der Mode — jeder Pinselstrich ein Dukaten! Robert hätte damals nicht um einen Weltteil seine künstlerischen Hoffnungen gegen die seinen tauschen mögen. — Nun fuhr jener mit eigenen Pferden in sein Atelier — und er hatte nicht eine Brotkrume zu verdienen, wenn ihm nicht ein Photograph Handlangerdienste anvertraute.

Er raffte sich aus seinem Brüten auf. Ein Livreebedienter, der den Fahrweg passieren wollte, war hastig mit dem Ellbogen an ihn gestoßen. Derselbe sah den nassen Menschen mit dem blassen, verzweifelten Gesicht an, ob es der Mühe wert sei, sich bei diesem Mitbürger zu entschuldigen; pas grande chose! dachte er, und ohne ihn eines Wortes zu würdigen, ging er breitspurig weiter. So ein Kerl, der durch Aufwarten und Thürenöffnen seine Mast verdiente, war jetzt ein vornehmer Herr gegen den Nichts und Niemand Leichtfuß, der ratlos im Regen auf dem Boulevard Malesherbes stand.

Gassenkehrer fegten mit langstieligen, breiten Bürsten den Makadam, damit der Schlamm, welchen Staub und Regenwasser so rasch auf der vielbefahrenen Straße bildeten, alsbald beseitigt würde. Diese Gassenkehrer waren meist Deutsche. Robert wußte das und trat einen an, der eben mit seinem Geschäft bis an den Rand des Bürgersteiges geraten war.

„Landsmann," sagte er freundlich, denn der Mann war in seinen Augen ein sicherer Mann, der mit seinem Besen Weib und Kind ernährte, und in dem Besen sah er heut ein ehrwürdig Instrument, dem Pinsel verwandt und ihm teilweise vorzuziehen. „Glauben Sie nicht, daß ein kräftiger, ehrlicher, arbeitsamer Mann, der sich anderweit nicht mehr fortbringt, Aussicht habe, bei der Straßenreinigung angestellt zu werden?"

„Vielleicht, wenn er große Protektion sehr einflußreicher Leute hat! Sonst kein Gedanke! Es warten ihrer Hunderte auf so eine Anstellung. Und was für Leute! Ist nicht Gassenkehrer, wer will!"

Robert schüttelte den Kopf und versuchte sich im Weitergehen weiter zu besinnen.

Robert dachte heute so langsam. Es fiel ihm selbst auf. Auch sein Gang war langsam, obwohl ihn fror in seinen nassen Kleidern. Aber es war ihm alles einerlei!

Er blieb vor dem großen Glasfenster eines Delikatessenhändlers stehen. Riesige Schaltiere und Geflügel aller Größen, gerupft und im Federschmuck, herrliches Obst und die Büchsen verschiedenartiger Pasteten waren in eine unvergleichliche sinn-

verwirrende Arabeske hier zusammengestellt. Darüber hingen Gewinde von bräunlich glänzenden Würsten, dazwischen stachen Gruppen von stumpf schwarzen Trüffeln, rosenfarbenen Radieschen, wie in modefarbenem Atlas schillernden Zwiebelchen und in Zuckerguß starrenden Früchten hervor. Robert sah eins nach dem andern mit weit aufgerissenen Augen an. Es war ihm dabei, als schnitte man mit Messern in seinen Eingeweiden herum, und er konnte sich doch nicht von dem leckeren Anblick trennen. Er drückte die Stirne misamt dem Hut an die große Scheibe, wie um bequemer zu sehen. Ach, wenn man mit den Augen essen könnte! Ach, was es für wohlschmeckende Dinge auf der Welt zu essen gab! Und welche Abwechselung darin! Es gab Leute, merkwürdigerweise, die aus Abwechselung und Auswahl der Speisen eine Wissenschaft machten! Es gab eine Kunst, zu essen! Es gab Eßkünstler! ... Und es gab andre Ebenbilder Gottes, die nicht mehr hinsahen, was sie aßen, um nicht vor Ekel zu verhungern. Und ein solcher war er. Eine unsagbare Begierde, lecker zu speisen, viel zu speisen, in all den kostbaren Sachen und Sächelchen zu wühlen, zu naschen, zu schwelgen, ein nagendes Gelüsten, sich einmal vollzufressen bis zum Platzen, kam da über ihn, daß er sich an der Messingstange, die vor die Spiegelscheibe zum Schutz wie eine Barre befestigt war, mit beiden Händen hielt, denn er meinte, das Glasfenster mit den Fäusten einschlagen zu sollen und wenn auch mit zerschnittenen blutüberströmten Händen an sich zu raffen, was nur seinen Hunger, sein Gelüsten, seine Gier zu stillen tauglich wäre.

Dann war's ihm wieder, wie wenn ihn ein Schwindel niederzuwerfen drohte. Die kurze Sinnverwirrung nahm ihm doch das Bild fort, das seinen Hunger so entsetzlich aufstachelte. Die Hand vor den Augen, sammelte er sich auf. Denk' doch an dein Kind! Es kann nicht bei der Concierge bleiben! Und daheim ist noch ein Stück Brot. Mach, daß du heimkommst! Spute, spute dich, armer Hund! Hier auf dem Boulevard gibt es nichts für dich zu essen! Und stehst du noch länger da und gaffst in die Glasfenster, so juckt es dich, zu stehlen. Was wird dann aus Erna, wenn dich erst ein Stadtsergeant am Kragen hat?

Herr Gott, mein armes Kind! Heim! Heim! ...

Er schreitet weit aus. Er läuft stellenweise. Es ist noch weit bis in die Rue Murillo! Und die dumme, boshafte Frau in der Portierloge hat gesagt, sie wolle nicht länger mehr als anderthalb Stunden daheimbleiben und könne nicht länger auf das Kind achtgeben. Also nur rasch!

Glücklicherweise hat der Regen jetzt aufgehört, wahrschein-

lich nicht für lange! Aber es wird Robert doch warm im eiligen Schreiten; wohler wird ihm nicht! Es ist ihm, als müßt' er, heimkommend, vor dem Kind auf die Kniee fallen und es mit aufgehobenen Händen um Verzeihung bitten, daß er es zu sich genommen und jenen Leuten entrissen hat, die immer vollauf und gut zu essen hatten.

Aber bei dem Gedanken an jene Leute, denen er das Kind weggenommen hat, bei dem Gedanken an das treulose Weib und an deren würdige Eltern, da bäumt sich in ihm alles auf in glühendem Haß. Und ging's in Hunger und in den Tod, besser, als jenen Nichtswürdigen Fleisch von seinem Fleisch und Herz von seinem Herzen überlassen haben!

Nun hat er auch wieder Kraft. Nun hat er auch wieder Gedanken. Freundliche Gedanken sind es nicht; aber sie beflügeln seine Schritte. Da hat er auch schon die Avenue de Messine hinter sich ... kurz um die Ecke der Avenue Ruisdael und nun linksum, da ist er in der Murillostraße. Dreißig hastige Schritte noch, und er steht vor seinem Hause.

„Wo ist mein Kind?“ fragte er erstaunt, als er in der Portierloge weder Erna noch die Concierge, sondern nur deren Gatten sah, der die Hände mit einem Zeitungsblatt auf dem Rücken gekreuzt, eine kurzstielige Korporalpfeife zwischen den eingekniffenen Lippen, in grünen Pantoffeln ärgerlich auf und nieder ging und auf seinen Gruß etwas lange warten ließ.

„Ach, Sie sind's!“ sagte der Thürhüter dann nach einer Weile blinzelnder Betrachtung. „Sie sind mir auch ein sauberer Vater! Ich danke!“

Robert, der vor Gram und Hunger ohnehin nicht ganz frei im Kopfe war, begriff nicht recht, was der Mensch da sagen wollte. Angst überkam ihn, man möchte Erna gestohlen haben. Er stürzte entsetzt auf den Zeitungsleser zu und rief: „Wer war da? Was hat man Erna gethan?“

Der andre kehrte sich aber gar nicht an diese ihm gleicherweise unverständlichen Fragen und fuhr in seiner Art fort: „Und ein Maler wollen Sie sein? Mit Augen, die nichts sehen! Hohn! Da ist meine Frau anders. Auf den ersten Blick hat sie gesehen, daß das Kind krank ist ...“

„Wie? Was? Krank? Mein Kind krank?“ schrie Robert.

„Nu versteht sich! Jedermanns Kind wird einmal krank! Aber Ihr Kind darf niemals krank werden! Ein Privilegium wohl für Malerkinder! Leider sind alle Privilegien abgeschafft.“

„Aber wo ist denn Erna? Wo ist Ihre Frau?!“ rief der Maler außer sich.

„Wo werden sie sein?“ antwortete der Pförtner, sichtbar mit sich zufrieden, daß er den Vater, dessen krankes Kind ihn und seine Frau behelligte, mit gehöriger Angst bestraft hatte. „Droben bei Ihnen sind sie. Meine vortreffliche Aglas hat das schlottrige, kleine Wesen zu Bette gebracht und ihm ein warmes Süppchen gekocht. Steigen Sie gefälligst hinauf, mein Herr, und bedanken Sie sich bei der unvergleichlichen Frau!“

Robert Leichtfuß war schon bei der Thüre draußen und hörte die letzten Worte kaum mehr. Er hatt' es eilig, die fünf Treppen hinaufzukommen; er war indessen noch nicht halbwegs des ersten Stockwerks gelangt, als er sich von dem mißliebigen Pförtner wiederholt und dringend beim Namen rufen hörte. Wider Willen hielt er ein im Lauf und beugte sich übers Stiegengeländer, um hinabzufragen, was jener von ihm wollte, daß er ihn bei solch einem Anlaß zur größten Eile verzögerte.

Er sah den Mann auf seinen grünen Pantoffeln unten innerhalb der Treppenschnecke stehen, und während er mit der Linken seine Zeitung noch nicht losgelassen hatte, mit der Rechten einen Brief in die Höhe halten.

„Der Postbote hat das Ding da für Sie abgeworfen, mein Herr!“ rief der Concierge. „Beinahe hätte ich es Ihnen zu sagen vergessen. Es ist ein eingeschriebener Brief. Also wohl von Wichtigkeit. Ich habe in Ihrer Abwesenheit den Empfang bestätigt. Geben Sie sich die Mühe, die Sache in Empfang zu nehmen.“

Robert fragte jetzt den Teufel nach allen erdenklichen Postsachen; da aber dieser Gatte der unvergleichlichen Aglas keineswegs der Mann dazu war, einem Mieter in den fünften Stock seine Briefschaften nachzutragen, blieb ihm nichts übrig, als das Dutzend Stufen rasch in zwei Sätzen hinunterzuspringen und dem Saumseligen das mehrfach markierte, mit einem breiten, roten Siegel petschierte Papier aus der Hand zu reißen.

Während er ohne weitere Zögerung die Treppe hinaufhastete, erbrach er den Umschlag, dessen Aufschrift keine bekannte Hand verriet. Sein erster Blick war nach der Unterschrift. Sie lautete: „Kuno Freiherr von dem Stumpe-Wanzeböky, Dr. jur.“

Was wollte dieser Fremdling mit dem heraldischen Namen von Robert Leichtfuß und noch dazu in einem versicherten Schreiben? Obwohl ihn Besorgnis und Sehnsucht nach dem Kinde jagten, ließ er doch im Aufwärtssteigen seine Augen über die feste, klare Handschrift gehen.

Der Freiherr entschuldigte sich zuerst, daß er sich herausnehme, der Ehre persönlicher Bekanntschaft entbehrend, sich in eine Familienangelegenheit Roberts zu mischen, begründete aber

dann sein Vorgehen mit der Mitteilung, daß er in wenigen Monaten Frau Hermione Meyer heiraten und damit vollkommen berechtigt erscheinen werde, deren Angelegenheiten zu vertreten. Frau Hermione sehne sich sehr nach ihrer Enkelin Erna und hege den natürlichen Wunsch, ihre Erziehung zu vollenden und ihre Zukunft zu gestalten. Sie begreife nun aber auch sehr wohl, daß es ihrem ersten Schwiegersohn peinlich sein müsse, seine Tochter im Hause seiner geschiedenen Frau mit andern Töchtern aus zweiter Ehe aufwachsen zu lassen. Sie könne jedoch nicht glauben, daß er dieselben Bedenken, dieselbe Abneigung gegen das Haus der Großmutter Ernas hegen werde, besonders unter so veränderten Umständen. Ihr zukünftiger Gatte, der Schreiber dieser Zeilen, könne das Ansuchen der vortrefflichen Frau — schon wieder eine vortreffliche, eine unvergleichliche Frau, und was für eine! dachte der Treppensteiger — der Freiherr könne den Wunsch seiner Braut nur durch die treugemeinte, ehrliche Versicherung unterstützen, daß er Erna mit der größten Sorgfalt erziehen und — da bei den vorgeschrittenen Jahren seiner Zukünftigen eigner Kindersegen wohl kaum mehr zu erhoffen sei — wie seine eigne Tochter in allen Stücken halten werde.

Nichts liege dem vornehmen Sinne der verwitweten Frau Meyer ferner, als was Leichtfuß gewaltsam, ja gewissermaßen widerrechtlich sich angeeignet habe, durch einen ähnlichen brutalen Akt oder durch das skandalöse Zuhilferufen fremdländischer Gerichte wieder an sich zu bringen. Sie wolle vor allem es mit Güte, mit annehmbaren Vorschlägen versuchen. Es sei in Berlin nicht unbekannt geblieben, daß es Herrn Leichtfuß zur Zeit nicht so glänzend gehe, als seinem großen Talente zu wünschen wäre. Man wisse, daß er sich gegenwärtig nicht in der Lage befinde, seine Tochter nach Gebühr zu unterhalten, geschweige gar sie standesgemäß zu erziehen. Die zukünftige Frau Baronin von dem Stumpe müßte aber darauf dringen, daß ihre leibliche Enkelin standesgemäß erzogen werde; der liebenden Großmutter müßte das Herz brechen bei der Vorstellung, daß ihr Tochterkind vielleicht an dem Notwendigsten Mangel leide.

Und aus allen diesen und noch mehreren Gründen glaube der Freund und Berater seiner Braut nicht zur Unzeit mit dem Vorschlage hervorzutreten, Robert Leichtfuß möge ihm, dem hochachtungsvoll Unterzeichneten, gestatten, Erna persönlich in Paris abzuholen, um selbe in die Arme ihrer Großmutter zurückzuführen, und dafür die notariell beglaubigte Zusicherung einer Geldentschädigung oder gleich diese selbst in giltigen Wertpapieren in Empfang nehmen.

Der Schreiber würde sich überaus glücklich schätzen, dieses kostbare, dieses schönste Hochzeitsgeschenk seiner Braut überbringen zu können. So oft Robert sein Kind besuchen wollte, würden sich ihm die Pforten des freiherrlichen Hauses derer von dem Stumpe bereitwillig öffnen, obwohl diesseits nicht die Absicht bestünde, über die Höhe der zu fordernden Entschädigungssumme zu streiten.

Ja, man gehe im Vertrauen zur guten Sache so weit, daß man bei einem angesehenen Pariser Bankhause — dasselbe war genau bezeichnet — gleich jetzt eine kleinere Summe Herrn Leichtfuß zur augenblicklichen Verfügung stelle, falls derselbe infolge dauernden Mißgeschickes diese erheben und dagegen nur seine Bereitwilligkeit, auf den hier vorgeschlagenen Ausgleich bedingungslos einzugehen, schriftlich erklären möge.

Den Schluß bildeten wieder Höflichkeitsversicherungen des wohlerzogenen Mannes. Robert war eben wieder bei der äußerst feudal paraphierten Unterschrift angekommen, als er auch atemlos vor seiner Wohnung stand und mit vor Aufregung zitternden Fingern den Schlüssel im Schloß umdrehte.

So sehr dieser Brief dazu geeignet war, in Roberts wunder Brust alle Leidenschaften aufzuwiegeln, er wußte doch nichts mehr von dem Briefe, den er noch offen in der Hand hielt, wie er jetzt durch die Küche stürmte und die Zimmerthür aufriß und Erna in ihrem schlichten Bettchen liegen sah. Ein blasses Gesicht mit glänzenden Augen, die ihn, ach, so ängstlich ansahen, und kleine zitternde Händchen, die sich wider den Befehl der wichtig thuenden Pförtnersgattin nach dem ersehnten Vater aus der Decke reckten.

„Na, da ist er ja endlich, dein Herr Papa!“ rief Aglaë, die Unvergleichliche. „Und Gott sei Dank, daß er endlich da ist! Zu früh kommt er nicht. Man hat doch noch andres zu thun, als fremder Leute Kinder zu hüten. So, nun sei gescheit und werde bald wieder gesund, mein Kätzchen!“

„Ich konnte nicht früher kommen, liebe Frau. Und tausend Dank für Ihre Güte! Gott lohn' es Ihnen! Aber was ist geschehen? Um Gotteswillen, reden Sie doch!“

„Was wird geschehen sein! Das Kind ist eben krank geworden. Das fliegt einen so an in der großen Stadt, wo jede Sekunde Milliarden Krankheitskeime in der Luft herumwirbeln und alle Nahrungsmittel gefälscht sind. Wer Kinder hat, weiß das. Und Sie, mein Herr, sollten es eben auch wissen. Sie sollten es schon seit Tagen wissen. Erna kann nicht erst heute so sein, wie sie ist. Keine fünf Minuten war das Kind in meiner Loge, da sagt' ich schon: Mein Kätzchen, mit dir ist's nicht richtig! . . . ‚Nein,‘ sagte sie, ‚mir ist wirklich nicht gut. . . .‘

Wo thut's dir denn weh? fragt' ich. . . . ‚Hier am Hals und hier am Kopf und hier und hier!‘ wiederholte sie. . . . Na, wie ich Ihre Heimkehr erfleht habe, mein Herr, davon können Sie sich keinen Begriff machen! . . .“

„Aber Erna klagte ja nicht ein bißchen!“ sagte Robert und befühlte sein Kind jetzt überall, wo ihm Aglas Schmerzen angesagt hatte.

„Das Kind hat 's Klagen eben verlernt, Herr Robert!“ antwortete die Concierge. „Wundern darf man sich nicht, wenn so ein Kind krank wird. Ihr Männer versteht nichts von Kinderwartung. Hat man je erlebt, daß ein einzelner, ein ganz einsamer Mann sich mit einem Kind ohne andre Pflege als die seine abgibt! Das geht nicht an! Nimmermehr geht das an! Wozu hätte denn Gott die Frauenzimmer erschaffen! Es mag Ihnen ja über Gebühr schlecht mitgespielt worden sein! Es kümmert mich nicht, aber man hat doch seine Augen und kann sie nicht immer zudrücken. Wie sehen Sie selber denn aus, mein Herr! Auf die Hälfte sind Sie zusammengeschwunden! Und mit dem Mann, als welcher Sie vor Jahr und Tag hier eingezogen sind, gar nicht mehr zu vergleichen, geschweige gar zu verwechseln! Und das Kind hat dabei auch nicht, was es braucht . .“

„Dem Kinde ist nichts abgegangen!“ rief Robert, im Kern seiner Sorgfalt und väterlichen Ehre verletzt. „Bis gestern hatte es alles, was es brauchte! Nicht wahr, mein Herz?“ Dann kehrte er sich wieder ganz der kleinen Kranken zu und ließ sie den Rachen öffnen und bestätigte an Pulsschlag und Körperwärme, daß sie ein heftiges Fieber schüttle.

Derweilen fuhr Aglaë fort zu zetern: „Hatte, was es brauchte? Das verstehen Sie nicht, mein Herr, und ich bitte meinen Freimut zu entschuldigen. Ein Kind braucht eine Mutter! Und wenn das da keine hat, wie es scheint, na, dann geben Sie ihm eine! Das ist Ihre Pflicht! . . . Und der Aermste findet doch noch eine Närrin, die bereit ist, seine Not mit ihm zu teilen! Wem sagen Sie das! Wir sind alle aus einem Holze!“

Damit ging sie, halb von Unwillen gegen Robert, halb von Mitleiden gegen sein Kind bewegt, hinaus. Auf der Schwelle kehrte sie sich noch einmal um und rief: „Was dem Kinde jetzt vor allem not thut, ist ein Arzt, ein guter Arzt, kein Quacksalber! . . . Wenn Sie einen holen gehen, na, dann sagen Sie es unten in der Portierloge, und ich werde noch eine halbe Stunde bei Kätzchen warten. Jetzt muß ich nach meines Mannes Suppentopf sehen. Der ist doch auch noch auf der Welt!“

Fort war sie, da Robert mit gerührter Stimme ihr noch nachrief: „O Madame, wie gut Sie sind! Wie viel besser ist Ihr Herz als Ihre Zunge!“

Ja, sie war wirklich gut, die unvergleichliche Aglas! Von jener Güte, die in der Not zur Hilfe bereit ist, wenn sie auch sonst meist nur die schlechten Seiten ihrer Nebenmenschen der Erwähnung wert hielt und in gewöhnlichen Fällen diese Mitmenschen lediglich nach der Höhe ihrer bereits gespendeten und allenfalls noch zu erwartenden Trinkgelder schätzte.

Robert war allein mit seinem Kinde, mit dem gefährdeten Kinde, das er über alles liebte. Er suchte sich vor allem eine Idee von dem Leiden seines Töchterchens zu machen. Er wollte nicht glauben, daß es wirklich krank sei. Erna war immer ein ganz gesundes Kind gewesen. In den anderthalb Jahren, die es bei ihm lebte, hatte ihm nie das Geringste gefehlt. Es konnte ihm doch jetzt in diesem unsagbaren Jammer nicht auch noch das Aergste anthun und krank, schwer krank werden! Und doch war es so, und Robert Leichtfuß mußte es sich in den ersten Minuten wider Willen gestehen.

Alle Pulse flogen an dem kleinen Geschöpf. Die Hautfarbe, der Ausdruck des Gesichts, die Augen, ja selbst die Stimme schienen verändert. Ihm war, als hätte man ihm sein Kind vertauscht, sein gesundes, herziges, frohgemutes Kind gegen ein elendes, fröstelndes, angsterfülltes. Und doch nein, dies gefährdete, kranke, hilfsbedürftige war erst recht sein Kind, und sein Herz fühlte an jeder Faser, wie fest es an sein Vaterherz gewachsen war.

„Papa,“ jammerte das fiebernde Wesen. „Papa, hilf mir doch, ich kann nicht schlucken! ... Papa, nicht wahr, ich muß nicht sterben?!“

„Aber, Liebchen, wie kommst du auf den Einfall?“

„Die Frau des Hausmeisters hat gesagt, es sei nicht zum Spaßen, und wenn ich nicht einen guten Arzt bekäme, dann würd' ich wohl sterben!“

„Und das sagt man einem Kinde!“ knirschte Leichtfuß zwischen den Zähnen und fuhr mit den ausgestreckten Fingern in sein Haar.

„Papa, mir wird das Sprechen so schwer! Hier thut's so weh!“

Dem armen Kind in seinen Schmerzen brach der Schweiß auf der Stirn aus. Die hilfreiche Aglas hatte offenbar noch ein übriges gethan und der Kranken durch unvorsichtiges Reden angst gemacht.

Robert bat Erna, den Mund weit aufzumachen, drückte

mit dem Stiel eines blechernen Löffels die Zunge nieder und ließ den vollen Tagesschimmer in den wunden Rachen fallen. Der Gaumen zeigte flammende Röte wie auf wundem Fleisch, und die ganze Höhle schien ihm mit weißen Geschwüren besäet. Diphtherie! Das war sein schrecklicher Gedanke, und er fühlte, wie sich ihm die Kopfhaut vor Sorge zusammenzog.

Nur noch einen Augenblick stand er ratlos da. Dann lief er an sein Kofferchen, wo er von seinen Reisen her aus Vorsicht für das Kind etliche kleine Hausmittel stecken hatte; machte, so gut er's wußte, für solchen Fall ein Gurgelwasser zurecht und unterwies Erna, wie es zu gebrauchen sei.

Erna that als folgsames Kind, wie ihr befohlen ward. Aber Angst und Schmerz ließen sie alsbald wieder in Thränen ausbrechen und, die rührenden Händchen faltend, schluchzte sie: „Nicht wahr, Väterchen, du läßt mich nicht sterben?"

„Nein, Kind! Verlaß dich darauf! Lieber selber sterben!" rief Robert, den durchnäßten Rock ablegend und in Hast ein andres Kleidungsstück umwerfend.

„Und du holst mir einen Arzt, einen guten Arzt?"

„Den besten Arzt in ganz Paris sollst du haben!" sagte Robert, dem selber die Zähne wie einem Fieberkranken klapperten. Er wußte nicht, wo aus, wo ein, jeder Gedanke versagte sich ihm bis auf den einen: Dein Kind darf nicht sterben!

Da fiel ihm der offen daliegende Brief, den Baron Stumpe im Auftrag von Ernas Großmutter geschrieben hatte, in die Augen. Mechanisch griff er mit der einen Hand nach dem Papier, mit der andern nach seinem Hute. Da hatte er ja in der Hand, was ihm augenblicklich Geld verschaffen konnte, Geld genug, um einen Arzt zu bekommen und aller Hungersnot überhoben zu sein. ... Um welchen Preis! Um welchen Preis! Herr Gott im Himmel! Das Kind retten, um es zu verlieren! An diese schandbare Sippschaft verlieren, der er es mit auflodernden Vaterherzen entzogen hatte, nach dem Rechte, das in seinem Herzen geschrieben stand! Und verlieren mit entfremdetem Herzen! Verlieren auf Nimmerwiedersehen!

Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn. Er riß sich das Halstuch auf, denn der seelische Kampf benahm ihm den Atem.

Da richtete sich das Kind mit erglühendem Köpfchen in seinem Kissen mühsam auf. „Vater!" kam es röchelnd aus der wunden Kehle, und es klammerte sich mit beiden Aermchen an Arm und Schulter des herzugeeilten Mannes fest. Ein Krampf schien es zu ersticken ...

Der Anfall ging vorüber. Aber es ließ noch nicht die

Aermchen los, als könnt' ihm die Nähe des Vaters Sicherheit gewähren, bis die Kraft erlahmte und es ganz erschöpft mit halbgeschlossenen Augen, die zu brechen schienen, zurückfiel. Die annoch geröteten Wangen waren von dicken Thränen überströmt. Heftig ging sein Atem. In Robert aber war keine Faser, die nicht in Beobachtung seines armen Kindes gespannt war. Sanft wischt' er ihm die Zähren vom Gesichte.

Da schlug das Kind die Augen weit auf, sah ihn an mit einem Blick, als hätt' es die Krankheit um Jahre gereift, und hauchte so flehentlich — das Herz konnte einem brechen bei dem rührenden Klang der lieben Stimme — „Papa! Kannst du mir denn nicht helfen?"

„Ja, ich kann dir helfen!" sprach Robert mit rauher Kehle, sprang auf und ergriff den Brief Stumpes mit beiden Händen und hielt ihn vors Gesicht.

„Ja, mein geliebtes Kind, ich werde dir helfen! Ein Hundsfott, wer sein Kind in der Not im Stich läßt! Ich helfe dir! Des sei getrost!"

Damit riß er das Papier in zwanzig Fetzen, schleuderte sie von sich und stürmte, wie er ging und stand, zur Wohnung hinaus, die fünf Treppen hinunter und schrie in die Portierloge hinein: „Madame Aglas! Ich hole einen Arzt! Ich nehme Sie beim Wort: hüten Sie mein Kind bis zu meiner Rückkehr. Sie sollen fürstlich für Ihre Güte belohnt werden!"

„Man geht schon hinauf! Man geht schon hinauf!" antwortete die Angerufene und watschelte aus ihrem Gelaß. Sie war offenbar dieses Vorschlags gewärtig gewesen. Während sie sich anschickte, die Stufen zu steigen, rief ihr Robert nach: „Aber ängstigen Sie mir die Kleine nicht!"

„Das galt nur Ihnen, mein Herr! Ich wollte Sie par ricochet treffen ... jetzt ist's nicht mehr not. Jetzt läuft er nach dem Arzte!" brummte sie. Die letzten Worte schon für sich, denn Robert war bereits auf der Straße.

Er rief den ersten besten Fiaker an, den er erblickte. „Auf die Stunde! ... Zunächst nach dem Boulevard des Italiens, zu dem Bilderhändler Lefranc. Sie wissen ihn! ... Und so rasch als möglich, Kutscher! Ein doppeltes Trinkgeld! Es handelt sich um ein Menschenleben!"

Hei, hei! Wie der Wagen über den spritzenden Makadam dahinsauste mit dem Manne darin, der keinen roten Heller in der Tasche hatte.

Lefranc stand denn doch staunend still, als er Robert Leichtfuß aus einem Mietswagen springen sah. Er hatte ihn

nicht mehr erwartet. Diesen wirklich nicht! Aber daß er wiederkam, heute noch wiederkam, nachdem er also gegangen war, wie vorhin, das konnte nur einen Sinn haben. Die alten Muskeln tanzten wunderlich in dem ledernen Gesichte.

Robert wartete weder Gruß noch Ansprache ab, sondern fing an: „Herr Lefranc, ich habe mich besonnen. Ich gehe auf den Handel ein. Ich will Ihnen wieder einmal Tiburtins malen. Und Tiburtins von der ersten Sorte. Tiburtins, die sich gewaschen haben sollen! Welches Motiv wünschen Sie zuerst?"

„Eine Waldpartie im Herbste. Pariser Umgegend natürlich. Auteuil, Fontainebleau, so was dergleichen. Doch das sei Ihrer Inspiration überlassen. Aber Sie verstehen, so eine Symphonie in Gelb, eine Schwelgerei in Gelb! Tote und tödlich getroffene Blätter in allen Farbenabstufungen! Einen Triumph der Manier des Unsterblichen!"

„Wird besorgt werden! Und was geben Sie für diese schwelgende Symphonie in allen möglichen und unmöglichen gelben Tinten dieser Erde? ... Sagen Sie rasch! Ich hab' es eilig!"

„Wie schon gesagt, fünfhundert Franken!"

„Sie haben schon Tausend gesagt, Herr Lefranc."

„Also in Gottes Namen Tausend! Aber nun genug! Tausend per Stück! Und nur vorausgesetzt, daß Sie sich verpflichten, mir wenigstens drei hintereinander zu liefern. Kontraktlich verpflichten!"

„Drei hintereinander! Ich verpflichte mich. Aber das Stück um zweitausend Franken. Es ist ohnehin ein Spottgeld!"

Lefranc staunte über das Auftreten Roberts. Derselbe Mensch war doch vorhin so kleinlaut und bettelhaft vor ihm gestanden und hatte um einen lumpigen Vorschuß von etlichen Franken gebeten, wie man um ein Almosen bittet. Und jetzt redete er kurz und bündig und geschäftsmäßig und wollte nicht mit sich handeln lassen! Der alte Fuchs versuchte es nichtsdestoweniger und mit allen gewohnten Kniffen. Er wußte ja doch, daß der andre in Not sein mußte, in großer Not, sonst ging er überhaupt auf den ihm verhaßten Handel gar nicht ein.

Aber Robert Leichtfuß entgegnete ihm mit einer wilden Entschlossenheit, die auf Lefranc den Eindruck machte, daß der überreizte Mensch im stande sei, ihn mit dem Kopf voraus in das eigne Glasfenster zu werfen. Zweitausend für das erste Bild, darauf bestand er, fürs zweite und dritte, das er zu malen versprach, wollt' er nun gar den Preis erst nach Ablieferung des ersten bestimmen. So billig waren die echten Tiburtins nicht!

Da Lefranc ob solcher Forderung sich aufs Jammern ver-

legte, riß Robert die Ladenthüre auf. „Ich habe Eile! Leben Sie wohl!“ sagte er zu dem Händler, der ihm nacheilte, und zu dem Kutscher des Fiakers: „Fahren Sie mich schleunigst in die Rue de Chateaudun!“

„Was wollen Sie in der Rue de Chateaudun, Herr Robert?“ rief Lefranc und hielt den Hastigen am Aermel fest.

„Zu Ihrem Kollegen gehen und ihm den Handel vorschlagen! Der Mann hat jetzt Glück und ist im Schwunge. Er soll auch ein Verehrer Tiburtins sein. Geben Sie mir gleich meine kleine Landschaft mit von heute Morgen!“

„Kommen Sie nur gefälligst wieder herein!“ bat Lefranc, dem wirklich die Angst aufstieg, der rabiate Mensch möchte sich zu seinem glücklichen Nebenbuhler verfügen. Das fehlte noch, daß diese strotzende Kuh dem andern Spitzbuben ihre Euter bot! Ob fünfzehnhundert oder zweitausend Franken für solch ein Verkaufsobjekt war ja ganz einerlei. Nun wurden sie rasch handelseinig. Der Teufel war in diesen Robert gefahren!

Da verlangte er auch noch bare fünfhundert Franken Vorschuß. Lefranc wollte keinen Fünffrankenthaler ausliefern, eh' er nicht bemalte Leinwand erhielt. Man konnte nicht wissen! Man konnte krank werden, die Handgicht kriegen, mit Tod abgehen, ehe man ein Bild, ein so sorgfältig und mit allem Raffinement zu malendes Bild fertig gestellt hatte, und was solche Verzögerungsgründe mehr waren.

„Wenn ich vorher sterbe,“ rief Leichtfuß, „dann behalten Sie für Ihre lumpigen fünfhundert Silberlinge meine kleine Landschaft vom alten Tibur. Sehen Sie sich dieselbe genauer an, und Sie werden zugeben, Ihr verfluchter Tiburtin kann die Natur auch nicht besser bestehlen, als ich es auf dieser Leinwand gethan habe.“

„Ich habe das Bild gesehen!“ erwiderte Lefranc schmunzelnd, und in dieser schmunzelnden Erwiderung lag mehr des Lobes, als Robert jemals von diesem zu hören bekommen hatte.

Der Maler strich mit bebenden Fingern die Bankbillette vom Zahltisch Lefrancs und steckte sie mit zitternder Hand in seine Tasche. Der Alte sah ihn verwundert an. Er war ein Menschenkenner, und sah jetzt gleichsam durch Tuch und Unterfutter dieses fadenscheinigen Rockes, und sah, daß seine Banknoten auf keine Geschwister in dieser Tasche stießen. Was mußte mit einem so halsstarrigen Menschen vorgegangen sein, das all die Wandlungen in kurzer Zeit möglich gemacht hatte!

Da riß ihn Robert, der Mühe gehabt, seine Aufregung nicht noch mehr zu verraten, aus der philosophischen Betrach-

tung mit den Worten: „Und Sie wissen, ich zeichne meine Bilder mit meinem Zeichen, mit den ineinandergelegten Anfangsbuchstaben meines Namens . . .“

„Ihres berühmten Namens!“ höhnte jetzt Lefranc, „ähnlich wie Ihr größerer Landsmann Albrecht Dürer.“

„Ich bin leider nicht berühmt, aber ich — ich will niemand betrügen.“

„Mundus vult decipi!“ antwortete noch höhnischer der Bilderhändler. „Ich werde mir erlauben, das Nötige zu besorgen und meine Ware bestens an Mann zu bringen. Meine Ware!“ wiederholte er nachdrücklich. Robert war schon bei der Thüre draußen.

Aber ehe er in den Wagen stieg, wandte er sich nochmals um, und eine glühende Sorge sprach jetzt unverhohlen aus seinen Augen: „Wissen Sie mir Namen und Adresse eines ausgezeichneten Kinderarztes anzugeben?“

„Gewiß! Gleich hier um die Ecke!“ und er rief dem Kutscher Namen und Adresse eines berühmten Mediziners zu.

„Also hurtig!“ schrie Robert und warf den Wagenschlag zu.

Der Zurückbleibende klopfte mit den Knöcheln seiner Faust an seinen Stirnknochen. Kinderarzt? Also ein krankes Kind! Berühmter Kinderarzt? Also ein schwer krankes Kind! Da war der mit allen Wassern gewaschene Lefranc wieder einmal zu hitzig ins Garn gegangen! Dem auf den Tod geängstigten Vater hätte er die Bilder um die Hälfte abnötigen können. . . . Allein wer weiß! Rue de Chateaudun wohnten auch Leute! . . . Und alles in allem, es war ja ein ausgezeichnetes Geschäft, was er da abgeschlossen hatte. Er schrieb sofort an seinen Geschäftsfreund in New York und rieb sich dann noch lange schmunzelnd die Hände.

Robert Leichtfuß legte sich in den rollenden Wagen zurück, zerrte die fünf Hundertfrankenscheine aus seiner Tasche und verschlang die allbekannten Worte darauf, die allbekannte Zeichnung mit den Augen. „Hundegeld, Sündengeld, Judaslohn!“ rief er und war nahe daran, diese bläulichen Zettel zu zerknittern, zu zerreißen. Aber in der nächsten Minute drückte er sie an seine Lippen, als ob es Briefe der Geliebten wären, und rief: „Retter in der Not! Retter in der höchsten Not!“ und „Grüß Gott, Erna mein, nun kann ich dir helfen! Dir wird geholfen werden, und du sollst mir nicht sterben!“

Da hielt der Wagen. Robert stürmte die Treppe hinan und ins Wohnzimmer des Arztes.

Wieder waren ein paar Monate vergangen. Der Winter hatte seine herbste Kälte verbraucht. Erna war von ihrer argen Halskrankheit glücklich genesen. In Roberts Kamin prasselte flackerndes Feuer, in seinen Lampen war Oel, auf seinem Tische stand Brot und Fleisch und Wein, auf seiner Staffelei eine buntbemalte Leinwand, der Triumph der Welkeblätterfarbe, die Symphonie in Gelb.

In der Tiergartenstraße zu Berlin wohnte keine verwitwete Frau Kommerzienrat Meyer mehr, sondern nur eine unnahbar vornehme Freifrau Hermione von dem Stumpe-Wanzeböth, die sich allen und jeden bürgerlichen Verkehrs in kürzester Zeit so vollkommen entwöhnt hatte, daß sie ihrem duldsameren Gatten, wenn er ihr zu größeren Diners und Abendunterhaltungen abwechselungshalber einen ihrer Verwandten aus erster Ehe, oder auch einen vielvermögenden Mann der Stadtverwaltung, oder einen berühmten Künstler, angesehenen Gelehrten, oder sonst bedeutenden Menschen, der nicht von Adel war, einzuladen vorschlug, jedesmal ablehnend die Richtung gab: „Laß doch, Kuno! Wir wollen lieber behaglich unter uns bleiben, und keine Bürgerlichen heranziehen."

Unweit von der nunmehr hochgebornen Frau Mama, aber nicht mehr im nämlichen Hause mit derselben, wohnte die Freifrau Emma von Wolkenfels, noch ganz erschöpft von der Genugthuung, ihrem zweiten Gatten ein Zwillingspaar, ein schmächtiges Barönchen und ein noch schmächtigeres Baroneßchen, geschenkt zu haben.

Beide Damen hatten sich, offen gestanden, der kleinen Erna in der langen Zeit ihrer Abwesenheit ziemlich entwöhnt und wären, ganz unter uns gesagt, mehr befangen als erfreut gewesen, hätte ein überraschender Wind des Schicksals diese der einen oder der andern wieder in die so ganz veränderte Häuslichkeit hineingeweht. Seit es ruchbar geworden, daß Robert Leichtfuß in Paris gar nicht mehr am Hungertuche nagte und zwar kein gutes, aber wie es schien, doch immerhin ein Auskommen habe, hielt sich die zartfühlende Großmama auch moralisch nicht mehr zu fruchtlosen Versuchen verpflichtet, das kleine Wesen an sich zu ziehen. Es war ja auch hundert zu eins zu legen, daß das kleine, allen väterlichen Eindrücken freigegebene Wesen in der langen Zeit so viel von den Anschauungen, Gewohnheiten und Gepflogenheiten seiner jetzigen Umgebung angenommen habe, daß es nur schwer, nur mit vieler Mühe und nicht weniger Verdruß in die vornehmere Häuslichkeit einzugewöhnen sein, und auch dann vielleicht mehr zu Zwietracht

und Beschämung als zu Frieden und Freude beitragen würde. Mein Gott, der Mensch nimmt eben von seiner Umgebung an, im Guten wie im Schlimmen! Die beiden Damen erfuhren die Wahrheit dieses naturwissenschaftlichen Satzes ja eben an sich selbst — wohlverstanden im Guten!

Von keiner der beiden Damen hatte, wie nunmehr die Dinge lagen, Robert Leichtfuß eine Behelligung im Besitze des geliebten Kindes zu besorgen. Um ihn herum war jetzt Frieden und Sicherheit und in seiner Murillostraße vor der Staffelei mit dem Triumph der Welkeblätterfarbe stand so manchmal hinter dem Stuhl des Malers, Erna an der Hand, das schöne Fräulein Sophie Martin, das noch immer einen dicken, blonden Zopf über die vollen Schultern hängen ließ und bei einem Bruder wohnte, welcher die breitesten weißen Krawatten in ganz Paris trug und allsonntäglich in einer protestantischen Gemeinde frommer Schweizer Predigten von mäßiger Langeweile und üblicher Länge hielt.

Als Robert vor dritthalb Monaten mit dem berühmten Kinderarzt zu der kleinen Kranken gekommen war, die von der Wartung und Tröstung der schwatzhaften Aglas geängstigt und an liebreichere Pflege gemahnt sein mochte, hatte sein Töchterchen plötzlich ganz bestimmt nach Sophien verlangt. Sie bat mit Thränen, der Vater möge ihr doch gleich Sophien holen, Sophie würde gewiß kommen, sie zu pflegen. Sophie würde sich ihrer Erna in so schwerer Krankheit nicht versagen. Sophie hatte ja erst neulich einen so artigen Brief geschrieben und darin gebeten, ob Erna nicht eine und andre Nachmittagsstunde bei ihr verbringen dürfte. Sie wohnte nun nicht mehr in der Rue de Rivoli bei der dicknäsigen Dame mit den zwinkernden Augen, mit welcher sie ein Jährlein als Gesellschafterin Reisen gemacht hatte, sondern bei ihrem Bruder, dem Prediger, welchem sie in der Rue Chauchat die Wirtschaft führte, und ihre Adresse stand genau und deutlich in dem artigen Briefe. Papa hatte gar keine Ausrede, den Brief nicht so zu beantworten, wie Erna nicht müde ward, in ihren Thränen zu erbitten.

Robert konnte seinem kranken Kinde diesen Herzenswunsch nicht abschlagen. Er würde Sophiens Brief ja längst beantwortet haben, wenn sein Elend ihn nicht stumpf und scheu gemacht hätte.

Auf die erste Kunde von ihres Lieblings Gefahr war Sophie in die Rue Murillo geeilt und hatte alsbald Robert Leichtfuß erklärt, daß sie vom Bette ihres ehemaligen Zöglings nicht weichen werde, bis er genesen, und daß der Vater nicht der

Mann sei, bei dem kranken Kinde zu wachen und zu warten. Da dieser sich ob solchen Urteils zur Wehre setzen wollte, verbesserte sie ihren Ausspruch dahin, daß er es nicht mehr sei, sie führte ihn vor einen Spiegel und zeigte ihm seine blassen Wangen, seine eingefallenen Augen und riet ihm, wenn er dem mutterlosen Würmchen den Vater erhalten wollte, sich selbst mit aller Aufmerksamkeit zu pflegen. Es sei Gefahr im Verzuge.

Da aber Fräulein Martin durchaus nicht gesonnen sein konnte, mit einem Menschen, wie Robert Leichtfuß immerhin war und sich seinerzeit ihr gegenüber bewiesen hatte, unter einem Dach zu hausen, so ward mit Hilfe des herbeigerufenen Bruders noch am ersten Tage der Ausgleich zu stande gebracht, daß Sophie in die Rue Murillo übersiedelte, während Robert dem Pastor ... zwar nicht die Wirtschaft führte — die wäre schlimm dabei geraten — wohl aber sein Fremdenstübchen in der Rue Chauchat bezog.

Er konnte trotz der Dankbarkeit, die er der Schwester mit vollem Bewußtsein schuldig war, zu dem Bruder kein herzliches Verhältnis finden. Die steifen Formen einer nach außen gekehrten Frömmigkeit, vielleicht auch das beim Pastor unwissentlich durchscheinende Mißbehagen an der häuslichen Gemeinschaft mit einem so wenig mit dem Wirt übereinstimmenden, nur den weltlichsten Dingen, der scheinenden, gleißenden, in Farben und Formen schwelgenden Kunst wie einer Religion hingegebenen Seele, ließen Robert nicht warm werden in diesem Verkehr. Und wäre der Pfarrer auch ein Engel an Herzensgüte und ein Virtuose des Umgangs und voll Kunstsinn wie seine Schwester gewesen, Robert Leichtfuß war zu sehr im Innersten gedemütigt und verbittert, er fühlte den Druck der eben erst von ihm genommenen Last des Elends noch so schmerzlich und war von den jüngsten Sorgen um seines Kindes Befinden noch so ganz erfüllt im Geiste, daß er doch nur mit halbem Ohr auf den andern gehört und keine Anregung in seiner Gesellschaft gefunden hätte. Sobald die Stunde schlug, da er am Vormittage den Besuch des Arztes bei seiner Erna erwarten durfte, war Robert auch schon in der Murillostraße und verließ dieselbe erst, wenn bei eintretender Dämmerung ihm Sophie lächelnd andeutete, daß nun für die Kranke Nacht und Nachtruhe beginnen müsse.

Die Zwischenzeit kam dem geängstigten Vater sehr kurz vor, und doch war sie lang genug, um die Neigung, die er einst für Sophie empfunden, in Verehrung, und das Wohlgefallen, dem er sich bei der ersten Begegnung nicht entschlagen hatte, in Bewunderung zu verkehren. Er war gerührt, wenn

er ihr helfen durfte, und pries Erna glücklich, daß sie von so zarten unermüdlichen und geschickten Händen gepflegt wurde. Das war Hilfe in der Not! Und die beste, die er je von Gott gesandt erhalten!

Dem Diener Gottes, will sagen dem Prediger Martin, gefiel dieser Samariterdienst seiner Schwester ganz und gar nicht. Fühlte sie durchaus den Beruf in sich, Werke der Barmherzigkeit zu üben, so fanden sich ja zu dessen Bethätigung in Paris der Gelegenheiten genug und zu viel. Aber gegen das Kind einer Familie, welche sie in so unschönen Formen verabschiedet hatte, brauchte sie keinerlei Verpflichtungen zu übernehmen, geschweige gar solche Verpflichtungen, welche sie übler Nachrede und Gefahr aussetzten.

Ja wohl, Gefahr! So viel Seelenkenner war Herr Prediger Martin schon von Beruf als Geistlicher im allgemeinen und von Natur als Bruder im besondern Falle, daß er bei jedem Besuche merkte, wie seine Schwester ihre Gedanken nur mehr aus dem Umgang mit Robert und dessen Kinde schöpfte, wie sie mit ihrem ganzen Wesen nur in der Luft dieser engen Krankenstube, die eigentlich eine Malerwerkstatt war, sich heimisch fühlte. Von seinem Standpunkt nahm sich solch ein Gemütszustand wie Verirrung aus, er fürchtete für Sophiens Herzensruhe und nannte Robert Leichtfuß in aller Stille einen Verführer.

Er that ihm unrecht. Robert Leichtfuß hätte von den vierundzwanzig Stunden des Tages jede Minute Sophien gegenüber verbringen dürfen, und es wäre ihm doch nie eine Silbe über die Lippen geschlüpft, welche die Samariterin an einst gehörte Worte gemahnt und ihr die langen Wimpern über die geliebten blauen Augen gesenkt hätte. Er verehrte sie wie eine Heilige, wie die Verkörperung aller Güte, Selbstaufopferung und Nächstenliebe ... und er verachtete sich selbst.

Da half kein Deuteln, keine Sophisterei, keine Entschuldigung, Robert Leichtfuß sagte sich jetzt jeden Tag wohl hundertmal, daß er mit seiner Kunst nichts weiter sei, als der Handlanger eines Fälschers.

Er war nicht der Mann, zu bereuen. Was er gethan hatte, konnte nicht ungethan bleiben. Wär' es erst zu thun, läge sein Kind wieder hilflos in Todesgefahr vor ihm, und er hätte kein andres Mittel, ihm des Lebens Notdurft und die Sorgfalt eines tüchtigen Arztes angedeihen zu lassen, als daß er seine Hände dem Spitzbuben Lefranc verpachtete, er würde genau wieder so handeln, wie vor dritthalb Monaten geschehen war.

Aber das schloß das Urteil über sich selbst nicht aus. Es

ekelte ihn vor seinem Tagewerk, er hatte jeden Morgen stundenlang gegen den Ekel zu kämpfen, mit welchem ihn der Terpentingeruch seiner Farben belästigte, und wenn er sich einmal im Spiegel sah, schlug er den Blick nieder, als fürchtete er auf seiner Stirn ein Brandmal zu gewahren, wie es Sklaven und Sträflinge trugen.

Sein Stolz litt furchtbar unter der Frohne des Händlers, litt still und stumm und in seinen Gram verbissen. Der Gedanke war ihm unfaßbar, daß ein in seiner Selbstachtung so tief erniedrigter Mensch sich um die Liebe eines Mädchens bewerben dürfte, das als ein Muster aller Tugend und Liebenswürdigkeit sich unter seinen Augen erprobt hatte.

Nun war sie lange fort und kam nur ab und an auf einige Minuten mit dem steifen Pastor herauf, um die Genesene ein Viertelstündchen heimzusuchen oder das Kind aus der eintönigen Langweile der Malerstube auf einen Spaziergang oder auch zu längerem Verweilen in der Pfarrerswohnung abzuholen. Robert dachte an Sophie, wie man an Liebes und Gutes denkt. Aber er begehrte ihrer nicht. Er wollte nichts mehr vom unfreundlichen Schicksal begehren als das tägliche Brot und seines Kindes Gesundheit.

Das Schicksal hatte ihn hart geschlagen. Er dachte nur mit Scheu daran, was es ihm noch für die Zukunft aufbewahren möge. Er sah wie eine gewitterschwere Wolke etwas Unbekanntes, Unvermeidliches am Horizonte seines Daseins schweben, was den einst so leichtsinnigen Mann mit Angst beschlich.

Er sagte sich, daß sein Thun und Treiben Strafe verdiene, daß der Frevel an der Ehrlichkeit des Malerhandwerks, zu dem Lefranc seine Bilder verdamme, an ihm nicht ungerochen bleiben werde. Er malte mit der Hast und dem Eifer eines Besessenen, aber er sagte sich, die Strafe wird nicht ausbleiben und diese Strafe wird schwer sein, schwer wie die Vergehen gegen die heilige Kunst, gegen den heiligen Geist!

Wohl zog er sein R und sein L mit brennendem Rot rechts unten in die gelben Blätter seiner Landschaft, er hätte es am liebsten eingeritzt und eingeätzt, wenn es die Leinwand vertragen hätte, allein so oft er dies Zeichen besah, schien es sich ihm vor dem Pinsel zu verzerren, zu zerfließen und einem anderen verlogenen Platz zu machen, das er nicht wegzuwischen vermochte.

Dieser selbstquälerische Gram ging bei dem überreizten Manne manchmal bis zu wirklicher Sinnestäuschung, und er mußte vom Malerstuhl aufstehen und sich die Augen zuhalten, wenn er dem Spuk seiner Einbildungskraft nicht unterliegen

und nicht mit dem ersten besten Messer gegen die mühsam hergestellte Schilderei wüten sollte.

Ach, er fühlte sich so jämmerlich, so elend, so geschwächt im Kerne seines Wesens, so krank, daß er sich auch darum verachtete. In seinem Leben hatte nur das Schöne und Gesunde Geltung gehabt. Er war nicht schön und nicht gesund mehr; er war eine Maschine, die mit lächerlicher Virtuosität gelbe Tinten auf gelbe Tinten legte, und darüber hinaus zu nichts mehr gut war und sich nichts Gutes mehr zutraute. Es war ihm, als hätte man ihm das Herz aus dem Leibe genommen, das alte brave, frohsinnige, leichtfertige Herz.

Woher war denn sein Leichtsinn gekommen? Von jener schwindelfreien Sicherheit, damit er auch das schmalste Brett über dem tiefsten Abgrund auf seinem Lebenswege betrat. . . . Wo war jetzt seine Sicherheit hin? Wo war der Wagemut hin? Er hatte die Furcht vor dem nächsten Schicksalsschlag in allen Knochen, wie ein einmal vom Blitz Getroffener sich vor dem aufziehenden Gewitter fürchtet. Diese Furcht war eine physische Empfindung, und er verachtete sich auch wegen dieser körperlichen Schwäche.

Robert war nicht furchtsam geboren. Die Krankheit fürchtete in ihm. Er war krank; ach, so krank, kränker, als Sophie bemerkt hatte, kränker, als irgend jemand wußte.

Auch er wollte lange nichts davon wissen. Wenn er die Nächte schlaflos lag, erst nach seinem Kinde hinüberhorchend, dann seinen eigenen Zustand beachtend, da griff er immer wieder nach einer neuen Zigarrette und rauchte sie langsam zu Ende, er wäre sonst aus dem Bette gesprungen, er hätte aufgeschrieen und sich ein Leids gethan. Er rauchte nächtelang. Wenn er dann eine reichliche Anzahl solcher Dinger in Rauch hatte aufgehen lassen, dann kam so gegen Morgen eine halbe Betäubung über ihn, die er statt des ausbleibenden Schlafes über sich ergehen ließ.

Es erschien ihm selber seltsam, wenn er darüber nachdachte, Tabak und schwarzer Kaffee, zwei Reizungsmittel, die er sonst nie von nöten gehabt und gern entbehrt hatte, waren jetzunder, was er allein zu sich nahm. Das lange Fasten hatte ihn verdorben. Er hatte sich das Essen abgewöhnt. Nun er sich wieder durch Lefrancs Vorschüsse anständig nähren konnte, ging nichts mehr recht in ihn hinein. Er wollte schon, um sich zu besserer Ernährung zu reizen, sich manchmal etwas recht Schmackhaftes, eins seiner alten Lieblingsgerichte, vorsetzen lassen; aber er hatte, wenn die Schüssel erst unter seiner Nase dampfte, keine Freude daran, und zwang er sich die Brocken in den Rachen,

so vertrug er sie doch nicht. Sein verdorbener Magen assimilierte nichts mehr. Da halfen denn schwarzer Kaffee und Zigarretten wieder aus. Er wunderte sich, daß man dabei bestehen konnte, aber er kam doch merklich genug immer tiefer herunter.

Sophie und der Pastor stellten ihn wohl zur Rede, weil er so blaß aussah und abmagerte. Was half ihr Reden! Robert konnte nicht mehr ohne schwarzen Kaffee und ohne Zigarretten arbeiten. Und er mußte mit aller Anstrengung arbeiten.

Um das gelbe Bild zu vollenden, hatte er nicht nur bei dem kurzen winterlichen Tageslicht, sondern auch tief in die Nacht hinein beim grellen Schein der Reflektoren gemalt, die Farbenskizzen, die er noch während Ernas Krankheit im Freien voraus gemacht hatte, lagen zu Dutzenden um ihn herum. Sie schienen ihm aufzuleben wie die Natur, wenn er eine nach der andern in die Hand nahm und sie unter dem unerbittlichen grellen Lampenschimmer mit seinem Bilde verglich. Es war in kurzer Zeit zur Vollendung gebracht worden. Dies war aber nur durch Ueberspannung seiner Kräfte möglich gewesen. Gleichviel, wenn er den Frondienst nur erst vom Halse hatte!

Nun es aber fertig vor ihm lag, wollt' er das Bild nicht sogleich weggeben. Lefranc, der anfangs um seinen Vorschuß sehr besorgt gewesen, war bald nach Ernas Genesung unversehens in Roberts Wohnung gekommen, und da das Bild ihn wider eigenes Erwarten schon im unvollendeten Zustande gefangen nahm, kam er öfters. Leichtfuß that keinen Schritt mehr auf den Boulevard des Italiens, da mußte sich eben Lefranc selbst die fünf Treppen der Rue Murillo hinaufbemühen, um sich zu überzeugen, daß sein Handlanger flott bei der Arbeit und das Bild, darein er keine geringen Hoffnungen setzte, nicht etwa andre Wege ginge, die seiner Bude seitab führten.

Lefranc traute keinem Menschen. Auch Robert nicht ganz. Robert sah so elend aus, daß dem Händler manchmal bange wurde, ob jener die ausbedungenen drei Bilder hintereinander zu malen fähig sein werde. Daß ein Maler rauchte und schwarzen Kaffee trank, wenn solche Reizmittel seine Kräfte auffrischten, fand er ganz gewöhnlich. Er stritt sich ab und an auch mit Sophien und dem Pastor darüber. Und konnte er auch die schädliche Einwirkung auf den Organismus des Malers nicht ganz leugnen, so meinte er, großmütig, wie er war, aus der Kunstgeschichte beweisen zu dürfen, daß die Künstler eben auf die Welt kämen, um verbraucht zu werden, nicht um sich zu schonen. Das sei Naturgesetz!

Und nun war das gelbe Bild wirklich fertig, und Robert

Leichtfuß wollte es nicht abgeben! Der Maler fand immer noch etwas zu tüfteln, zu stricheln, zu vollenden daran! „Reiner Eigensinn, pure Thorheit!“ rief der Händler. Meinte man doch die welken Blätter von diesen Zweigen fallen zu sehen, ach, man meinte schier zu hören, wie sie durch die Herbstluft so leise an unsern Ohren vorbeischwirrten und an den andern älteren Blätterwust sich rauschend anschmiegten. Und dieses herbstlich milde Licht über dem Ganzen! Lefranc verstand was von der Sache, er versicherte Robert, das Gemälde sei fertig, sei vollendet, sei einer der besten Tiburtins, die er je gesehen hätte!

Wie viel Zeit hatte der leichtsinnige Robert verloren! Er solle nicht weiter Zeit verlieren, sondern an das zweite Bild sich machen. Das zweite Bild: Wald und Fluß bei einbrechender Nacht!

Seit Lefranc die Symphonie in Gelb so über Erwarten gelungen vor sich sah, versprach er sich von der nächsten Arbeit ein ebenbürtig Meisterstück — Tiburtins.

Robert ließ ihn reden, und als er gegangen war, fing er an, in alten Sachen zu kramen, bis er ein Bild fand, das er im ersten oder zweiten Jahr nach seiner Hochzeit in einer wunderlichen Anwandlung, wie zur Erholung von seinen verdammten monumentalen Preisbewerbungen, auf dem Lande nach der Natur gemalt hatte. Jene Spreelandschaft, in der Niederlausitz begonnen, aber nicht ganz vollendet.

Er wischte von dem Bilde den Staub und betrachtete es lange, lange. Das war aus jener Zeit, wo er, wie es die Leute nennen, eine reiche Heirat gemacht hatte und solch eine Landschaft ohne Zweck, wie um sich selbst auszuhöhnen, hinpinselte. Und daran hatt' er seitdem nicht mehr gedacht! Eine recht eigentümliche, recht unbehagliche Regung seiner Gedanken rief ihm dies Machwerk ins Gedächtnis, einst halb verworfen, jetzt ein Fund, der Lefranc an die Decke springen lassen möchte, wenn es nur eine französische Landschaft wäre. Freilich, in der Niederlausitz war Tiburtin nie gewesen! Robert vollendete das fast schon vollendete Bild in wenigen Wochen neben dem Entwurf eines andern. Dazu nahm er alle Motive aus der Spreelandschaft, nur setzte er sie aus Tag in Dämmerung, aus sonnigem Frieden in wehenden Sturm über. Er hatte eine eigene Freude daran, eine bittre Freude, sich also an alten Gedanken festzuhalten, und dabei gestand er sich, daß er im Augenblick sich nicht mehr für fähig hielt, neue Gedanken zu schöpfen. Er fühlte sich unfähig, ein neues Bild zu kompo-

nieren. Aber das alte regte ihn an, dieselben Motive in anderer Beleuchtung und Stimmung wiederzugeben. Er war in seiner Not auch das zufrieden. Er malte sozusagen, während er sich von der Vergangenheit die Hand führen ließ. Doch machte das zweite Bild langsam Fortschritte.

„Was schaffen Sie denn da?“ fragte Sophie, als sie bei einem Besuch im Februar den fertigen Wald und den werdenden nebeneinander auf den Staffeleien sah.

„Setzen Sie sich, verehrte Freundin!“ antwortete Robert, indem er ihr einen Stuhl zu seinem Schemel rückte. „Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen, eine recht traurige Entdeckung, deren ich mich schon nicht mehr erwehren kann. . . . Aber wir wollen Erna für ein Weilchen in die Schlafstube schicken. Sie macht mit der kleinen Harmonika, die Sie ihr mitgebracht haben, zu viel Lärm bei unserm Reden. Komm, Mäuschen!“

Wie jämmerlich er aussieht! Und was für schleppenden Gang er hat! dachte Sophie, während sie ihn betrachtete, da er Erna bis zur Thüre des Nebenzimmers geleitete und dieselbe dann hinter ihr zuschloß. Was er Sophie zu sagen hatte, war nicht für des Kindes zärtliche Ohren.

Er schien ihr, wie er, mit den Händen voraus, von der Thüre zu seinem Schemel zurückschlich, noch blässer und magerer und betrübter geworden, als da er eben vom Schemel zur Thüre geschlichen war, und unwillkürlich rief sie das lachende Bild des aufrechten Mannes vor ihre Erinnerung, der an einem Maienabend im Atelier der Tiergartenstraße vor ihr stand und nach ihrem Herzen zielte, lächelnd, strotzend in Kraft und Gesundheit, selbstsicher, siegesgewiß wie eine apollinische Erscheinung.

Der blasse Mann von heute brach auf seinem Schemel zusammen, schöpfte mühsam Atem und fuhr dann mit hastiger, flackernder Stimme zu reden fort:

„Sie fragen mich, was ich schaffe? Ich sorge vor, meine Liebe. Sorge vor für einen bedenklichen Moment, der nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Lefranc darf dies Bild hier . . . dies zur Linken, das fertige mein' ich, nicht sehen. Noch nicht sehen! Er wird es später teuerer bezahlen, als er es jetzt bezahlen würde. Er wird es vielleicht sehr teuer bezahlen . . .“

„Später? wann? Sie ängstigen mich mit solchen dunklen Andeutungen . . .“

„Lassen Sie mich ausreden, teure Freundin . . . ich darf doch Freundin zu Ihnen sagen? Nicht wahr? Sie sind ja Ernas

Freundin; lassen Sie mich ein bißchen teilhaben an Ihrem reichen Herzen . . . und hören Sie geduldig zu. Ich habe Lefranc drei Bilder in der Weise eines hier und in Amerika bei Sammlern sehr beliebten Landschafters zu malen versprochen. . . . Ob ich das zweite — dies hier auf der Staffelei rechts von mir — das im vorigen Monat begonnene, vollenden werde, weiß ich nicht. . . . Ich hoff' es. . . . Es wäre traurig, wenn ich es nicht vollenden könnte, denn was ich am ersten Bilde verdient habe, würde nicht lange vorhalten, mich und Erna vor Not zu schützen. Aber, wie gesagt, ich hoffe, dies noch so oder so vollenden zu können. Ich bin Tag und Nacht dabei . . ." (Er zögerte sichtlich, das zu sagen, was er sagen wollte. Darum schob er noch dies und das ein, bis er endlich fortfuhr.) „Für das dritte Bild kann vielleicht, wenn ich außer stande sein würde, dasselbe zu malen, dies da aus meiner Berliner Zeit eintreten. Aber Lefranc darf vorher nicht wissen, daß es da ist, sonst jagte er mir's gleich jetzt ab und zu seinem Spottpreise. Wenn ich aber kein andres mehr malen kann, wird es bei ihm im Preise steigen . . . daß ich aber das dritte Bild zu malen nicht in der Lage sein werde, das, teure Freundin, weiß ich gewiß!"

„Wie sollen Sie das wissen!" entgegnete Sophie, welche die Verpflichtung fühlte, mit ihm wie mit einem Kranken nur von froher Hoffnung zu reden. „Freveln Sie nicht!"

„Mir ist nicht frevelhaft zu Mute, wahrlich nicht!"

„Nicht? Ich nenn' es so, wenn Sie glauben, Sie werden, ehe Sie das dritte Bild vollenden, sterben!"

„Sterben? Schlimmer, Sophie! . . . Ich werde erblinden!"

„Um Gotteswillen, was reden Sie?"

„Und ich glaub' es nicht nur, ich weiß es bereits! . . . O Sophie, es ist schrecklich, nicht sehen zu können! Nicht sehen, wenn man sein ganzes Lebelang nur durch die Augen gelebt hat! . . . Des Künstlers vornehmstes Werkzeug, weit wichtiger als seine Hand, sind seine Augen. Die packenden Maleraugen, mit denen er in die Welt sieht wie ein König, dem alles unterthan ist, mit denen er aus der Welt herausgreift, was der Verewigung wert ist, mit denen er gestaltet, neu schafft, was der Verewigung, der Wiedergeburt durch die Kunst geweiht werden soll. Mit diesem vornehmsten Werkzeug des Künstlers habe ich gefrevelt. Ich hab' es entwürdigt, indem ich es in den Dienst eines Spitzbuben gestellt habe, der davon lebt, daß er den Leuten überm Meer meine Bilder als Bilder eines andern verkauft. Ich habe mich des eigenen Sehens entschlagen, um mit den Augen eines andern zu sehen. Nun straft mich

Gott an meinen Augen. Er will solchen Mißbrauch nicht, er will nicht, daß man sein eigenstes Selbst preisgebe und als Affe eines andern auf dem Markte fremde Kunststücke mache. Und Sie wissen als fromme Bibelgläubige, es ist ein strenger grausamer Gott. Er straft mich hart. Er schlägt mich mit Blindheit und schlägt mir damit den Pinsel aus der Hand. Ich werde nicht lange mehr an der Kunst und an der Wahrheit freveln."

„Sie freveln an Gott, wenn Sie so reden, wenn Sie so denken! Mein Gott ist ein Gott der Liebe, der Barmherzigkeit und der Nachsicht. Er ist kein heidnischer Moloch, er wird Sie nicht strafen, weil Sie Ihr Kind vom Tod und vom Hunger errettet haben, indem Sie einem Meister nacheiferten, der es wohl verdient, daß man in seine Schule gehe!"

„Sie werden aus Freundschaft zur Sophistin."

„Ich werde recht behalten in meinem Glauben, und Sie werden ihrer entsetzlichen Hirngespinste mannhaft Herr werden und Sie werden nicht erblinden!"

„Ich bin es schon!" sagte Robert, und Sophie schrie laut auf und sprang empor, ihm in die Augen zu starren.

Er fuhr fort: „Ich bin es stückweise ... minutenlang ... viertelstundenlang. Ich glaubte anfangs selber nicht daran. Der Gedanke ist ja zu gräßlich, um leicht gefaßt zu werden. Ich hielt es für vorübergehende Störung, für Einbildung, für Gott weiß was. ... Mir wird manchmal, als schiebe mir einer eine Hand vor die Augen, eine weiße, flache, runzellose Hand. Und die Hand wächst in die Breite, in die Länge, es ist kein Ende abzusehen, sie bedeckt das ganze Sehfeld. Das kam erst nur so im Husch und war vorüber. Und dann kam's öfter und blieb länger. Entsetzlich lange! Dem Blinden dehnen sich die Minuten ... und nun ..." (Er schlug die Hände vor beide Augen und hatte Mühe, seine Erregung zu bemeistern und weiterzufahren.) „Ich habe Ihnen nicht die Wahrheit gesagt, wenn ich gesagt, daß ich minutenlang, viertelstundenlang blind sei. Das war früher. Jetzt ist es anders. Ich sehe für gewöhnlich nichts, und nur durch Kaffee- oder Theetrinken verschaffe ich mir die Fähigkeit, eine, oder anderthalb Stunden sehen und malen zu können. Ich kann nichts anders mehr zu mir nehmen; aber durch den Kaffee kläre ich mir die Augen und banne die Blindheit auf Stunden. Das heiße Getränk allein gewährt mir die Möglichkeit, mit Pinsel und Farben auf der Leinwand zu arbeiten. Aber auch dies Reizmittel wird seine Kraft abstumpfen. Ich habe schon jetzt die fatale Bemerkung machen müssen, daß die Gnadenfristen kürzer werden.

daß die Wirkung zusammenschwindet. Wo ich vordem für mehrere Stunden fähig war, den bösen Geist der Finsternis zu bannen, ist es jetzt kaum eine Stunde mehr. Manchmal wenig über eine halbe! Ich verdopple die Kaffeeportionen, ich wechsle mit Thee, manchmal auch mit heißer Suppe ab. Die Wirkung dehnt sich doch nicht auf längere Zeit mehr aus. Sie schrumpft merklich ein. Eines Tages wird sie ganz ausbleiben. Dann bin ich gerichtet und dann gute Nacht, Kunst! Gute Nacht, Sophie! Gute Nacht, Erna! Gute Nacht, Liebe und Leben!"

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Er schluchzte in sich hinein und starrte vor sich hin.

Sophie fragte: „Aber haben Sie sich denn keinem Arzt anvertraut? Es gibt ja in Paris vorzügliche Augenärzte! Ihnen muß doch noch zu helfen sein!"

Robert schüttelte verneinend das Haupt. Ich habe einen und andern freilich gefragt. Sie haben mir die Augen untersucht nach allen Regeln der Wissenschaft; der eine meinte, er fände nichts Anormales in meinem Gesicht; der andre meinte, ich wäre nervenkrank; beide wußten mir nicht viel anders zu raten, als für Jahre das Malen aufzugeben, aber keiner konnte mir anvertrauen, wovon ich dann mein Kind und mich ernähren sollte. Und da auch keiner mir die Versicherung geben konnte, daß ich, wenn ich ihm folgte und die Hände in den Schoß legte, meine alte Sehkraft unverkürzt wiedergewinnen würde, so bleibt mir als ehrlicher Mann nichts andres übrig, als zu malen und zu malen, solang es eben einigermaßen noch geht, und den völligen Einbruch der Nacht und der Verzweiflung mit gefaßtem Herzen zu erwarten. Ich will wenigstens Künstler sein bis zum letzten Augenblick, der mir noch vergönnt ist!"

Sophie war so entsetzt von der schrecklichen Enthüllung, daß sie keinen Trost zu finden und keinen zu geben vermochte. Sie wußte, Robert war ein wahrhafter Mensch und nicht von der Art, die mit Leiden prunkt und mit Hoffnungslosigkeit wichtig thut. Er sagte eher weniger, als er litt, nie mehr! Das wußte sie. Selbst der schwache Schimmer von Hoffnung, daß ihr Freund sich wider Willen über seinen Zustand täuschte, hielt nicht vor. Wer so in seinen Augen lebt, wie ein Maler, kann flüchtige Anwandlungen nicht für ein mehr und mehr um sich greifendes Leiden erachten. So blieb ihr nur die eine Hoffnung auf die tüchtigsten Aerzte, und sie sprach es aus, daß sie nicht ruhen und rasten werde, bis sie ihm diesen und jenen berühmten Mann ins Atelier schleppe, wenn er selbst sich nicht dazu verstehen wolle, die gelehrten Leute in ihren Sprechzimmern aufzusuchen.

„Ich kann mir die Zeit nicht zu solchen brotlosen Versuchen nehmen," erwiderte Robert trotzig. „Ich muß malen, malen, sonst wird Lefranc böse. Den Kerl aber muß ich mir bei liebenswürdiger Laune erhalten, denn er ist der einzige Mensch in Paris, der mir für meine Pinselstriche Geld gibt. Und ich muß jetzt für ein paar Jahre vorsorgen, bis ich ganz und gar einem Blindeninstitut verfalle."

„O über den Leichtsinn, der unausrottbar in Ihnen ist!" jammerte Sophie. „Wie vordem mit Ihrem Glück, Ihrem Leben, Ihrem Talent, so verfahren Sie jetzt mit Ihrer Gesundheit! Ihr Augenlicht muß noch zu retten sein! Ich will, ich werde es retten, wenn ich auch noch nicht weiß wie. Aber wenn ich Sie einsperren und binden lassen müßte, um Sie zu heilen, ich will es!"

„Sie sind hart gegen mich in ihrer Teilnahme," sagte Robert. „Und doch macht mich Ihre Teilnahme noch mitten im Elend glücklich."

Sophie senkte den Blick zur Erde und stand mit sich selbst ringend vor ihm da. Er suchte nach ihrer Hand und hielt sie fest, indem er fortfuhr, zu sprechen: „Wenn ich Ihnen nach und nach wirklich etwas geworden bin, und Sie mir Ihr Mitleid, Ihre Freundschaft nicht mehr entziehen wollen, auch — nachher nicht, so erhören Sie eine Bitte! Ein Erblindeter darf ja fast wie ein Sterbender kühne Bitten wagen. Gönnen Sie mir in den Tagen, die schon gezählt sind, gönnen Sie mir in den lichten Stunden, die ich noch haben werde, die Wonne und Weihe ihres Anblickes! Sophie, lassen Sie mich in die Nacht, die mir bevorsteht, die Erinnerung an Ihr liebes Gesicht so klar und sicher mit hinübernehmen, als es einem Menschen möglich ist, sich mit den letzten Kräften seines Sehvermögens an einem holden Anblick vollzusaugen. Dann wird meine Nacht nicht ganz finster sein. Die erloschenen Augen wird noch ein Licht der Erinnerung erhellen, die Erinnerung, wie Sie und das Kind ausgesehen haben! Geizen Sie jetzt nicht mit Ihrem Anblick! Kommen Sie alle Tage, bleiben Sie stundenlang! Ich bitte Sie, Sophie! Sitzen Sie neben meiner Arbeit hin, sie wird mir so leichter werden, sie wird mir flinker von der Hand gehen, wenn ich die armen Augen von der Staffelei auf Ihre geliebte Erscheinung und von Ihnen wieder auf die Staffelei wenden kann. Sie sind so schön jetzt, Sophie! So schön, wie Sie nie vordem gewesen sind, nie wieder werden werden, in der vollen glücklichen Entfaltung aller äußeren Gaben, die Ihnen die ungleich verteilende Mutter Natur zuerkannt hat.

Ich werde Ihr Bild in meinem Gedächtnis behalten so schön, wie Sie jetzt sind. Sie werden mir nicht altern! Niemals! Ewig jung und schön werden Sie neben mir stehen! Sehen Sie, das ist auch wieder so ein Glück im Unglück! ... Nicht wahr, Sophie, Sie gewähren mir diese Gnade? Nicht wahr, Sophie, Sie kommen täglich, auch wenn Ihr Bruder Sie nicht begleiten kann? Was soll Ihnen ein Schutz gegen den gebrochenen geschlagenen Mann, der kaum der Schatten mehr von Robert Leichtfuß ist! Der bald nur tastend sich von Ort zu Ort behelfen können wird! ..." Der Gedanke schien ihn jetzt furchtbar zu erregen. Er schlug ungeduldig vor seinem Kinn mit den Knöcheln der Finger gegeneinander. In seinen Zügen malte sich eine Angst, die er bislang nicht hatte Herr über sich werden lassen. Er sah sich in seinen Gedanken offenbar ganz hilflos. „Sophie!" schrie er auf, „nicht wahr, wenn die große Nacht einbricht, Sie werden mich nicht verlassen!"

Sie hob ihr Angesicht jetzt empor, und wie heftig auch der Kampf in ihrer Brust gewogt hatte, derweil er gesprochen, jetzt war sie klar und fest, und mit der ruhigen hellen Stimme der Entschlossenheit sagte sie: „Ich werde Sie nicht verlassen. Ich will die lichten Tage, die Ihnen noch geschenkt sein werden — und ich hoffe zu meinem Gott, daß es noch viele, viele sein werden — neben Ihrer Staffelei sitzen; und sollte das Entsetzliche, was Sie kommen fühlen und was Gott gnädig abwenden möge, wirklich eintreten, nein, Robert Leichtfuß, ich werde Sie nicht verlassen, sondern Ihr Stab und Ihre Stütze sein, bis diese Stütze selbst einmal zerbricht!"

„Sophie!" rief Robert, der die Kraft des Glaubens verloren hatte.

„Hier meine Hand darauf, hier meine beiden Hände!" sagte das Mädchen, und er sank vor ihr zusammen, die schönen kleinen Hände an seinen Lippen. Seine Kraft war erschöpft. Die heftige Gemütsbewegung brachte ihn einer Ohnmacht nahe. Er sah Sophien nicht mehr vor sich und hielt sich an ihren Faustgelenken fest, als müßt' er sonst vor ihr in bodenlose Tiefe fallen.

Da pochte man an die Thüre des Nebenzimmers. Klein-Erna ward denn doch die Zeit zu lang, und sie beklagte sich laut, daß man sie unerbittlich von Sophien abschließe, die ohnehin ein so seltener Gast sei.

Die Schweizerin ließ ihre kleine Freundin ein und sagte ihr, daß sie nun oft, daß sie täglich kommen und ihren armen Papa pflegen würde.

„Und du wirst ihn auch wieder essen lehren!“ rief das Kind, „nicht wahr? Wenn ich so wenig äße, möcht' ich die Schelte sehen! Papa ißt eigentlich gar nichts mehr. Schilt ihn einmal!“

Sophie legte den Finger auf den Mund und wies ihr die zusammengekauerte Gestalt des Vaters. Das Kind stürzte auf Robert zu und umschlang ihn und Sophie mit klammernden Aermchen, seine Küsse zwischen beiden teilend. Nie ist eine Verlobung unter so tiefer Wehmut vollzogen, nie so viel Wehmut mit so durchdringendem Gefühl geheiligt worden, wie in diesem Augenblick.

Das Abendrot warf seine vergoldenden Strahlen über die drei in Leid und Lust verbundenen Menschen, auf die Symphonie in Gelb, auf Wald und Fluß im Sonnenschein, auf Wald und Fluß im Sturme und die übrige so bescheidene Häuslichkeit des armen Malers.

Noch einige Minuten in schweigendem Einverständnis miteinander zugebracht, dann wand sich Sophie aus den Armen Ernas. „Auf Wiedersehen morgen, ihr meine Lieben!“ sagte sie und ging. Das Kind schmiegte sich an den Vater, der stumm sein Haupt verhüllte.

Langsam kam die Nacht.

Der gewinnsüchtige Lefranc ließ sich die Mühe nicht verdrießen, so oft es seine Zeit erlaubte, nach der Rue Murillo zu eilen, die fünf Treppen mit keuchendem Atem zu erklimmen, um sich dann in Robert Leichtfuß' Werkstatt auszuruhen und an der werdenden Landschaft auf dessen Staffelei zu erquicken.

„Wald und Fluß im Sturme“ hat es ihm besonders angethan. Er sah es entstehen. Es kam ihm so vor, als wäre dabei etwas von seinem Geiste mitthätig gewesen. Seine Ratschläge hatten, wie er meinte, den Künstler auf diese Motive gebracht. Er bildete sich nicht wenig darauf ein. Und wenn er sich auch nicht den Vater des Bildes nennen konnte, na, so freut' es ihn doch, sich wenigstens — den Paten des Bildes nennen zu dürfen.

Den Maler versicherte Lefranc, daß er kolossale Fortschritte gemacht habe in letzten Zeiten, daß er sich eine ganz neue, daß er sich eine überraschende Manier zurecht gemacht habe. Diese koloristischen Wirkungen mit einzelnen Farbenflecken in der Staffage, die keineswegs mehr peinlich ausgeführt war, riß den grauen Kenner zu unverhohlenen Lobsprüchen hin.

Mehr als einmal stand er mit dem rasierten Kinn in der krauenden Hand vor diesem werdenden Kunstwerke und fragte sich, ob es nicht an der Zeit wäre, einen Meister wie diesen da unter eigener Flagge vors Publikum segeln zu lassen ... je nun, es war eine gewagte Sache. Es konnte glücken, es konnte aber auch mißglücken — während die Tiburtins, die falschen wie die echten, ihres reißenden Absatzes und ihrer hohen Preise allemal sicher waren.

Lefranc war ja vor allem Händler, Kaufmann und auf seine kaufmännischen Erfolge angewiesen und erpicht. Aber der Kunstkenner, der Liebhaber regte sich doch in seinem schwarzen Herzen. Es that ihm wirklich leid, daß solch ein Bursche nicht sich Namen und Vermögen auf eigene Faust machen sollte. Denn, genau betrachtet und ganz ehrlich gesprochen, er konnte ja mehr als der andre; Tiburtin ward alt, er verstockte sich in seiner allerdings glänzenden Manier, er war Manierist geworden ganz und gar und ließ sich kein graues Härchen darüber wachsen, daß seine Produktion nun immerzu in dem eigenen ausgefahrenen Geleise weiter einherfuhr. Dagegen über Roberts gebeugtem Haupt eine göttliche Willkür ihn des Meisters Weise übertreffen, vervollkommnen, vertiefen und zugleich erhöhen hieß.

Selbstverständlich herrschte diese Ehrlichkeit nur in den Selbstgesprächen Lefrancs. Wo wird er einen Künstler durch solche Bekenntnisse in seinen Ansprüchen steigern! Und anspruchsvoll waren sie ja alle, diese Künstler! Nein, vor allem war Lefranc Geschäftsmensch und mußte seinen Vorteil wahrnehmen. Er hatte schon ein Herz, aber er hielt es im Zaume des Schweigens. Und darum verriet er von den Gedanken, die ihn bei Betrachtung der neuesten Schöpfungen Roberts heimsuchten, ebensowenig, als dieser ihm gestand, durch welches Uebel und mit welchen Sorgen er auf diese neue, dem Kenner so wirksam scheinende Methode des Farbenauftrags und der geringeren Detailausführung gekommen war, und warum er sich auch noch immer von dem Welkeblätterfall nicht trennen wollte.

Die unsichere und intermittierende Thätigkeit seiner Augen hatten ihm diese starken und jähen Farbeneffekte an die Hand gegeben; er wagte nicht zu hoffen, ein Bild mit der sonst geübten, genauern Detailausführung vollenden zu können, und er wollte, was er in diesen Zeiten geschaffen, in den letzten Tagen, da ihm noch zu sehen, manchmal zu sehen vergönnt war, wie zum Abschied vor Augen haben und sich nicht früher, als es sein mußte, davon trennen.

Auch was er von älteren Bildern noch besaß, kramte er aus dem Gerümpel hervor oder ließ es bei den Kunsthändlern, da es verstreut vergebens auf Ankauf wartete, zurückholen und umgab sich so mit diesen Zeugen seiner künstlerischen Thätigkeit.

Da war der Ausschnitt aus dem Heimwesen des Horaz, da die Kopie des Claude Lorrain, die beiden Oelbilder und die vielen Aquarellskizzen, die er in Roqueville und auf der Fahrt dorthin gemalt hatte, die lang vor Lefranc verborgene Spreelandschaft, welche gewissermaßen die Umrisse zu seinem letzten Bilde geliefert, das Stückchen Weltstadt vor seinem Fenster, das er in der trübsten Zeit hier oben, wie um sich auf andre Gedanken zu bringen, so hingepinselt hatte, und noch andre kleinere Sachen. Das stattliche Inventarium eines richtigen Landschaftsmalers, wenn auch eines Landschaftsmalers wider Willen.

Sowie sich Lefranc bei ihm melden ließ, verhüllte Robert noch immer rasch seine Werke und lehnte sie mit dem Gesicht gegen die Wand und duldete nicht, daß der Schnüffler ihnen zu nahe kam. Das Mißtrauen gegen den Mann, der nur aufs Uebervorteilen seiner Nebenmenschen aus war, und der seinen Künstlerstolz oft bitter gekränkt hatte, hielt ihn instinktiv davon ab, jenem mehr zu zeigen, als er ihm schuldig war. Aber wenn Sophie zu ihm kam, da war er stolz, ihr noch immer etwas zeigen zu können, was sie noch nicht kannte, und ihr den Beweis zu liefern, daß er auch auf dem Gebiete seiner Kunst, welches zu bebauen ihn freiwillige Neigung niemals angetrieben hatte, kein fauler Knecht gewesen sei. Angesichts dieser Bilder erzählte er ihr, in welcher Zeit und unter welchen Umständen dies und jenes entstanden war. An der Hand dieses Bilderbuches erfuhr sie also seine bunte Lebensgeschichte.

Die Lust zu reden war über ihn gekommen, als die Pausen länger geworden, die sich zwischen sein malerisches Schaffen drängten. Es war ein nervöses, hastiges Reden, abgelöst von langem Hinbrüten und Schweigen, während dessen er halb bei Bewußtsein in den wachsenden Abgrund seiner Blindheit zu starren schien.

Eines Tages im April war alles aus. Draußen fuhr der Frühling in die wintermüde Welt; die Sonne lachte zur Erde, und die Menschen lachten zur Sonne empor; Natur und Geschöpfe freuten sich des neuen Lichts, des neuen Lebens. In Roberts Malerstüblein lag ein Mann an der Erde, für den es kein Licht mehr gab. Der schwarze, heiße Trank hatte ihm nur mehr auf etliche Minuten noch die Fähigkeit erweckt, Dinge

vor seinen Augen zu erkennen, aber auch diese nur mehr wie durch einen Schleier, der sich von Sekunde zu Sekunde verdichtete. Er stützte das Haupt mit beiden Armen und brütete am Boden so hin. Um ihn herum lagen zerstreutes Malergerät und Trümmer von Pinseln, die er in aufwallendem Zorn über sein Geschick in den zur Unthätigkeit verurteilten Händen zerbrochen hatte.

So fand ihn Sophie, als sie gegen Mittag, mit einem Sträußchen Frühlingsblumen in der Hand, zu Erna kam, die in ratloser Verzweiflung neben dem Vater, auf dem Estrich sitzend, ihrer harrte.

Robert fragte, wer da wäre. Er erkannte Sophie aber sofort an der Stimme. Er sammelte sich auf und bat, ihn zu einem Stuhle zu führen. Er sprach den beiden Mädchen Mut und Geduld zu; auch er wolle Mut und Geduld haben; er wußte ja lange voraus, wie's kommen würde; und nun war's eben da und mußte ertragen werden in Gottes Namen!

Allein diese gottergebene Stimmung hielt nicht vor. Sie schlug in wilden Groll um, und trotz der beschwichtigenden Bitten der beiden Wesen, die er innig liebte und nie betrüben wollte, bäumte sich seine ganze Seele in flammendem Zorn empor gegen das ungerechte, gegen das grausame Geschick. In einer Zeit, da der rastlose Promethide nach einer vierten Dimension, nach einem sechsten Sinn verlangte, spürte, forschte, ward ihm von den fünf Sinnen der notwendigste genommen! Taub hätte er noch malen, lahm sich noch durch erfindliche Vorrichtungen zum Malen verhelfen mögen, seine Blindheit kam einer Verurteilung zum Hungertode gleich.

Dann ward wieder ein andres Gefühl Herr über ihn, das packte ihn wie Sturmwind und trug ihn im Nu in eine andre Region der Gedanken. Er schlug an seine Brust mit geballter Faust und widerrief den Vorwurf gegen das Geschick, das wohl grausam, aber nicht ungerecht die furchtbare Strafe über ihn verhängte. Er habe gefrevelt, mit seinen Augen gefrevelt an der Kunst, an der heiligen Ehrlichkeit in der Kunst, als er sich zum Handlanger eines Betrügers herabgewürdigt. Darum habe das Schicksal ihn an seinen Augen gestraft. Nun habe das Schicksal ihn gezeichnet!

Sophie verwies ihm solche Reden, die ihrer religiösen Empfindung widerstrebten, und sie bat mit zärtlichen Vorwürfen, er möge sein Unglück nicht durch solchen Frevel verschärfen, sondern sein Gemüt zur Geduld und Hoffnung auf Gott wenden.

Er aber schäumte noch über von Bitternis und vergalt ihr

sanftes Zureden mit der herben Bitte, das Versprechen, welches er vor Wochen ihrem Mitleid abgerungen habe, wieder zurückzunehmen. Hütet euch vor den Gezeichneten! Ein also vom Schicksal Gezeichneter, wie er, habe nicht mehr das Recht, ein andres gesundes, herrliches Wesen an sein elendes Dasein zu ketten, er, der auf den Bettel angewiesen sei, habe jedes Recht verwirkt, ein Weib an sich zu fesseln. Tausend Dank für Sophiens Liebe, die ihn noch hart vor dem Sturze ins tiefste Elend innig beglückte; aber er dürfe sie nicht mitreißen in seinen Sturz, er wolle nicht aus Mitleid geliebt werden und nicht von Almosen leben. Und darum — er sagte es ruhiger geworden mit dem Ton überlegten Entschlusses — wolle er ein Ende machen. Er bäte nur noch einmal um so viel Licht für eine Minute, um die letzte Pflicht gegen sich selbst zu üben, seinem elenden Dasein ein Ziel zu setzen mit rascher Hand. Dann möge Sophie den letzten Liebesdienst ihm erweisen und sein Kind nach Berlin bringen, wo es durch die Erbschaft Heriberts vor allem Mangel gesichert sein werde . . .

Sophie nahm diese wilden Erklärungen nicht widerspruchslos hin. Auch Erna weinte bitterlich. Robert aber blieb dabei, daß für ihn alle Hoffnung verloren, ein thatloses Leben kein Leben und Mitleid eine himmlische Tugend, aber keine Leidenschaft sei, auf die man das Lebensglück eines Weibes stellen dürfe.

Während sie noch also in Liebe hadernd bei einander saßen, kam Lefranc an. Der hatte bei den letzten Besuchen von Roberts Launen, wie er dessen verfinsterte Stimmung, ohne deren Ursache zu kennen, benannte, manche Unfreundlichkeit geduldig hingenommen, um nicht vor der Ablieferung der Bilder mit dem Maler in einen unliebsamen Konflikt zu geraten. Nun aber hatte er sich's überlegt. Er mußte Ernst machen! Jawohl! Die Bilder gehörten ihm nach ausdrücklicher Abmachung. Das Geld für das eine war in immer neuen Vorschüssen bereits bezahlt worden. Für das zweite Bild wollte er, in Gottes Namen, weil es ihm so sehr gefiel, einen etwas höheren Preis auf den Tisch legen. Aber das Verzögern und Vertrösten mußte nun ein Ende nehmen. Das zweite Bild war ja, der eigensinnige Maler mochte dagegen einwenden, was er wollte, doch ganz oder doch nahezu fertig. Es war nur Bosheit des verwöhnten Genies, daß Lefranc nicht zu seinem Eigentum, nicht zu der Möglichkeit gedieh, mit neuen Tiburtins gute Geschäfte zu machen. Darum hatte er sich auf dem Wege nach der Murillostraße fest vorgenommen, heute nicht mehr mit sich spaßen zu lassen, sondern mit aller Entschiedenheit, ja, wenn

es sein mußte, mit Härte aufzutreten und zur Not mit Klageschrift und Sequestration zu drohen. Lefranc war ja sehr rücksichtsvoll, wenn ein erheblicher Gewinn in Aussicht stand; aber die Aussicht durfte sich nicht immerfort erweitern, sondern es mußte endlich zum Gewinn, zum reellen Gewinn, zum Geschäft kommen! Amen!

Mit diesen Vorsätzen trat Lefranc ziemlich breitspurig bei Robert Leichtfuß ein. Es war ihm unangenehm, daß er nicht nur das Töchterchen des Malers, sondern auch das Fräulein Martin im Atelier fand. Vor Frauen spricht sich's unbequem von Geschäften. Er deutete diese Erfahrung nicht ganz schüchtern an und betonte, daß er heute notgedrungen erschienen wäre, um sehr ernsthaft von Geschäften zu sprechen.

Robert antwortete nichts. Sein Groll schien sich zu sammeln, um bei den nächsten Worten des Krämers sich sprudelnd und verblüffend über ihn zu ergießen, über den Verführer, der seine Not benutzt hatte, ihn zum Frevel an der Kunst zu zwingen.

Indessen bat Sophie Herrn Lefranc, heute nicht von Geschäften zu sprechen, Herr Leichtfuß sei sehr krank und ein großes Unglück sei geschehen.

Der Alte hörte nicht recht auf das superkluge Frauenzimmer hin, das nach seinem Dafürhalten hier nichts dreinzureden hatte. Beim Anblick all der bunten Sachen, die da herumstanden und hingen, war in ihm der Kunstliebhaber erwacht. Leichtfuß hatte in seiner heutigen Verfassung nicht mehr daran gedacht, seine Malereien vor profanen Augen zu verbergen, und so ging Lefranc hastig von einem Stück zum andern und leckte sich, wie es bei verschwiegener Bewunderung seine Gewohnheit war, die trockenen Lippen.

„Ei, ei, ei!" rief er, „was sind das für hübsche Sachen! Und was? ... vor solchen Sachen soll ich nicht vom Geschäft reden? ... Das wäre! Werden schon ein Geschäft machen. Das heißt vielleicht! Wenn Herr Leichtfuß nicht unbillig sein will ... ja, ja! Aber nun zu meinem Eigentum! Wie steht es denn damit? Sind sie endlich fertig, Meister Robert, mit dem neuen Tiburtin?"

Der Angeredete ballte, von Sophiens bittendem Flüstern zurückgehalten, nur stumm seine Fäuste, während Lefranc vor dem Bild auf der Staffelei verstummte und für die nächsten Augenblicke nur genießender Kenner war. Nun sah er daneben auch die Spreelandschaft, und er fing an, laut zu denken. „Ei, ei, ei, das sind ja Pendants! Dieselbe Landschaft in verschiedener Stimmung! Ausgezeichnet! Das erhöht ihren Wert!

Müssen miteinander verkauft werden!“ Beinahe hätte der sonst so Schlaue sein Lob zu unvorsichtig ausgekramt! Er schlug sich vor den Mund und mehr, um etwas Gegensätzliches zu sagen, als um ein Urteil auszusprechen, rief er, das Gesicht von dem Bilde zu dessen Schöpfer wendend: „Aber so zögern Sie doch nicht mit den letzten Pinselstrichen und machen das Ding da fertig, Sie Zauderer!“

Sophie fand den Alten unerträglich und hielt es für geboten, ihm den Ernst der Lage zu Bewußtsein zu bringen. „Herr Leichtfuß wird dies Bild nicht fertig machen, mein Herr! Ich deutete vorhin schon an ...“

„Was? Nicht fertig?“ unterbrach sie Lefranc. „Das Bild ist ja fertig, erzfertig ist es! Und was noch etwa fehlt, kann in wenigen Tagen ...“

„Es kann niemals fertig werden!“ rief nun Robert, „es ist verurteilt, zu bleiben, was es ist. Ich kann nicht mehr malen! Nie mehr! Ich sehe nicht mehr.“

„Ach, ach, ach! Was Sie sich einbilden! Sie haben mir schon neulich einmal etwas von Ihren Augen gesagt. Wie kämen Sie denn zu solchem Leiden! Fliegende Mücken, Kongestionen, weiter nichts. Ich kenne das!“

„Sie irren sich,“ sagte Sophie und ging nahe auf den Ungläubigen zu. Dann fuhr sie leiser fort: „Herrn Roberts Uebel hat in den letzten Tagen reißende Fortschritte gemacht. Quälen Sie den armen Unglücklichen nicht länger! Herr Robert ist erblindet!“

„E, e, e, erblindet?!“ rief Lefranc aus. Das Wort schien gar nicht aus der Kehle des Erschreckten zu wollen. Er griff mit zitternder Hand nach einem Stuhl. Seine Beine versagten ihm den Dienst.

Da saß er und sah bald das Bild, bald den Maler an. Er mußte sich die Stirne unter der Perücke mit dem Taschentuche kühlen. „Wirklich, thatsächlich, unleugbar erblindet?“ Er schlug die Hände zusammen, und dann schrie er wie mit thränenerstickter Stimme: „Aber dann bin ich ja ein betrogener Mann! Ein bestohlener Mann! Ich habe Bestellungen auf drei Tiburtins provoziert bei meinen amerikanischen Geschäftsfreunden. Ich bin ihnen verpflichtet. Sie lassen nicht mit sich spaßen! Und statt der dreie kann ich nur einen liefern! Einen einzigen, denn die Saumseligkeit des Herrn da ließ den zweiten nicht zur Vollendung gedeihen, geschweige daß ein dritter in baldiger Aussicht stünde ... aber ich werde mich schadlos halten ... ich werde ...“

Er wollte eine häßliche Drohung aussprechen. Aber sein

in der Stube herumirrendes Auge blieb auf dem Manne haften, der, von seinem Unglück gebeugt, zwischen seiner Braut und seinem Kinde still dasaß und Drohungen und Vorwürfe keiner Erwiderung mehr wert achtete.

Der Anblick that es selbst dem gewinnsüchtigen Lefranc im Herzen an, und indem er sich langsam dem Sitzenden näherte, änderte er den Ton seiner Stimme und sprach: „Verzeihen Sie mir den heftigen Ausdruck meines eignen Verdrusses! Er überwältigte mich! ... Nein, wirklich blind? Herr Robert, wie lange kenne ich Sie! Wie oft haben Sie mir mit ihren lustigen Augen ins Gesicht gelacht! Wie viel Schönes haben Sie gesehen, wie viel Schönes haben Sie geschaffen mit diesen Augen! ... Wirklich Schönes! Hier steht's ja herum! ... Und nun erblindet? Um Gotteswillen, erblindet?"

Sophie nickte mit dem Haupt bejahend.

Lefranc schlug abermals die Hände vor dem Munde zusammen: „Wirklich außer stande zu sehen? ... Keine Finte? Keine Ausrede? ... Ach, Verzeihung, ich sehe ja, in welcher Stimmung Sie sich hier befinden alle drei ... aber die Aerzte geben doch Hoffnung ...?"

Sophie zuckte die Achseln und schickte einen Blick nach oben, als wollte sie sagen: Nur bei Gott ist noch Hoffnung, aber es geschehen keine Wunder mehr!

Lefranc rückte ganz nahe zu Robert heran, er streichelte mit seinen knöcherichten Fingern, so sanft er vermochte, die herabhängende Hand und redete wimmernden Tones: „O Sie Aermster! Wie ich Sie beklage! Obschon auch ich so viel an Ihnen verliere, ich beklage Sie herzlich. Ein Maler, der erblindet, das ist ja ein unsagbares Elend, das ist ja ein erbärmlicher Widersinn! Was soll nun aus Ihnen werden! Sie sind wahrhaftig ein verlorener Mann!"

Sophie machte eine Bewegung der Abwehr. Lefrancs Mitleid drückte sich etwas rauh aus, und sie suchte nach Worten, es ihm zu verweisen. Aber in dem Alten ging jetzt auf einmal eine grelle Veränderung vor. Die Züge bewegten sich heftig, die alten Runzeln arbeiteten durcheinander, und die Kinnladen fingen an zu wackeln, als sollte der Unterkiefer des so merkwürdig aufgeregten Mannes in die Brüche gehen. Auch die Ellbogen kamen in Bewegung und nun sprang er, mit den Fingern seiner rechten Hand schnalzend, jählings in die Höhe und rief: „Aber nein! Aber nein! Kein verlorener, ein gemachter Mann sind Sie! Mitten im Unglück ein Glückspilz! So etwas war ja noch niemals da! Noch niemals da!"

Sophie erschrak bei den wunderlichen Bewegungen und den noch viel wunderlicheren Worten des Alten. Sie glaubte nicht anders, als er sei plötzlich verrückt geworden.

Der aber stand nun mitten in der Stube und rief, ihr Erstaunen wohl bemerkend, seine Reden mit den Windmühlflügelbewegungen seiner hageren Arme bekräftigend: „Sie halten mich für übergeschnappt, was? Sie verstehen nichts vom Geschäft! Gar nichts! Nicht einen Grashalm verstehen Sie davon! ... Fassen Sie: ein Maler, ein bedeutender Maler, ein genialer Maler, der das und das und das und den ganzen Rest gemalt hat und der erblindet! Mitten in der großartigsten, in der späten Entfaltung seines langverirrten und doch unvergleichlichen Talentes erblindet! Im Begriff, seinen größten, berühmtesten Nebenbuhler, den gewaltigen Tiburtin in Grund und Boden hineinzumalen, erblindet! Aber, mein Kind, so eine Reklame war ja noch niemals da! Noch niemals da! Mit dieser Reklame bring' ich die ganze Pariser Kunstwelt in eine Aufregung, in ein Fieber, in einen Heißhunger sondergleichen. Sie sollen sehen! Ah, Lefranc, der alte Schäker, ist nicht der erste beste! Sie sollen Wunder sehen! Bei meiner Ehre! ... Aber gratulieren Sie doch Herrn Robert Leichtfuß zu dieser verfluchten Erblindung! Sie macht ja sein Glück! Sie macht ihn zum reichen Manne! Sie glauben mir nicht? Sie schütteln den Kopf? Sie halten mich noch immer für übergeschnappt? ... Sie werden mir noch abbitten. Jawohl! In acht Wochen, in sechs Wochen leg' ich Herrn Leichtfuß ein Vermögen zu Füßen, oder Sie sollen mich einen wirklichen Narren, ja einen Dummkopf, einen Maulmacher nennen! Ein Vermögen! sag' ich Ihnen bei meiner Ehre! Ein wirkliches Vermögen, nicht ein Sümmchen, nicht einen mit zwei Nullen verzierten Bettel, Gott sei davor! Eine sechsstellige Zahl, die sich gewaschen haben soll, ein wahres Vermögen!"

Robert schien all das nicht zu beachten. Er kauerte in sich versunken da, als wäre nun auch der Sinn des Ohres im Absterben begriffen. Sophie sah mehr geängstigt, als von Hoffnungen ergriffen auf den durch dies Elend entzückten Händler. Klein-Erna, das leicht bewegliche Kindergemüt, mußte lachen, denn sie begriff von den Worten wenig, und der alte Herr geberdete sich so närrisch.

Der aber lief jetzt an den Wänden und vor den Staffeleien herum und zählte die Oelgemälde laut, und kramte in den Aquarellen und Handzeichnungen und rief dazwischen: „Ich stoße ins Horn! Mit beiden Lungen kräftigst! Geben Sie auf

den Widerhall acht, mein Fräulein! Ich kenne mein Paris, ich kenne die Pariser Presse, ich kenne das Pariser Publikum! Sie stehen vor einem der sensationellsten Ereignisse der neuesten Kunstgeschichte! Robert Leichtfuß erblindet! Der junge Nebenbuhler, der Ueberwinder Tiburtins seines Augenlichts beraubt! Uebermorgen Leitartikel in allen Blättern, so lang wie mein Arm! Und dann kommt mein persönliches Gewicht hinzu. Ich lege mich ins Zeug, und ich bereite eine Ausstellung, eine Versteigerung vor! Eine Versteigerung, sag' ich Ihnen, derengleichen noch nicht oft da war in dieser Welt, in dieser Stadt, in dieser Zeit! ... Aber er ist doch blind? Wirklich blind, der verehrte Meister?"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, er ist leider wirklich blind!" sagte Sophie, die keinen Glauben an das seltsame Gebaren Lefrancs knüpfte und angesichts des großen Unglücks keiner Freude, keiner Hoffnung fähig war.

Der Alte ward nicht müde, sie mit Fragen zu quälen. Er wollte wissen, was alles noch von landschaftlichen Arbeiten etwa vorhanden wäre. Beileibe nur von landschaftlichen Arbeiten! Von allem andern wollte er durchaus nichts wissen. Ja, er sprach von diesen andern Arbeiten wegwerfend und mit merklichem Hasse, wie von beklagenswerten Ursachen, die den trefflichen Meister vom rechten Weg abgelenkt und lange, viel zu lange nicht auf den rechten Weg hatten zurückgelangen lassen, auf den Weg, den ihm Lefranc schon vor vielen Jahren gewiesen.

Robert Leichtfuß gab auf alle Anreden keine Antworten mehr. Seine Teilnahmslosigkeit ängstigte Sophie. So wenig sie an die schwindelhaften Verheißungen des alten Mannes glaubte, den Robert in den letzten Zeiten nicht anders als seinen bösen Feind, seinen Versucher und Verführer genannt hatte, so wollte sie doch nichts außer acht lassen, was ihrem Geliebten nur irgend zu Ruhm und Geld verhelfen konnte. Sie war auch in dessen Genius so sehr vernarrt, daß sie von einer Ausstellung seiner Werke — und zu einer solchen mußt' es ja, wenn Lefranc nicht ganz verlogen war, doch kommen — sich ein bißchen Sonnenschein für dies verdüsterte Leben versprach.

So stöberte sie denn mit dem Kunsthändler alle Winkel, alle Mappen durch. Sie fanden auch noch ein paar Aquarelle aus Italien und einige Bleistiftzeichnungen aus den Giardini pubblici und dem Berliner Tiergarten, auf welche der Maler nicht den geringsten Wert gelegt hatte, die aber seinem Nothelfer zum Ruhm durchaus nicht unwichtig, nicht wertlos erschienen.

Dann nahm Sophie ein genaues Inventar sämtlicher Ar-

beiten auf und ließ es Lefranc unterschreiben. Die Symphonie in Gelb war natürlich des Käufers Eigentum; an allen andern Stücken groß und klein aber hatte er in seiner früher so ablehnenden Haltung kein Eigentum erworben. Auch der Klügste irrt sich eben zuweilen. Aber trotzdem war er überzeugt, auch mit dem üblichen Prozentsatz bei dieser vorhabenden Versteigerung für sich kein schlechtes Geschäft zu machen, und der liebe Herr Kollege dort hinten in der Rue de Chateaudun sollte sich schon wundern und ärgern! Ei, ei, und wie sehr! Was war es denn für ein besondres Kunststück, eine Versteigerung von einem auf allen Märkten Europas bereits hoch kotierten Künstler mit Glück durchzuführen! Aber einen unbekannten oder doch verkannten großen Künstler zu entdecken und ihn, der heute noch in einem finstern Stockwerk darbt, zum riesigen Erfolg zu heben, das war bedeutend, das gab Ruhm und Ansehen! Und konnte Lefranc nicht beschwören, daß er ein Bild, na, sagen wir zur bessern Abänderung des Satzes: daß er Bilder Roberts schon vor vielen Jahren nach Amerika verkauft hatte — und zu sehr ansehnlichem Preise!

Es war ein bitteres Gefühl der Unsicherheit für Sophien, als sie am andern Tage der Verpackung all der Werke beiwohnen mußte, welche Robert in langen Jahren geschaffen hatte, und die nun ein Mensch wie Lefranc abholen ließ. Leichtfuß hatte das Interesse an seinen Schöpfungen ganz verloren. Auf jede Frage, jede Bitte um Entscheidung, um Auskunft gab er keinen oder höchstens den Bescheid, daß man damit machen möge, was man wolle, man könne sie versteigern oder verbrennen, es war ihm in seiner Lethargie einerlei. Was man ihm vorsagte, hieß er gut. Nur gestoßen und gedrängt gab er überhaupt Antwort, und diese im Sinne des Fragers. Nur eines schien ihm selbst in seiner Entkräftung aller Sinne noch am Herzen zu liegen, daß nunmehr sein Namenszug nicht übermalt und nirgends, wo er ihn angebracht, beseitigt werden dürfe, sondern bestehen bleiben müsse in seinem lichten Rot, wie er ihn in die Bilder geschrieben hatte.

Das war das einzige, was ihn noch bewegte, sichtlich sogar freudig bewegte, wenn er auf die beruhigenden Versicherungen Sophiens hin sagen und wiederholen durfte: „Dann hab' ich also keinen Mißbrauch getrieben mit meinem Namen, mit meiner Kunst, mit meinen armen Augen und habe zu keinem Betruge geholfen! Gott sei Dank!"

Dies freudige „Gott sei Dank" war wie das letzte Flämmchen, das sich aus zerfallendem Aschenhaufen gen Himmel schwingt.

Der einst hoch lodernde Brand seines kunstgeweihten Lebens schien am Verlöschen. Sein dumpf hinbrütender Zustand schien der geringen Hoffnung noch mit jeder Stunde etwas abzubrechen. Also that er seinen besten Freunden den herbsten Kummer an, daß diejenigen, die ihn am innigsten liebten, aus Mitleid ihm schier den Tod wünschten. Denn mochte nun auch durch Lefrancs List und Rührigkeit in die verkommene Wirtschaft ein goldbringend Flüßchen geleitet werden, dies Leben war doch kein Leben mehr, und der Tod erschien als ein Erlöser.

So stand es um Robert Leichtfuß, als mich in den Osterferien desselbigen Jahres der ehrenvolle Ruf eines vornehmen Landsmannes nach Paris entbot, welcher eine von den dortigen Aerzten als notwendig erkannte, nicht ungefährliche Operation von keiner andern Hand als der meinigen ausgeführt wissen wollte. Mir waren in jüngster Zeit einige ähnliche chirurgische Leistungen in überraschender Weise gelungen, und der Kranke war mir von alters her lieb und wert, so daß ich, obwohl überzeugt, daß viele meiner Pariser Kollegen derselben Aufgabe nicht minder, ja gewiß noch mehr als ich gewachsen waren, mich wohlgemut auf den Weg machte, um diesem besondern Vertrauen gerecht zu werden.

Die immerhin heikle Aufgabe ward denn auch, Gott sei Dank, aufs glücklichste gelöst, und meines erlauchten Patienten Befinden gab die schönsten Hoffnungen, daß wie die Operation selber vollkommen gelungen war, so auch seine Rekonvaleszenz günstig verlaufen werde. Immerhin ward es mir zur Pflicht gemacht, diese Rekonvaleszenz abzuwarten und mich deshalb noch eine und andre Woche am schönen Strande der Seine zu verweilen. Ich beschloß, die Zeit recht auszunutzen und mich gründlich satt zu sehen, sowohl auf dem Gebiete meiner Wissenschaft als auch im öffentlichen Leben der an merkwürdigen Erscheinungen so reichen Stadt, die mir einst so vertraut gewesen und die ich, seit Jahren ganz und gar meinem akademischen Berufe hingegeben, nun so lange nicht wiederbetreten hatte.

Auch die Pariser Zeitungen regten meine Neugierde an, und vielleicht um so mehr, als ich im gewöhnlichen Leben selten die Zeit erübrige, andre als medizinische Fachblätter in die Hand zu nehmen.

Wie soll ich nun mein Erstaunen beschreiben, als ich eines Abends im Gasthause, vor dem Auftragen der Mahlzeit im „Figaro“ lesend, einen sehr wirksam geschriebenen Artikel finde,

darin von einem gewissen Maler Robert Leichtfuß die allermerkwürdigsten Dinge berichtet wurden.

Der Name fiel mir beim ersten Blick auf, darum las ich, was ich vielleicht überschlagen hätte, mit steigender Aufmerksamkeit weiter. Ich war ja nicht nach Paris gekommen, um allermodernste Bilder zu besehen; aber Robert Leichtfuß klang mir so bekannt. Und richtig im nächsten Augenblick wußt' ich auch, daß ich den Mann schon als Studenten in Tübingen gekannt hatte. Die Szene auf der Neckarbrücke mit dem gerührten Bruder Straubinger fiel mir ein, und dann das Bild, welches ich vor etwa zehn Jahren hier in Paris und dann später in New York als einen Tiburtin „non signé“ gesehen hatte.

Eifrigst las ich weiter und meinte bald, daß mir die Haare zu Berge stünden, denn hier fand ich die Geschichte eines Genies in kurzen eindringlichen Absätzen, wie die Stationen eines Leidensweges geschildert, der auf dem Kalvarienberge vorzeitiger Blindheit seinen entsetzlichen Abschluß findet. Manches war darin wohl etwas phantastisch aufgetragen, manches übertrieben, manches frei hinzu erfunden; die reine Wahrheit, wie ich sie in den vorstehenden Blättern niedergelegt, habe ich erst später aus Roberts und andrer Munde gehört. Aber wirksam war der Aufsatz gemacht. Das mußte man ihm lassen! Man schämte sich ordentlich beim Lesen, daß ein so merkwürdiges Talent in unsrer auf ihr Kunstverständnis so eingebildeten europäischen Gesellschaft so wenig zur Geltung hatte durchdringen können, während jene Amerikaner, die wir in Angelegenheiten der Musen noch immer für halbe Wilde über die Achseln ansehen, sich um die Bilder dieses Mannes raufen sollten. Und man kriegte eine Lust, diesen Schaden wettzumachen, daß ich das glänzende Honorar meines erlauchten Patienten schon in meiner Tasche zittern fühlte vor Begier, die angekündigte Versteigerung als einer der Meistbietenden mitzumachen. Diese Naivität muß einem deutschen Universitätsprofessor verziehen werden, denn ich lernte erst später kennen, was solch eine Auktion in Paris für finanzielle Bedeutung hat, und was für Summen da zu Nutz und Frommen eines in Mode gekommenen Künstlers und seines Unternehmers gegeneinander aufgeboten werden.

Indessen traten alle Wünsche und Vorsätze vor dem einen mich betrübenden Gedanken zurück, daß der ebenso tüchtige wie liebenswürdige Mensch nahe am Erblinden oder schon wirklich erblindet, jedenfalls außer stande sei, seiner Kunst sich noch irgend ausübend zu widmen. Das war schrecklich, und ich konnte an diesem Abend keinen fröhlichen Einfall mehr ge-

winnen, so sehr ich mir vordem auch vorgenommen hatte, mich weidlich zu unterhalten.

Ich nahm ein andres, nahm ein drittes, viertes und fünftes Zeitungsblatt zur Hand und staunte, denn, als ob sie sich untereinander das Wort gegeben hätten, in jedem stand ein augenfälliger Artikel, der das Lob meines alten Freundes sang, sein Unglück in grellen Farben schilderte und auf die Ausstellung und demnächstige Versteigerung seiner Gemälde in der Salle Lefranc nachdrücklich, wie auf eins der wichtigsten Ereignisse der modernen Kunstgeschichte, hinwies.

In den Einzelheiten seiner Lebensbeschreibung wichen sie sehr voneinander ab, einige sogar in ganz unverträglicher Weise. Die einen nannten ihn von Geburt einen Schweizer, andre einen Elsäßer, andre redeten gar nicht von seiner Herkunft. Daß er von Haus aus ein biederer Schwabe war, sagte keiner; das hätte wahrscheinlich für Paris den Effekt verdorben und dem Veranstalter der Versteigerung das Geschäft gestört. Alle aber stimmten darin überein, daß der Mann, von der Manier „seines verehrten Meisters Tiburtin" ausgehend, das Erstaunlichste in der Landschaftsmalerei geleistet habe, in Amerika und England ein ganz beliebter Künstler, für Paris, wo er seit Jahren lebe, aber von dem bekannten Kunstkenner Lefranc so gut wie erst erfunden und ausgegraben worden sei.

Ein Blatt wußte eine komische Odyssee von einem Amerikaner zu erzählen, der, um eine ihm vom Meister einst zu Florenz versagte berühmte Kopie eines Claude Lorrain denn doch zu erwerben, durch ganz Italien, Holland und Frankreich gefahren und erst durch die erste Notiz in Pariser Blättern dahinter gekommen sei, daß diese merkwürdige Kopie sich in der Lefrancschen Ausstellung finden werde. Liebhaber könnten sich hier auf einen grimmigen Kampf mit dem kunstgierigen, dollargerüsteten Nabob gefaßt machen.

Ein andres Blatt goß die ätzende Lauge seines Spottes über die Jury des letzten Salons aus, welche dem Werke eines solchen Künstlers den Eintritt verweigert hatte. Doch solcherlei Blamagen war man von diesen Perücken gewöhnt. Robert Leichtfuß, der Mann mit dem unaussprechlichen Vatersnamen, war ja auch nicht auf dem Miste der Akademie gewachsen. Auf den Bergen der freien Schweiz hatte er bis in sein elftes Jahr die Ziegenböcke seines Vaters geweidet und porträtiert. Kein Prix de Rome hatte ihn bequem mit Staatsgeldern ausgerüstet, um sich Italien von den Fenstern der Villa Medicis zu betrachten. Es war ein Märtyrer der Kunst, der seinem

grausamen Genius sich selbst zum Opfer gebracht, der gedarbt, gefroren, gehungert und in unablässiger Arbeit in glühender Sonne und bei nächtlicher Lampe das Licht seiner Augen preisgegeben hatte.

Mir ward von dem vielen Lesen über einen Mann, von dem ich viele Jahre kein Wort vernommen hatte, nachgerade ganz wirr im Kopfe. Es ging mir nicht ein, daß er wirklich erblindet sein sollte. Ich war zwar kein Augenarzt, aber Roberts ganze physische Person stand mir jetzt klar vor meiner Erinnerung, mir war, als hätt' ich ihn zur Untersuchung vor mir — so vieles, was ich heut' abend über den Freund gelesen hatte, war bestimmt erlogen, vielleicht war es auch mit seiner Erblindung nicht ganz richtig. Es war eine schwache Hoffnung freilich, denn gerade in dem einen Punkt waren die verschiedenen Berichterstatter von betrübender Einstimmigkeit.

Ich konnte in der Nacht nichts mehr thun, nichts mehr erfahren. Ich schlief schlecht vor Ungeduld und Betrübnis. Das erste, was ich am andern Tage versuchte, war, daß ich zu Lefranc ins Geschäft ging. Die Ausstellung war mit dem größten Geschick und Geschmack vollzogen; der Eindruck ein überwältigender. Robert Leichtfuß war wirklich ein Landschaftsmaler ersten Ranges. Doch nahm ich mir bei diesem ersten Besuch weder die Zeit, noch konnt' ich mir die Stimmung geben, dem Künstler gerecht zu werden, denn mich drängte es vor allem, den leidenden Menschen heimzusuchen und zu diesem Behufe von dem Aussteller die Wohnung desselben zu erfahren.

Keine halbe Stunde war seit meinem Eintritt in den Laden des Kunsthändlers vergangen, da hielt mein Fiaker schon in der Rue Murillo vor dem Hause, das Robert Leichtfuß bewohnte.

Ich fand meinen alten Freund in einer wunderlichen Stellung halb sitzend, halb liegend in sich zusammengekauert. Ein schönes Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, dessen starkes, blondes Haar, tiefblaue Augen und frische Gesichtsfarbe einen auf den ersten Blick gefangen nahmen, saß nahe bei ihm, die Hand an seinem Handgelenk, als fühlte sie nach seinem Pulse. Unweit von den beiden stand ein Mann mit hoher, weißer Krawatte und so glänzend glatt rasierten Lippen und Wangen und Kinn, wie sie nur Schauspieler und Geistliche zu tragen belieben. Er hielt einige der Zeitungsblätter, die mich gestern beschäftigt hatten, in den wohlgepflegten Fingern und war offenbar durch mein Kommen in lautem Vorlesen unterbrochen worden. Der Gute meinte, Robert eine Freude zu machen mit diesen Vorboten seines Ruhmes; aber der, dessen Lob hier in

langen Spalten ausposaunt wurde, schien zu schlafen oder taub zu sein. Er hatte nichts dergleichen gethan, als die sonore Stimme des Predigers ihm vorgelesen, er that nichts dergleichen, als diese schwieg und ich mich ihm mit den Grüßen alter Freundschaft und voller Freude des Wiedersehens näherte. Er schien mehr oder minder leblos. Ein peinliches, ein betrübendes Wiederfinden!

Es traf sich, daß ich dem Pastor Martin schon vor Jahren einmal, in Luzern, in guter Gesellschaft begegnet war. Die Bekanntschaft wurde rasch erneuert; er stellte mir seine Schwester als die unglückliche Braut des armen Malers vor, und diese erzählte auf mein Befragen, was sie von Roberts Leiden und seiner Lebensweise vor der Erkrankung wußte, auch welche Aerzte sie befragt, und welchen Bescheid diese gegeben hätten.

Ich untersuchte dann selbst den Kranken, der sich alles gefallen ließ und jede Bewegung annahm, die man ihm gab. Ich fand ihn etwa im Zustande der enthirnten Taube, die mit ausgeschaltetem Sinn noch auf mechanischen äußeren Anstoß hin sich regt, wie ihre Gelenke es auszuführen gewohnt sind. Auch Robert aß und trank, wenn man ihm die Veranlassung dazu gab, aber er sah nicht, was er that, und versank sofort, wenn die äußere Veranlassung aufhörte, in seinen dumpfen, lethargischen Zustand.

Ich hatte bald keinen Zweifel mehr, daß die klägliche Verfassung, in welcher sich der einst so prächtige Mensch befand, durch ein elendes Leben veranlaßt sei, welches ihn nach und nach so tief heruntergebracht haben mußte, und daß auch die Ausschaltung seines Gesichtssinnes nur hochgradige Blutarmut zur Ursache habe.

Ob seine Blindheit eine physische oder nur Seelenblindheit, war bei seiner Verfassung nicht zu unterscheiden.

Der Blutarmut in solchem Stadium abzuhelfen, gab es nur ein Mittel. Ich hatt' es in meiner Praxis mehr als einmal mit Glück angewandt. Ein heller Hoffnungsstrahl durchfuhr mit diesem Gedanken meine tiefe Betrübnis. Ich eilte davon, fuhr in meine Wohnung und kehrte sofort, mit allem Notwendigen ausgerüstet, zurück.

„Wie schade, daß Sie kein Augenarzt sind!“ hörte ich da Fräulein Martin sagen, als wollte sie sich und mir die Hoffnungslosigkeit meiner Bemühungen, ja meiner Gedanken, klar machen, obschon sie meine Freundschaft rührte.

Ich aber antwortete: „Was hier von nöten, ist gar kein Augenarzt, sondern ein Chirurg. Und ich bin ein solcher mit leidlichen Erfolgen.“

Sie starrte mich halb vor Freude, halb vor Entsetzen bewegt an. Ihre ganze große Liebe zu dem gebrochenen Manne strahlte aus dem schönen Gesichte.

„Wie meinen Sie das? Um Gotteswillen nur jetzt keine Täuschung, nur jetzt keine falsche Hoffnung!"

Ich pflege in ärztlichen Angelegenheiten mich etwas rauh und entschieden auszudrücken, besonders wenn jede verlorene Minute Gefahr im Verzug bedeutet. Und also sagt' ich ihr, während ich das vorsichtshalber mitgebrachte Handwerkszeug auskramte und mit eingestreuter, kurzer Entschuldigung meinen Rock ablegte: „Wenn einer an Blutarmut krankt, muß man ihm Blut zuzuführen trachten. Die freundlicheren, langsam wirkenden Mittel verfangen bei also ausgeleerten Adern nicht mehr. Hier gibt es nur eine Hilfe noch. Ein etwas heroisches Mittel und dieses muß, wenn überhaupt noch Wirkung erzielt werden soll, in Eile durchgeführt werden. Also nichts für ungut, wenn wir sofort ans Werk gehen! Der Herr Pastor, der ja in Dingen menschlicher Hilfe nicht unerfahren ist, wird mir in Ermangelung eines anderen Assistenten seine Dienste leisten. Nicht wahr, Herr Pastor?"

„O gewiß! Selbstverständlich! Verfügen Sie über mich!"

„Sie aber, mein Fräulein, muß ich wohl bitten, uns allein zu lassen."

Sie zögerte und sah bald mich, bald den Kranken an und fragte dann — die süßbewegte Stimme klingt mir noch heut in den Ohren — „Herr Professor, kann ich nicht auch behilflich sein. Ich bin nicht schreckhaft. Und ich möchte gerne helfen . . ."

„So?" sagt' ich, derweilen mir ein Gedanke zuflog, welcher der Ausführung meines Vorhabens günstig sein konnte. „Aber wo Blut fehlt, muß Blut fließen. Wenn sie Blut sehen können, mein Fräulein, dann bleiben Sie und helfen Sie."

„Ich kann alles, was sein muß!" erwiderte die schöne Sophie, und man sah's dem resoluten Wesen an, daß das keine leere Redensart war. Ich erklärte ihr nun das allein hier sich empfehlende Verfahren der Transfusion, welches darin bestand, daß man aus der geöffneten Ader eines gesunden, vollsäftigen Organismus, Tier oder Mensch, in die Adern des Blutleeren den ganz besondern Saft, von dem unser Leben bedingt ist, überleitet. Ich legte dabei Messer, Bandagen und Glasröhren zurecht, und was ich sonst zu dieser Operation noch bedurfte.

„Und Robert wird dann wieder sehen?" rief sie nach meiner Erklärung hoffnungstrahlend aus, die Hände über der Brust faltend.

„Ich hoff' es zuversichtlich!“ gab ich rasch zur Antwort. Dann aber ward ich doch etwas bedenklich und sah mich im Zimmer rundum.

Roberts Kind war in der Schule. Der Pastor, an dessen Menschenliebe ich allenfalls die Zumutung eines kräftigen Aderlasses schon adressieren konnte, kam mir bei näherer Betrachtung doch nicht gar strotzend vom roten Safte vor. Es war auch eine von den sitzenden Existenzen, die nur so viel Blut in sich haben, als eben zur richtigen Funktionierung ihrer Organe gerade hinreicht. Aber wer weiß, ob er nach solcher Kraftentziehung im stande sein wird, am Sonntag eine stundenlange Predigt zu halten und den übrigen harten Anforderungen der Seelsorge ohne Schaden zu genügen! ... Ich glaubt' es nicht.

Darum streift' ich mir bedächtig den eigenen Hemdärmel zurück. Es war nicht das erste Mal, daß ich mir die nötigen Unzen zu solcher Aushilfe abzapfte. Im Gegenteil, ich hatte im heiligen Eifer des Berufs mir in den letzten Zeiten das Blut für Transfusionen viel zu oft vom eigenen genommen und war dies auch in dieser Minute zu thun entschlossen.

Nun fiel mir während dieser Zurichtung ins Bewußtsein, daß ich infolge mehrmaliger Anzapfungen gerade selber nicht mit strotzenden Adern ausgerüstet war. Ein jüngeres, vollsaftiges Menschenkind hätte meinem Robert schon mehr nützen können als ich, der eher der Erholung bedurfte und dem trefflichen Pastor Martin wahrscheinlich nicht viel voraus war. Indessen Besinnen half nicht und ich dachte, was schon mehrmals geholfen, das wird, mit Gottes Hilfe, auch diesmal seine Schuldigkeit thun. Also los!

„Herr Doktor Kerschbaum!“ hörte ich jetzt die liebe Stimme neben mir sagen.

„Was befehlen Sie, mein Fräulein? Nur keine Störung jetzt!“

„Ich befehle nicht,“ sagte sie, „aber ich bitte, ich verlange. Kein andres Blut soll hier fließen, als das meine!“ Dabei schnitt sie mit blanker Schere den Aermel ihres Kleides der Länge lang auf und streifte ihn über den vollen blendend weißen Arm zurück, darauf die blauen Aederchen in lieblichem Geflechte sichtbar wurden.

Ich freute mich des schönen Anblicks und freute mich, daß sich wieder einmal zwei vernünftige Menschen ohne Worte, bloß durch energisches Denken verständigt hatten. Ich überzeugte mich nun vor allem an Robert, daß mein Urteil richtig gewesen. Wässerig blaß und dünnflüssig war, was aus der angeschnittenen Ader mir zu Augen rann.

Und wie ich mich nun wieder an mein Geschäft machte und das liebe, junge Menschenfleisch so blank und minniglich unter das Messer nahm, da fiel mir „der arme Heinrich“ Hartmanns von Aue ein, wo mein seliger Kollege zu Salerno, der seines Zeichens sicherlich Chirurg gewesen ist, dem „miselsüchtigen“ Ritter Auskunft gibt, daß er ihm nicht helfen könnte, denn

„Ihr bedürftet einer Magd,
Die unbefleckter Ehre
Und dabei Willens wäre,
Daß sie den Tod für Euch erlitte.
Nun ist es nicht der Leute Sitte,
Daß es jemand gerne thu.
So gehört auch anders nichts dazu
Als des Mägdleins Herzensblut,
Das wär für Euer Uebel gut.“

Je nun, so grausam wie der mittelalterliche Italiener brauchte ich nicht zu sein, ich brauchte die entschlossene Helferin nicht „an Arm und Bein zu binden, ihr nicht zum Herzen zu schneiden und dieses lebend von ihr auszubrechen“, um ihrem Geliebten durch ihr rinnend rotes Blut Gesundheit und Lebenskraft wiederzugeben. Vielleicht ist auch die Schilderung dieser Prozedur im mittelhochdeutschen Gedichte nur eine poetische Uebertreibung, ja nur eine zierlich gereimte Verleumdung eines fremden Gelehrten, der durch seine Praxis bei einigen verfehlten, zum Uebel ausgeschlagenen Versuchen der Menschheit doch viel Gutes gethan und dadurch seinen Ruf durch Stadt und Land weit ausgedehnt hat. Ich habe mir immer gedacht, in der Idee, daß der kranke, arme Heinrich durch das Herzblut eines jungen, frischen Mägdleins wieder hergestellt werde, finde sich die erste Spur regelrechter Blutübertragung, die vielleicht von morgenländischen Aerzten überkommen, im mittelalterlichen Salerno einen berühmten Vertreter hatte. Aber von Mund zu Mund, von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter berichtet, auf diesem Wege zur Sage verwandelt und endlich durch die Phantasie des nachschaffenden, auf starke Wirkungen bedachten Dichters umgestaltet, nahm der Vorgang schauerliche, grausame, fabelhafte Wandlung an. Es genügte den nach Spannung und Aufregung lüsternen Hörern, die in Pallas oder Burghof dem Sänger lauschten, nicht nur der Zoll des Blutes, auch das Leben mußte dem Geliebten geopfert sein, nicht nur der lebenspendende Saft, das ganze Pumpwerk mußte daran gegeben werden, damit es ihnen ordentlich über den Rücken gruselte.

Nein, ich brauchte das schöne Herz nicht zu brechen, um in meiner Glasröhre den roten Quell zu fassen und ihn in Roberts Adern überzuleiten, und Sophie mußte nicht den Tod leiden, um ihrem Liebsten zu helfen, sondern kam mit einer leichten Ohnmacht davon, die sie befiel, noch ehe die Operation zu Ende war.

Ich habe die wissenschaftliche Rechtfertigung und den Verlauf des angewandten Verfahrens seiner Zeit in der chirurgischen Wochenschrift den Fachgenossen dargelegt. Hier wäre eine ausführlichere Schilderung nicht am Platze.

Mit welcher Spannung wir drei auf den Erfolg unsrer Bemühungen an jenem Morgen warteten, läßt sich leicht ermessen.

Es waren etwa zwanzig Minuten vergangen, ohne daß Robert in der Lage, darin wir ihn vor Beginn der Transfusion gebracht, sich geregt hätte. Da kam Erna aus der Schule nach Hause und machte nach Kinderart sich im Nebenzimmer recht bemerklich. Der Pastor erhob sich sofort und ging auf den Zehen über die Stube, um dem kleinen, allzeit arglosen Wildfang sein Getöse zu verbieten.

Da hob Robert den Kopf und sagte langsam: „Laßt doch... das Mädel ... hereinkommen ...; ich sehne ... mich ... so sehr danach!“

Ein Freudenschrei, erstickt von Schluchzen, klang von Sophiens Lippen. Robert hörte, er hörte, was im Nebenzimmer geschah, während er doch bislang nicht mehr das, was in nächster Nähe zu ihm gesprochen wurde, vernommen hatte!

Ich hielt die tapfere Freundin in ihrer Bewegung zurück, denn sie bedurften jetzt beide der Schonung und der Ruhe. Derweilen öffnete der Prediger sachte die Thüre zum Nebenzimmer, und Erna trat unhörbaren Schrittes ein.

Auf der Schwelle blieb das Kind stehen und staunte über die seltsamen Vorbereitungen, die es noch in der Stube bemerkte, und über Waschbecken und Tücher, die von blutiger Arbeit Zeugnis gaben.

Es meinte schon, wir hätten dem Vater was Schlimmes gethan, und unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen.

Wir andern schwiegen noch bangenden Herzens und winkten der Kleinen nur mit den Händen, zu uns herüber zu kommen und den kranken Vater jetzt nicht mit Liebkosungen zu bedrängen.

Erna begriff uns auch und wollte seitab am Bette vorüber.

Da hob Robert noch höher den Kopf. Ich sah, ich sah ganz deutlich, wie er die Augenlieder weit aufmachte und mit einem schwachen Strahl der Freude auf dem Gesichte sanft

sagte: „Erna, mein Kind, ich sehe dich! ... Gott sei gepriesen ... in Ewigkeit, Amen!“

Da war kein Halten mehr, und ich hatte Mühe, die Liebenden daran zu hindern, daß sie in ihrer überströmenden Glückseligkeit sich nicht die Wundverbände verrückten und auch ihre Adern noch einmal überströmen ließen. Ich bedeutete dem Bruder, daß hier mehr denn jemals Ruhe die erste Pflicht sei, und daß er dementsprechend seine gute Schwester nach Hause und zu Bett bringen möchte, bis sie sich von ihrem Aderlaß vollständig erholt haben würde. Ich versprach ihnen dafür, den ganzen Tag nicht von der Seite meines alten Freundes weichen zu wollen.

Ich war mit dem Befinden meines Patienten recht zufrieden, als sich am andern Mittag — die Geschwister Martin waren eben wieder zu Besuch erschienen — Monsieur Lefranc melden und trotz meines Verbotes nicht abweisen ließ, nachdem ihm die Magd etwas von einer Operation, von Blut und Messer, vorgeschwatzt hatte.

Es blieb mir nichts andres übrig, als den Störenfried in der Küche zu empfangen. Ich fand ihn erst sehr verstimmten Aussehens, denn nach den Berichten des Küchendragoners stellte er sich vor, daß es sich bei der Operation um ganz andre Dinge gehandelt habe, daß man dem Maler womöglich noch den rechten Arm habe abschneiden müssen, und es ihm dementsprechend recht übel ginge.

Wie er aber aus meinem Munde vernahm, daß wir Robert nicht nur nicht noch eine weitere Möglichkeit, je zu malen, benommen, sondern ihn vielmehr wieder sehend gemacht hätten, da geriet er allen Ernstes außer sich vor Angst und Aerger.

Worin bestand denn seine Zuversicht, worauf fußte denn alle Hoffnung mit den Bildern Roberts einen kolossalen Erfolg zu erringen, eine kolossale Kasseneinnahme zu erzielen? Daß es die Bilder eines erblindeten Malers waren, Bilder eines Malers, der nicht wieder wird malen können, also Unica, für die es in gleicher Qualität keinen Ersatz mehr geben wird. Wenn der über den grünen Klee gefeierte, vom Mitleid mit dem späten Lorbeer gekrönte Künstler wieder aus beiden Augen sah, wie jeder andre gemeine Kerl, so verlor er selber das sensationelle Interesse und seine Bilder drei Viertel ihres Wertes. Dann blieb er aller Wahrscheinlichkeit nach ein armer Teufel, der seine mühsam erquälten Batzen in Gesundheit verzehren konnte, und Lefranc, der sich seit fast zwei Wochen alle erdenkliche Mühe gab, kam nicht einmal auf die Unkosten, geschweige gar, daß sein verwünschter Kollege in der Rue de Chateaudun sich über seine Erfolge zu grämen brauchte.

Ich gab das alles zu, konnte aber nicht umhin, dem Alten zu versichern, daß ich aus all diesen guten Gründen meinen Rekonvaleszenten doch nicht wieder blenden dürfte. Da mich aber die zerknirschte Händlerseele erbarmte, gab ich ihr den Trost, daß der Erfolg der Operation durchaus noch nicht über alle Sorgen gediehen wäre, und es noch immer fraglich bliebe, ob der Wiederhergestellte auch wieder mit seinen Augen künstlerisch arbeiten, ob er je wieder werde malen können. In jedem, auch dem günstigsten Falle dürfe daran vor Monaten nicht gedacht werden.

Lefranc atmete auf. Doch war ihm dies noch nicht Beruhigung genug. Er nahm mir das heilige Versprechen ab, daß nicht nur über Roberts Operation und Behandlung vor vier Monaten keine Silbe verlauten, sondern daß sich der Genesene sofort in aller Stille einwaggonieren und vor Jahresfrist nicht in Paris blicken lassen, auch vor Jahresfrist keinerlei neue Werke von sich ausstellen oder verkaufen dürfe.

Ich rief die beiden Geschwister Martin heraus, und wir drei verpflichteten uns bindend, daß Lefrancs Wünsche genau erfüllt werden sollten. Dafür versprach er nicht nur, wie es in seinem eigenen Vorteile lag, die Versteigerung zum besten Ende zu führen, sondern auch die Nachricht vom Wiedererlangen des Augenlichts zu rechter Zeit in so wirksamer Weise ins Publikum zu bringen, daß der Maler davon nur Gewinn und Freude haben sollte.

Zuletzt machte er noch Schwierigkeiten wegen des Aufenthaltsortes, wo er Robert Leichtfuß für die nächsten Monate gewissermaßen interniert wissen wollte. In keiner volkreichen Hauptstadt, auch an keinem Ort, wo das Kunstinteresse merklicher Pflege und darum die Künstler unvermeidlicher Aufmerksamkeit von seiten des Publikums genössen, dürfe der kostbare Maler gesehen werden.

Das war ja auch nicht in meiner Absicht, der für den Vielgeprüften ein stilles grünes Fleckchen Erde wünschte, wo er sich langsam kräftigen und wieder den alten Adam anziehen konnte. Wir schlugen dem Ueberbesorgten vor, unsern Robert in der Schweiz zu halten, bis er gänzlich genesen und etliche Monate über den Schluß der Ausstellung verflossen sein würden.

Damit zufrieden, verließ uns der seiner Wirkungen wieder sicher gewordene Lefranc.

Ich beschloß demnach, meine Heimreise über Helvetien zu machen. Nach Ablauf einer weiteren Woche brachte ich meinen geretteten Robert auf den Lyoner Bahnhof und geleitete ihn in den schönsten Teil der südlichen Schweiz. Fräulein

Martin hatte Paris mit Erna und ihrem Bruder schon einige Tage vorher verlassen.

Dort in einem stillen Dorfkirchlein am Südrande des Genfer Sees führte Robert Leichtfuß seine Sophie zum Altar. Er mußte den grünen Schirm noch über den Augen tragen. Ihr Bruder gab sie zusammen.

Dort in behaglicher ländlicher Zurückgezogenheit erreichten ihn auch Briefe Lefrancs und die Nachrichten von dem großartigen Absatz, den seine Bilder auf der Versteigerung in Paris erzielten.

Also ward Robert Leichtfuß berühmt und reich, gesund und glücklich, nachdem er nahe daran gewesen war, im allertiefsten Elend für immer zu Grunde zu gehen.

Die alte gute Natur half sich nach und nach wieder zu ihrem Rechte; er sah kräftig und froh in die schöne Welt und durfte noch früher, als er erwartet hatte, wieder an die geliebten Pinsel Hand anlegen. — Nun schuf er weiter im Lichte des Ruhmes, mit der tröstlichen Aussicht auf sicheren Gewinn, im ungestörten Besitze des Kindes, das er über alles liebte, in der Hoffnung auf ein neues Glück an der Seite des liebenden Weibes, von dessen rotem Blut belebende Tropfen in seinen Adern eingeschlossen waren.

Freilich blieb er im Leben und in der Kunstgeschichte der Schüler Tiburtins. Er hatte sich als Künstler gefunden, wenn auch anderswo, als er mit Lust und Absicht gesucht hatte. Er hatte sich nach allerhand und recht hartnäckigen Irrgängen als Landschaftsmaler erkannt. Er zog den Hut vor dem einst widerwillig angenommenen Vorbild und sprach mit aller Ehrerbietung von ihm nicht anders als „Mon maître“.

Tiburtin ließ es sich gern gefallen und vergalt es mit bekannter Höflichkeit.

Von den alten Velleitäten war nicht mehr die Rede. Robert Leichtfuß war gründlich von ihnen geheilt. Er fühlte sich glücklich in der Beschränkung; denn er hatte die Wahrheit des Satzes erkannt: Der Meister ist einseitig. Wir schaffen nicht, was wir wollen, sondern was wir können, also müssen, müssen, weil wir es können.

Sein Schaffen und sein Leben waren gesegnet fortan.

V., 4. VI. 85. / 19. VII. 87.

Ende.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.

Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Englischen.
Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Die kühle Blonde. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutsch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.

Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyse.
Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von G. Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzers“ hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.

Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt,“ sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.
Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin in „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, als in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen
Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bde. Aus d. Engl.
Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.
Wahre Kabinettstücke poetischer Charakteristik sind diese short stories, wovon der gefeierte Dichter hier eine ganze Perlenschnur darbietet.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Der phantasievolle amerikanische Dichter schildert hier nicht nur wilde Abenteuer des Prairielebens, sondern auch ein Kindergemüt, das jung und alt zum Herzen sprechen wird.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Nicht nur der Reiz des Geheimnisvollen, der diesem frisch und unterhaltend geschriebenen Roman eigen ist, sondern namentlich auch die überaus plastische Charakterzeichnung, sowie sein sittlicher Ernst sichern ihm eine gute Aufnahme, wie sie ihm bei seinem ersten Erscheinen in der Revue des deux mondes thatsächlich zu teil geworden ist.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Ganz schlicht und schmucklos erzählt Conway seine dem täglichen Leben entnommenen Geschichten; aber wie weiß er den Leser zu fesseln und in Spannung zu erhalten!

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Voll Geist und Leben ist diese abenteuerliche Geschichte des beliebten Erzählers, deren interessante Herzenskonflikte die wärmste Teilnahme erwecken.

Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen.
Indem wir diese einfach-rührende Geschichte von einem armen Knaben, der Malot nicht zum wenigsten den Ruf eines gemütvollen Erzählers verdankt, in unsre Sammlung aufnehmen, erfüllen wir einen häufig geäußerten Wunsch aus dem Kreise unsrer Leser.

Baronin Müller. Von Karl von Heigel.
Ein ausgereiftes Kunstwerk ist es, das v. Heigel in diesem lebensvollen Roman geschaffen hat, dessen ergreifender Konflikt sich so recht naturnotwendig aus den fein beobachteten Charakteren der handelnden Personen entwickelt.

In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Wer in diesem Buche nach Auswüchsen des modernen französischen Realismus sucht, wird es enttäuscht beiseite legen; dagegen enthält es eine anmutige, feinsinnige Geschichte, die im Fortschreiten stetig an Spannung zunimmt.

Das Kind. Von Ernst Eckstein.
Das interessante Motiv dieser ungewöhnlich fesselnden Novelle ist mit künstlerischer Virtuosität behandelt. Die Charakterisierung der auftretenden Personen verrät in jedem Zug den Meister.

Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Wer liest nicht gerne auch einmal eine gruselige Geschichte, wenn sie gut und spannend erzählt ist? „Das Haus am Moor" ist eine solche.

Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Diese glänzend geschriebenen Novellen dürfen als Muster ihrer Gattung — der modernen realistischen Schule, die in Italien unter dem Namen verismo auftritt — gelten. Mathilde Serao ist eine der vornehmsten und zugleich maßvollsten Vertreterinnen dieser Richtung.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus d. Französ.
Mit Geist unternimmt es der bekannte Verfasser, die Lehre von der Vererbung verbrecherischer Neigungen in einem ergreifenden Lebensbild zur Darstellung zu bringen.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. 2 Bände.
Ein wirklich herzerfreuendes Buch ist es, das der beliebte Erzähler hier darbietet: ein Kunstwerk, bezaubernd in Form und Inhalt. Zwei reizvolle Vertreterinnen der heutigen Jugend hat er erwählt, und mit Geist und Grazie weiß er sie zu schildern.

Das wandernde Licht. Von Ernst v. Wildenbruch.
Diese Novelle des berühmten Dichters ist das durchaus ungewöhnliche Werk eines

selbständigen Geistes, voll Leben und dramatischer Kraft.

Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.

Ein Idyll nennt der Verfasser seine einfach-rührende, vorzüglich erzählte Geschichte, und mit Recht, denn sie ist von einem frischen Hauch gesunder Land- und Gartenluft durchweht.

Schatten. Von Ossip Schubin.

Der prickelnde Reiz, durch den die Schöpfungen Ossip Schubins den Leser so unwiderstehlich gefangen nehmen, ist auch diesen stimmungsvollen Novellen in hohem Grade eigen.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband zum** Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
" Die tolle Komteß.

